gall. com.

368r/2 Touchard

Chronik des Oeil de Boeuf der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle von Paris.

Eine Schilderung der Sitten und ihres Verfalles unter der Regierung Ludwigs XIV., der Regentschaft, Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

Herausgegeben
durch die verwittwete Gräfin von B***
In das Deutsche frei übersetzt
durch
L. von Alvensleben.

> Die Wahrheit wollte ich schildern; ward sie zum Spott, so trägt die Zeit hiervon die Schuld.

Zweiter Band.
Regierung Ludwigs XIV.
Erster Abschnitt.

Leipzig, 1832.
Wigand'sche Verlags-Expedition.

Min. J. Inn…rn

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
der
Kapitel des zweiten Theiles.

Erstes Kapitel.

1675.

(Seite 1—21)

Siege am Rheine. — Der König macht Verse. — Der Höfling in Verlegenheit. — Faut pas der Aebtissin von Fontevrault. — Die Odalisken in der Gunst. — Es ist die Sache der Frau von Montespan. — Erklärte Aehnlichkeit. — Die Herzogin von Soubise. — Ihr Stolz, ihre Launen, die Ohrfeige. — Die Hyder der Galanterie. — Fräulein Guedami. — Die Königin gehorcht der Favorite. — Die Damen Montespan und Maintenon in Zwist. — Friedensvermittlung. — Beichtväter des Königs. — Die Pater Annat und Fervier. — Die Liste der Pfründen. — Der Pater Lachaise. — Taktik der Jesuiten. — Das Kabinet der Medaillen. — Das Gelübde der barmherzigen Schwester. — Ein Blick auf Flandern. — Tod Turenne's. — Louvois Freude. — Congreß zu Nimwegen. — Ernennung der Marschälle. — Das Sofa und die Liste. — Turenne's kleine Münze. — Condé folgt auf Turenne. — Er zieht sich zurück. — Montecuculi folgt seinem Beispiele. — Tod des alten Herzogs von Lothringen. — Die Herzogin von Luge. — Abelard II. — Das Reliquienkästchen. — Verlust in Flandern. — Boisjourdan. — Unruhen in der Bretagne. — Grandhommes Verfahren bei Dämpfung derselben. — Die schweigende Geschichte.

* *

Zweites Kapitel.

1676 und 1677.

(Seite 22—40)

Kriegerische Stellung Frankreichs. — Freuden bei Hofe. — Duquesne und Ruyter. — Der Letztere geschlagen und getödtet. — Besuch bei den Carmeliterinnen. — Lotterie heiliger Gegenstände. — Demüthigung der Frau von Montespan. — Erfolge bei der Armee. — Der tapfere Calvot. — Die Brinvilliers, ihre Sitten, ihr Verbrechen, ihre Strafe. — Ein Tag bei Hofe. — Bekehrungen zu sechs Franken. — Mademoiselle Tromps; ihre soliden Grundsätze. — Geschenk an die Favorite. — Ein Blick auf den Feldzug im Elsaß. — Der junge Herzog von Lothringen und seine Devise. — Der König von Schweden. — Die beiden Phädra's. — Die Herzogin von Mazarin und Frau von Courcelles. — Pagenstreiche der Damen. — Eheliche Annäherung bis auf eine halbe Stunde. — Das Gesellschaftstheater. — Die niedergerissene Bühne. — Flucht der Herzogin von Mazarin. — Die schönen Abenteurerinnen. — Kein Mazarin! — Siege in Flandern. — Racine und Despréaux, Geschichtschreiber des Königs. — Verliebte Wuth der Favorite. — Ihre Meinung von Louvois. — Intrigue mit der Prinzessin Soubise. — Der ergebungsvolle Ehemann. — Die Ohrgehänge. — Die freiwillige Taubheit. — Der Dichter Dufresny. — Ankunft einer falschen Prinzeß. — Der Marschall Créqui schlägt den Herzog von Lothringen. — Der junge Villars.

Drittes Kapitel.

1678 und 1679.

(Seite 41—68)

Der Teufel mischt sich hinein. — Der Graf d'Aubigné, seine Heirath. — Der Hof abermals auf Reisen. — Es ist eine Kriegslist. — Der Jahrmarkt in St. Germain. — Theater

daselbst. — Erfolge in Flandern. — Racine und Despréaux bei der Armee. — Ihre Ferngläser zeigen die Gegenstände falsch. — Die Geburt des Grafen von Toulouse. — Eine Schöne stirbt vor Liebe. — Die Cadenas. — Friede von Nimwegen. — Vortheile am Rheine erkämpft. — Italienische Eifersucht. — Finanzielle List Colberts. — Friede zwischen Frankreich und dem Reiche. — Die Herzogin von Longueville, ihr Charakter, ihr Leben, ihr Tod. — Herr von Pomponne in Ungnade. — Bruch des Königs mit der Frau von Montespan. — Die Musketaire. — Vorwurf der Frau von Maintenon gegen den König. — Die Wirkung. — Vorsicht der Herzogin von Richelieu. — Censuren und Büchercommissionen. — Ihr Amt. — Tod der Herzogin von Chevreuse und des Cardinals von Rez. — Portrait dieses Cardinals. — Marie Louise, Tochter von Monsieur, Königin von Spanien. — Vermählung der Mademoiselle de Blois, Tochter des Königs und der La Vallière, mit dem Prinzen von Conti. — Taktik der Frau von Maintenon. — Fräulein von Fontanges, ihr Portrait. — Die neue Favorite auf dem Balle zu Villieres-Catterets. — Ihr linkisches Benehmen. — Leichtigkeit der Frau von Montespan.

Viertes Kapitel.

1680.

(Seite 68—112)

Erbauung des Schlosses Marly. — Der Eisenkuchenknabe. — Blutige Orgien. — Ministerielle Bastonade. — Der Marquis von Termes. — Der natürliche Wegweiser. — Die Marquise von Castelnau. — Die Damen Laferté und Berthillac. — Baron und der Tänzer. — Lafontaine als Erzähler. — Der Gifthof. — Die Voisin. — Die Gräfin von Soissons, der Marschall von Luxemburg, die Herzogin von Bouillon, die Prinzeß von Tingry, die Marquise d'Alluygue, die Fürstin

Polignac, und die Marschallin de Laferté der Giftmischerei angeklagt. — Letzte Tage der Voisin, ihre Frechheit, ihre Strafe. — Edle Vertheidigung des Marschalls von Luxemburg. — Ursprung seiner Anklage. — Die Gräfin Soissons flüchtet nach Flandern. — Beschuldigung der Prinzeß von Tingry. — Der Herzogin von Montmorency Bemerkung hierüber. — Die Herzogin von Bouillon verspottet die Richter. — Der Teufel im Amtsgewande. — Anklage der Damen Polignac und d'Alluygue. — Frau von Montespan, Oberhofmeisterin der Königin. — Sonderbare Vertheidigung des Marschalls Laferté zu Gunsten seiner Frau. — Der Priester Lesage, die Vigoureux und ihr Bruder. — Das Erbschaftspulver. — Geheimnisse zur Erregung der Liebe. — Die Herzogin von Foix; je mehr ich reibe, desto weniger kommen sie. — Der König und die Königin von Spanien. — Streich gegen den galanten Erzbischof von Paris. — Vermählung des Dauphins. — Die Dauphine, ihr Portrait. — Frau von Maintenon, Kammerdame. — Hofstaat der Dauphine. — Die Unterhaltungen der Frau von Maintenon. — Ludwig XIV. empfängt den Beinamen des Großen. — Ungeheure Geschenke an Fräulein von Fontange. — Dünkel der neuen Favorite. — Die Herzogin von Fontange, ihre Schwangerschaft, ihr Jahrgehalt von 100,000 Thaler. — Frau von Montespan schlägt den Titel Herzogin aus. — Tod des Herzogs von La Rochefoucauld; sein Charakter. — Die Herzogin von Tingry. — Ursprung des Kopfputzes der Fontangen. — Uebertriebene Bußübungen der Schwester Louise. — Der König von Marokko verliebt sich in die Prinzeß von Conti. — Des Prinzen von Conti Benehmen als Gatte. — Stolz der Herzogin von Fontange. — Selbstsüchtiger aber zweckmäßiger Rath der Frau von Maintenon. — Der Hof auf Reisen, und die Schwangerschaft. — Die Theater von Paris im Jahre 1680. — Diebstähle im Schlosse von Versailles. — Die Herzogin

von Fontange zieht sich in die Abtei Chelles zurück. — Der Comet.

Fünftes Kapitel.

1681 und 1682.

(Seite 112 — 155)

Mademoiselles Versuche, die Freiheit Lauzuns zu erlangen. — Frau von Maintenon unterstützt sie; weshalb. — Die Intriguen dieser Wittwe. — Der falsche Bettler. — Das Billet zwischen zwei Thalern. — Unterhandlungen der Frau von Montespan mit Lauzun. — Uebereinkunft zwischen ihnen. — Lauzun leistet Verzicht auf die Güter, welche Mademoiselle ihm übertragen hatte. — Der König bricht zum dritten Male sein Wort gegen Lauzun. — Gespräch zwischen der Favorite und Mademoiselle. — Die Marine. — Erster Marschall von Frankreich bei derselben. — Eröffnung der Schifffahrt auf dem Kanale von Languedoc. — Riquetti, dessen Baumeister. — Seine List, um Geld zu erlangen. — Tod der Herzogin von Fontange. — Das Phantom der Reue. — Freude der Montespan über den Tod ihrer Nebenbuhlerin. — Unwille des Königs hierüber. — Geheime Gebräuche der Frau von Maintenon. — Die Unterhaltungen verlängern sich. — Abkunft mit dem Himmel. — Der König leistet Verzicht auf seine Hülfsmaitressen. — Ehrenvoller Rückzug der Prinzeß von Soubise. — Mademoiselle Desoeillet. — Die Hochzeitskleider und der Leichenzug. — Verletzung der Verträge. — Ländererwerb im Frieden. — Vereinigung Straßburgs mit Frankreich. — Neue Urtheile des Gifthofes. — Erste Tänzerinnen auf den öffentlichen Theatern. — D'Aubigné, sein Portrait, seine Ausschweifungen. — Der Herzog von Laferté und dessen Mutter. — Das Spielhaus einer Marschallin von Frankreich. — Merkwürdiger öffentlicher Anschlag. — Die Marschallin von Laferté wird exilirt. — Die geheime Ge=

sellschaft. — Oberhäupter, Statuten, Ordenszeichen. — Der König exilirt einen Prinzen von Geblüt. — Der Herzog von Vermandois erhält die Ruthe. — Ninon von Lenclos im Alter von 66 Jahren. — Ihr Portrait, ihr Charakter, ihre Gewohnheiten. — Geburt des Herzogs von Burgund. — Feste, Meteor. — Erfindung der Kanonenböte. — Eierauflage. — Ein Wort über Marly. — Die Wassermaschine. — Entführung der Prinzeß von Mazarin. — Die Gerechtigkeit unter Ludwig dem Großen. — Anfang der Bigotterie des Königs. — Betragen der Höflinge. — Mademoiselle Lefèvre und die Dedication. — Freimüthigkeit des Herzogs von Montausier.

Sechstes Kapitel.

1683 und 1684.

(Seite 155—186)

Der König fällt sich den Arm aus. — Frau von Montespan weint aus Ueberlegung. — Verliebtheit des Dauphins. — Der kleine Harem. — Die Hofdamen der Dauphine werden abgeschafft. — Die Dauphine und Bessola. — Tod der Königin. — Ihr Charakter. — Die Mohrin von Moret. — Das tête à tête und der Aderlaß. — Bemerkung der Herzogin von Noailles. — Beschreibung von Versailles, wie es im Jahre 1683 war. — Das Oeil de Boeuf. — Contre-Minister; was sie waren. — Colberts Tod. — Ein letztes Wort über diesen großen Mann. — Der König will seinen Sohn zum römischen Könige machen. — Belagerung von Wien; dessen Rettung durch Johannes Sobiesky. — Undankbarkeit des Kaisers Leopold. — Tod des Herzogs von Vermandois. — Gerüchte darüber. — Mütterliche Zärtlichkeit einer Betschwester. — Geburt des Herzogs von Anjou. — Pension für den Erfinder der Maschine von Marly. — Der wirkliche und der Bohnenkönig. — Fromme Ermahnungen. — Das Lager von Maintenon. — Sterblichkeit der Arbeiter. —

Louvois Herzlosigkeit. — Der alte Jesuit. — Unterwerfung Algiers. — Edler Stolz Duquesnes. — Englische Eigenthümlichkeit. — Die Maskerade. — Der Busen der Frau von Maintenon. — Der Diebstahl in den Zimmern des Königs. — Die Siamesischen Gesandten. — Die gebrandmarkten Deserteure.

Siebentes Kapitel.

1685.

(Seite 186—224)

Der Abbé Dubois tritt auf. — Die vornehmen Kaufdamen. — Wohlfeiler Handel. — Der Dauphin kann nicht tausend Louisd'or geborgt erhalten. — Tod Carls II., Königs von England. — Empfang der Gesandten von Algier. — Ursprung des Place Vendôme. — Souper in den kleinen Gemächern; Lotterie. — Die Prinzen von Conti verlassen heimlich den Hof, um in Ungarn zu kämpfen. — Die Cadetten von Charlemont. — Mademoiselle Loyson und die Badenden. — Briefwechsel der Herren, welche in Ungarn fechten. — Die Moskowitischen Abgesandten. — Der schwarze Fuchs. — Sonderbare diplomatische Note. — Die Mutter Polignac. — Bruch zwischen Mademoiselle und Lauzun. — Rückkehr der Prinzen von Conti an den Hof. — Die Protestanten, Dragonaden, Widerruf des Edictes von Nantes. — Tod des Kanzlers Le Tellier. — Grammont's Bemerkung über ihn. — Beschreibung von Marly. — Frau von Montespan wird vom Hofe entfernt. — Der Herzog von Maine; sein Portrait. — Die vier Favoriten. — Tod des Prinzen Armand von Conti; sein Charakter. — Sein Bruder nimmt den Namen Conti an; sein Portrait. — Ton bei Hofe. — Intriguen der Frau von Maintenon, um sich heirathen zu lassen. — Die heimliche Vermählung.

Achtes Kapitel.

1686 und 1687.

(Seite 224—248)

Ein Morgen Ludwigs XIV. nach seiner geheimen Vermählung. — Entfernung des Dauphins von Frau von Maintenon. — Spottgedichte auf diese Dame. — Der durchsichtige Schleier des Geheimnisses. — Vorstellungen an Frau von Caylus. — Indiscretion der Frau von Heudicourt. — Der König gesteht seine Vermählung stillschweigend an Monsieur. — Das Crucifix und die kleine Predigt. — Die Dragoner als Apostel. — Frau von Caylus bei Hofe. — Sie wird verbannt. — Tod Chapelles. — Das Stift von St. Joseph. — Begründung der Erziehungsanstalt von St. Cyr. — Meinung des Pater Lachaise hierüber. — Geburt des Herzogs von Berri. — Neue Abgesandte von Siam. — Der Abbé Choisy und dessen schnelles Steigen. — Den Tag zuvor war er Frau. — Ludwig XIV. läßt sich eine Fistel operiren. — Den Chirurg Felix befällt ein Zittern. — Tod des großen Condé. — Petits-maîtres; Ursprung dieses Namens. — Erscheinung des wilden Jägers. — Das Gespenst in der Rüstkammer. — Der Herzog von Roquelaure und die Herzogin von Villeroi. — Die alte Coquette und die altmodischen Bänder. — Die Ligue von Augsburg. — Tod des Marschalls von Créqui. — Die Arbeiten von Maintenon. — Tod Lullys; sein Portrait. — Die lebende Bildsäule. — Kühnheit der Herzogin von Montmorenci. — Antwort des Königs. — Predigt Ludwigs XIV., und Erwiderung des Dauphins. — D'Aubignés Uebermuth. — Witzwort desselben. — Die fürstlichen Hostien.

Neuntes Kapitel.

1688.

(Seite 249—270)

Der Ministerrath. — Der Tag des Königs. — Diner

Sr. Majestät. — Das Fenster in Trianon. — Falscher Schluß des Streites darüber. — Wirkliche Ursachen des Krieges von 1688. — Wahrscheinlicher Ursprung des Hasses Ludwigs XIV. gegen den Prinzen von Oranien. — Der Dauphin erhält den Befehl über die Armee. — Eitelkeit Ludwigs XIV. — Befehl der glücklichen Ehen. — Die kleine Spötterin. — Erste Erfolge unserer Waffen in Deutschland. — Politische Lage Englands. — Politik Ludwigs XIV. — Ehrgeizige Absichten des Hauses Oranien. — Erste Waffenthat des Dauphins. — Aufhören der Arbeiten von Maintenon. — Bemerkungen über Vauban. — Fehler Jacobs II. — Revolution in England. — Einfall Wilhelms III. — Schlacht von Salisbury. — Jacob II. wird entthront. — Benehmen Frankreichs dabei. — Rückkehr des Dauphins nach Versailles. — Kriegserklärung an Holland. — Es werden 74 Ritter des heiligen Geistes ernannt. — Revolution in Siam. — Lauzun wird zum Beistande Königs Jacob nach England gesandt. — Flucht der Königin und des Prinzen unter dem Schutze Lauzuns. — Reiseabenteuer. — Ankunft in Frankreich. — Ludwig XIV. und Mademoiselle.

Zehntes Kapitel.

1689.

(Seite 270—297)

Ankunft der Königin von England in St. Germain. — Ihre Einführung in die Gemächer der verstorbenen Königin. — Prachtvolle Geschenke. — Nachmittag Ludwigs XIV. — Das Coucher des Königs. — Flucht König Jacobs aus Rochester. — Seine Ankunft in Ambleteuse. — Ankunft Jacobs II. in St. Germain. — Die beiden Könige. — Erste Thaten des Herzogs von Chartres auf dem Gebiete der Liebe. — Besuch Jacobs II. in Versailles. — Gedemüthigter Stolz. — Ceremoniel der beiden Höfe. — Rückkehr Jacobs II. — Der Graf von Solre und seine Beweise. — Die 37 Ritter des goldenen Vließes. — Esther in St. Cyr. — Ludwig XIV. als Portier. — Tod der Königin von Spanien. — Bewaffnung zu Gunsten Jacobs II. — Freigebigkeit Ludwig XIV. — Expedition nach Irland. — Wilhelm III. wird zum König von England erklärt. — Der Graf von Chateau-Renaud schlägt die englische Flotte. — Die irländische Expedition geht lässig. — Niedergeschlagenheit der Königin von England. —

Ludwig XIV. tröstet sie. — Besorgnisse der Frau von Maintenon. — Kriegserklärung. — Louvois macht den Vorschlag, die Pfalz zu verwüsten. — Der übermüthige Minister. — Stürmischer Auftritt in Versailles. — Der Minister und die Feuerzange. — Befehl und Drohung Ludwigs XIV. — Es ist zu spät. — Ereignisse in Irland. — Kriegerische Ereignisse in Deutschland. — Der Marquis von Uxelles capitulirt in Mainz. — Verstandeszerrüttung des Prinzen von Condé. — Tod der Königin von Schweden, Christine, und des Papstes Innocenz XI. — Der Herzog von Montausier.

Eilftes Kapitel.

1190 und 1691.

(Seite 297 — 328)

Jagden und Promenaden des Königs. — Oeffentliches Elend und reiche Neujahrsgeschenke. — Brand im Schlosse von Versailles. — Die Damen im Negligée, und die Musketaire. — Tod des Herzogs von Lothringen. — Tod der Dauphine. — Der Dauphin, und Frau von Route. — Frau von Maintenon und die Diamanten des Dauphins. — Rache einer Betschwester. — Sieg bei Fleurus. — Erster Sieg zur See. — Die Franzosen herrschen auf dem Meere. — Die Truppen Jacobs II. verlieren die Schlacht bei Boina. — Tod des Marschalls von Schomberg. — Verwundung des Prinzen von Oranien. — Unanständige Freude der Pariser. — Krieg in Savoyen; Catinat. — Pariser Sitten und Gebräuche im Jahre 1690. — Das Tollhaus in London, nach dem Plane des Louvre erbaut. — Die Abtritte in Marly nach dem Plane von Saint-James. — Tod des Herrn von Seignelai. — Herr von Pontchartrain erhält das Marineministerium. — Portrait desselben. — Die eiserne Maske in der Bastille. — Frau von Montespan zieht sich nach St. Joseph zurück. — Buße und Eitelkeit. — Inneres Hauswesen der Frau von Maintenon. — Tod Louvois. — Details über dies Ereigniß. — Wirkung desselben auf Ludwig XIV. und auf Frau von Maintenon. — Ein Blick auf die militairische Lage Frankreichs. — Herr von Barbezieux mit zwanzig Jahren Minister. — Anfang der hohen Gewalt der Frau von Maintenon. — Treffende Bemerkung des Herrn von Valincourt. — Freimüthige Aeußerung des Herrn von Catinat.

Erstes Kapitel.
1675.

Siege am Rheine. — Der König macht Verse. — Der Höfling in Verlegenheit. — Faut pas der Aebtissin von Fontevrault. — Die Odalisken in der Gunst. — Es ist die Sache der Frau von Montespan. — Erklärte Aehnlichkeit. — Die Herzogin von Soubise. — Ihr Stolz, ihre Launen, die Ohrfeige. — Die Hyder der Galanterie. — Fräulein Guedami. — Die Königin gehorcht der Favorite. — Die Damen Montespan und Maintenon in Zwist. — Friedensvermittlung. — Beichtväter des Königs. — Die Pater Annat und Fervier. — Die Liste der Pfründen. — Der Pater Lachaise. — Taktik der Jesuiten. — Das Kabinet der Medaillen. — Das Gelübde der barmherzigen Schwester. — Ein Blick auf Flandern. — Tod Turenne's. — Louvois Freude. — Congreß zu Nimwegen. — Ernennung der Marschälle. — Das Sofa und die Liste. — Turenne's kleine Münze. — Condé folgt auf Turenne. — Er zieht sich zurück. — Montecuculi folgt seinem Beispiele. — Tod des alten Herzogs von Lothringen. — Die Herzogin von Luge. — Abelard II. — Das Reliquienkästchen. — Verlust in Flandern. — Boisjourdan. — Unruhen in der Bretagne. — Grandhomes Verfahren bei Dämpfung derselben. — Die schweigende Geschichte.

Der Marschall Turenne hat den Feldzug durch einen Hauptschlag beendigt. Er hat die Kaiserlichen bei Türkheim angegriffen und geschlagen. Der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Bran=

denburg sind gezwungen worden, sich über den Rhein zurück zu ziehn. Die feindlichen Generale klagen sich gegenseitig an, Ursach der Niederlage zu sein, ohne dem Sieger sein Talent zugestehen zu wollen. Es ist zwar wahr, daß große Feldherren gewöhnlich nur durch die Fehler ihrer Gegner siegen, aber die Geschicklichkeit besteht eben darin, diese in eine Lage zu bringen, in der sie Fehler begehen müssen.

Während unsre Truppen die Winterquartiere beziehen, eröffnen bei uns Liebe und Galanterie den Feldzug. Angetrieben durch die Sucht, sich überall auszuzeichnen, hat Ludwig **XIV**. Verse gemacht, und die Schmeichler versichern ihm, daß er eben so gut reime, als irgend ein Anderer: es ist ein schönes Vorrecht der Könige, Alles zu wissen, ohne es gelernt zu haben. Sie sind beredt, geistreich, gelehrt, eben so wie sie mächtig sind, d. h. von Gottes Gnaden. Um des Lobes gewiß zu sein, pflegen gewöhnlich gekrönte Dichter ihre Produkte nicht zu verleugnen; aber Ludwig **XIV**. scheint bis jetzt noch wenig Ruhm in sein Dichtertalent zu setzen. Dieser Tage zeigte er dem Marschall Grammont ein Madrigal, und sagte: „Lesen Sie, bitte. Man weiß, daß ich die Dichtkunst liebe, und überschüttet mich daher mit Gedichten.“

„Sire,“ erwiderte der alte General, „das ist ein schlechtes Madrigal.“

„Das habe ich auch gefunden.“

„Die Reime sind die abgeschmacktesten, die ich je gelesen habe.“

„Der Verfasser muß ein rechter Narr sein,“ sagte der König.

„Anders kann man ihn gewiß nicht nennen,“ erwiderte der Marschall.

„Nun?“ sagte Ludwig lachend, „es freut mich, daß Sie mir so offenherzig Ihre Meinung gesagt haben. Das Madrigal ist von mir.“

„Ach, Sire, welcher Verrath! Geben Ew. Majestät mir das Gedicht noch einmal wieder; ich habe es nur sehr flüchtig gelesen.“

„Nein, nein, Herr Marschall, das erste Urtheil ist immer das richtigste. Wollte ich meine Verse gelobt sehen, würde ich die Vorsicht brauchen, sie zu unterzeichnen.“ —

Das Beispiel wird jederzeit zuletzt verführerisch sein. Die faltenreichen Gewänder der Aebtissin von Fontevrault gelten nicht mehr für unübersteigliche Wälle; dieß war gestern das allgemeine Gespräch in den kleinen Gemächern von Versailles. Die geistliche Frau, welche meinte, sie könnte ihr Schiff sicher durch die stürmischen Wogen führen, soll gescheitert sein, wo die Unerfahrensten glücklich durchgekommen sein würden. Der Abbé Testu wird als der glückliche Sieger genannt. Es wäre der sonderbarste Geschmack für eine der hübschesten Frauen bei

Hofe. Der Abbé ist häßlich zum Zurückstoßen, in seinem Gesichte, seiner Gestalt, seinem ganzen Benehmen, spricht sich nichts aus, als Geist, und Geist ist doch nicht zu Allem zu gebrauchen.

Ludwig XIV. hatte nie mehr Liebschaften zu gleicher Zeit als jetzt; es stehen acht bis zehn auf der Liste, und ich selbst kenne davon sechs. Frau v. Ludre steht unbezweifelt an der Spitze, und die Schöne gesteht sehr naiv ein, daß sie ausschließliche Ansprüche an das Herz des Königs mache. Madame sagte vor einigen Tagen zu ihr, indem sie ihr die Hand auf die Augen legte: „Die Schelme da haben viel Unheil angerichtet.“

„Nicht so viel, als ich wünschte,“ erwiderte die kühne Schöne, „denn ich kenne Jemanden, der sich noch zu sehr vertheidigt.“ Frau von Maintenon glaubte indessen nicht, daß der König eine wirkliche Neigung für die Frau v. Ludre hegt, weil sie stammelt.

„Das ist eine Ursache mehr,“ entgegnete ihr Jemand. „Der König liebt vielleicht den Herzog von Maine nur deshalb mehr als seine andern Kinder, weil er hinkt.“

Auf dem Balle, welchen der Herr von Vivonne kürzlich gab, und welchem der König und die Königin incognito beiwohnten, hatte eine von den Hofdamen dieser Letztern die Kühnheit, Maria Theresia von der Neigung des Königs für Frau von

Ludre in Kenntniß zu setzen, und ihr dabei zu verstehen zu geben, ihre Würde heische, daß sie dieses Verhältniß störe. „Das geht mich nichts an," erwiderte die Königin, „das ist die Sache der Frau von Montespan."

Man hat jetzt nähere Erläuterung des Umstandes, daß der kleine Prinz Soubise dem Könige so ähnlich sieht. Die Neigung des Königs für die Prinzeß ist bereits zwei oder drei Jahr alt, und dennoch war, merkwürdigerweise, ihr Einverständniß nicht bekannt geworden. Die Gunst, welche Frau von Ludre errang, hat Alles an den Tag gebracht. Die glückliche Liebe kann wohl geheim bleiben, aber nichts läßt sich schwerer verbergen, als die eifersüchtige Liebe. Die Prinzeß Soubise ist stolz, gebieterisch; sie hat dem Könige erklärt, daß eine Frau von ihrer Geburt, wenn sie sich zu gemeinen Schwächen herablasse, in dem ungetheilten Besitze des Herzens ihres Geliebten Vergeltung finden müsse. Eine Sache, wohl der Bemerkung werth, ist es, daß Ludwig **XIV.** zu den Füßen der Prinzeß von Soubise seinen ganzen Stolz, so wie die Unbeugsamkeit seines Willens verliert; der König von Frankreich bleibt an der Thür zurück, wo sie Ludwig empfängt. Die Prinzeß will Alles bestimmen: die Stunde der geheimen Zusammenkünfte, den Ort derselben, und die Dauer der Unterhaltung. Sie unterwirft ihrem Willen des Königs Wünsche. Als eines Tages der

König, auf ihre Weigerung nicht achtend, zudringlich wurde, bewies dem Kühnen eine Maulschelle auf die königliche Wange, daß der Scepter der Liebe nicht immer leicht sei. Der König nahm die Sache übel, aber der Augenblick der Einwilligung kam, die Ohrfeige wurde vergessen, und Ludwig gestand späterhin, daß er sie sich zugezogen hätte.

Eine Frau von diesem Charakter erträgt nur schwer eine Nebenbuhlerschaft, welcher viele Andere sich willig fügen würden. Die Prinzeß verachtet die Herrschaft der Montespan, weil sie dieselbe täglich abnehmen sieht; aber sie würde es nicht zu ertragen vermocht haben, den König täglich von einer Menge zärtlicher Turteltäubchen umschwärmt zu sehen, wenn nicht wichtigere Umstände sie vermocht hätten, sich dem zu fügen. Die Prinzeß ist noch habsüchtiger, als ehrgeizig; der König weiß, daß sie seine Gunst benutzt, um ihr Vermögen zu vergrößern; er hat sie mit Geschenken überhäuft, ihr und ihrem Manne neue Würden verliehen, und beide haben Pensionen erhalten, ohne daß sie darum nachsuchten.

Frau von Montespan glaubte einen Meisterstreich vollführt zu haben, als sie den Saal der Hofdamen schließen ließ, aber die Hyder, die sie hier zertrat, erhebt an einer andern Stelle ihr hundertköpfiges Haupt. Täglich muß sich die Favorite den Kopf darüber zerbrechen, den König von seinen Hülfstruppen der Galanterie abwendig zu machen. Die

Gräfin Grammont fing an zu gefallen; ihre Herrschaft konnte sich befestigen, aber es gelang der Montespan, sie des Jansenismus bei dem Könige zu beschuldigen, nnd er sieht sie nun nicht mehr. Man kann in den Augen Ludwigs XIV. nicht schön sein, wenn man ketzerisch ist. Kaum war diese Gefahr abgewendet, als Fräulein von Guedami, natürliche Tochter des Herzogs von Enghien und der Frau von Marans, bei Hofe erschien. Die Kleine ist lebhaft, sanftmüthig, gefällig, thörigt, der König scheint Gefallen an ihr zu finden. Wenn die Montespan sich darüber beschwert, daß er dem Mädchen zu freundliche Blicke zuwerfe, sagt er: „Ei, sie ist nur noch ein Kind.“

„Ja, Ew. Majestät, „sagte sie,“ die Kinder sind es eben, die ich fürchte, und besonders die Kinder der Liebe.“

Aber wenn es auch der Frau von Montespan gelingt, die Guedami, so wie viele Andere, zu verdrängen, so wird sie doch die Quelle ihrer Unruhe nie los werden, bevor des Königs Alter ihr nicht zu Hülfe kömmt; jetzt aber ist er erst 37 Jahre alt.

Madame hat wohl Recht, dem Könige sei Alles willkommen; Bauermädchen, Gärtnerinnen, Stubenmädchen, Kammerfrauen, Bürgerinnen und Prinzessinnen sieht er gern, vorausgesetzt, daß sie sich stellen, als wären sie in ihn verliebt. Die Begierden des Königs sind so gebieterisch, daß er überall

Jemanden haben will, der ihm Befriedigung gewähre.

Selbst die Königin weiß die Montespan zu entfernen, wenn sie ihr im Wege ist; sie wirft dann der Herzogin von Richelieu nur einen Blick zu, und diese führt die Königin hinweg. Aber die Favorite hat einen harten Kampf mit der Frau von Maintenon. Diese weicht ihr durchaus nicht, sondern vergrößert ihren Einfluß täglich auf Kosten der Montespan. Die beiden Damen gerathen häufig mit einander in Zwistigkeiten; bei einer solchen sagte kürzlich die Montespan zur Maintenon: „Schickt es sich auch für die unbedeutende Gouvernante meiner Kinder, mir zu widersprechen?"

„Wenn es eine Schande ist," entgegnete die Maintenon, „die Gouvernante der Kinder zu sein, was ist es dann, ihre Mutter zu sein?"

Oefters wird Louvois an die beiden Damen abgesendet, um ihnen zu befehlen, daß sie sich lieben sollen; zuweilen beschwört Ludwig XIV. selbst sie, sich wenigstens nicht zu hassen, und nicht selten versichert er, daß es ihm leichter sein würde, in ganz Europa den Frieden herzustellen, als zwischen diesen beiden Frauen.

Es hat mir bis jetzt an Gelegenheit gemangelt, von den Beichtvätern des Königs zu sprechen; sie haben sehr geringen Einfluß auf den König ausgeübt. Der

mißglückte Versuch des Paters Annat, die Liebe Ludwigs zu der La Valliere zu bekämpfen, hat eben nicht dazu gedient, den Bekehrungseifer dieses Paters zu beleben. Glücklich, wieder in den Besitz der Gnade zu gelangen, nachdem er einige Tage aus der Gegenwart seines Beichtkindes verbannt war, hüthete er sich in der Folge wohl, ähnliche Vorstellungen zu wagen, und begnügte sich mit dem Gehalte eines Beichtvaters Ludwigs XIV. Der Pater Annat starb i. J. 1670, und der Pater Fervier folgte ihm. Der König wollte gleich vom Anfang an sich gegen die Ermahnungen des neuen Beichtvaters schützen, und benachrichtigte daher denselben, daß er sich nicht einfallen lassen möge, eine Herrschaft über sein Gewissen ausüben zu wollen. Aber, fuhr er fort, zum Ersatze dafür, will ich Ihnen die Liste der Pfründen geben, welche bis jetzt der erste Kammerdiener gehabt hat; das wird hinreichen, Sie zu beschäftigen, mein Vater.

Der ehrliche Fervier hielt sich nun für einen Staatssecretair, ließ den König leben, wie es ihm beliebte, und starb im vergangenen Jahre, nach fünfjähriger Verwaltung seines Postens, ohne den König nur ein einziges Mal Beichte gehört zu haben. Einige Zeit vor seinem Tode sagte er zu einem Freunde: „Ich würde dem Könige lieber hundert La Vallieres als eine Montespan wünschen."

Der Pater Lachaise, welcher auf Fervier gefolgt ist, wird eben so, wie seine Vorgänger, den Ehrenposten eines Beichtvaters haben; er wird sich dieser Einrichtung um so leichter unterwerfen, da er Jesuit ist, und seine Gesellschaft niemals die Nothwendigkeit anerkannte, mit zu strengem Eifer zu verfahren. Durch Winke, Umwege, List, Geschicklichkeit, Schmeichelei und Unterwürfigkeit wußten diese gewandten Sectirer sich ihre Macht zu sichern. Wenn sie überzeugt sind, ihre Gegner zu beherrschen, wenn sie unter dem Gewichte ihrer Autorität die Hindernisse sinken sehen, welche ihrem Ehrgeitze entgegen gestellt werden, lassen sie die Maske fallen, und sagen wie Tartuffe: „An Ihnen ist es, sich zu entfernen.“ Der Pater Lachaise hat bereits bewiesen, daß er von den Grundsätzen seines Ordens durchdrungen ist. Der König ward einige Tage durch ein Reißen in dem Schenkel an das Zimmer gefesselt; es kam ihm dabei die Laune, sich einige Nachmittage in seinem Medaillenkabinette einzuschließen. Der Beichtvater, welcher diese Art von Monumente studirt zu haben scheint, bot Sr. Majestät hierbei seine Dienste an, und der König nahm sie ungleich lieber an, als die Aufforderung zur Beichte. Ich weiß nicht, wie es sich machte, aber bei der Besichtigung der Medaillen wußte der Pater Lachaise dem Erzbischofe von Paris die Bestätigung der Pfründen zu entziehen, die demselben bis jetzt zugestanden

hatte. Die Liste der Pfründen wird jetzt nur noch dem Könige unmittelbar vorgelegt.

Zwei Ereignisse haben während der vergangenen Woche 48 Stunden hindurch den Stoff zu allen Gesprächen gegeben: der Kardinal von Retz hat dem Papste seinen Hut zurückgeschickt, und die barmherzige Schwester Louise hat ihr Gelübde abgelegt. Der Kardinal zieht sich in seine Abtei St. Miel zurück, und soll die Absicht hegen, hier wie ein wahrer Klostermönch zu leben, was man fast bezweifeln möchte. Er will seine andern Abteien nur so lange behalten, bis er durch deren Einkünfte seine Schulden gedeckt hat; dann sollen diese Pfründen zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden: die Armen werden noch lange auf diese Erbschaft warten müssen, denn die Schulden des Kardinals sind eine Mine, welche nicht leicht erschöpft werden kann.

Am vergangenen Mittewoch ist die Quelle der Thränen, welche die Einkleidung der Herzogin La Valliere eröffnet hatte, auf's Neue zum Sprudeln gebracht worden. Die Königin und der ganze Hof haben der Einkleidung beigewohnt. Der Bischof von Condom hat dabei eine vortreffliche Predigt gehalten.

Die Waffen des Königs haben sich Flanderns wieder bemächtigt. Der König, welcher den Marschall Crequi bei sich hatte, hat Dinan erobert, und der Marquis von Rochefort Hui. In dem Augenblicke, wo man das Schloß dieses letztern Ortes

angriff, hat eine und dieselbe Kugel den Feldmarschall Chasserol und den Herrn von Calvimont getödtet. Rochefort selbst wurde mit dem Blute dieser beiden Offiziere bedeckt. Nur mit Mühe erringen unsere Truppen einige Vortheile über den Prinzen von Oranien, dessen Thätigkeit und Strenge außerordentlich sind. Die Obersten dürfen nie anders ais angekleidet schlafen, und ihre Pferde müssen stets gesattelt und gezäumt bereit stehen.

Aber welche Ströme von Thränen müssen die sparsamen Lorbeeren benetzen, die wir errungen haben. Frankreich hat Turenne verloren! Der große Held wollte nach so vielen glorreichen Thaten einige Ruhe genießen, und bat den König, nachdem er die Kaiserlichen über den Rhein getrieben hatte, sich zurück ziehen zu dürfen. Es ward ihm die Erlaubniß, aber als Leopold im Anfange dieses Feldzuges den berühmten Montecuculi an die Spitze seines Heeres setzte, rief Ludwig XIV. Turenne aus seiner Zurückgezogenheit herbei. „Würden Sie es zugeben, Herr Marschall, sagte er ihm, daß der Ruhm meiner Waffen und meines Namens unerfahrnen Generalen anvertraut werde, so lange Turenne noch lebt? Gehen Sie nach Deutschland, und beweisen Sie Montecuculi, daß er zu stolz auf seinen Ruhm ist." Der Marschall wußte nichts zu erwidern, und ging zum Heere ab.

Nachdem Turenne einige Zeit zwischen Schlettstadt, Bamfeld und Straßburg manövrirt hatte,

ging er bei Arnheim über den Rhein. Zwei große Generale standen einander gegenüber; der Ruhm des Einen oder des Andern konnte durch den Ausgang dieses Feldzuges, ja vielleicht sogar blos durch eine einzige Schlacht einen bedeutenden Stoß erleiden. Turenne und Montecuculi fühlten sehr wohl, daß sie in einer solchen Lage dem Zufalle so wenig als möglich überlassen durften. Zwei Monate vergingen daher unter Märschen, Gegenmärschen und verschiedenen Manövern, deren Gewandtheit alle Tactiker bewunderten. Endlich hatte Turenne eine Gelegenheit gefunden, mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen glücklichen Erfolg seinen Feind bei dem Dorfe Sulzbach anzugreifen. Eben bezeichnete er die Stelle, wo eine Batterie errichtet werden sollte, als er durch eine feindliche Kanonenkugel getroffen ward. Die nämliche Kugel riß auch dem Generallieutenant der Artillerie, St. Hilaire, den Arm weg. Der Sohn dieses letztern vergoß Thränen über das Unglück seines Vaters, da sagte der Generallieutenant mit edlem Heroismus: „Nicht über mich mußt Du weinen, mein Sohn, sondern über diesen Helden.“

Der Plan der Schlacht starb mit Turenne. Am Morgen des Schlachttages hatte man ihn nur sagen hören, daß es ein allgemeiner Kampf werden würde; und später sagte er: „Dieß ist vielleicht der größte Tag meines Lebens.“ Nachdem Turenne die tödtliche Wunde empfangen hatte, ging er noch zwei

oder drei Schritte vorwärts, stürzte dann aber todt nieder, ohne daß er nur noch ein Wort zu sprechen vermocht hätte. Ganz Frankreich betrauert den Verlust dieses ausgezeichneten Helden, nur Louvois scheint gleichgültig dafür, obgleich eigentlich Niemand besser als er die Wichtigkeit desselben erkennen kann. Man sagt sogar, daß er sich über Turenne's Tod freuen solle.

An eben dem Tage, an welchem Frankreich Turenne verlor, ist in Nimwegen ein Congreß eröffnet worden; der Friede hätte uns wahrscheinlich den Helden erhalten, wenn die Parze sich nicht so sehr beeilte. Die Bevollmächtigten des Königs sind der Marschall d'Estrades, Colbert de Croissy und der Graf von Avaux.

Der König hat zu Marschällen von Frankreich ernannt: den Herzog von Navailles, den Grafen von Schomberg, den Herzog von Duras, den Herzog von Lafeuillade, den Herzog von Luxemburg, den Marquis von Rochefort, und den Herzog von Vivonne. Dieser Letztere, der Bruder der Marquise von Montespan, war ganz gewiß weder der tapferste, noch der thätigste, noch der geschickteste unserer Generallieutenants; seine Ernennung beweist daher, daß die Marquise ihren Einfluß noch nicht ganz verloren hat. Man will hierüber wissen, daß die kühne Marquise, davon unterrichtet, ihr Bruder stehe nicht auf der Liste der zu ernennenden Mar-

schälle, den König auf ein Sopha warf, ihm die Liste aus der Tasche riß, und ihn zwang, den Namen ihres Bruders hinzuzufügen, nachdem sie den galanten Monarchen in die Nothwendigkeit versetzt hatte, Dienst für Dienst zu verlangen.

Als die alte Frau von Carnuel, welche seit 40 Jahren ihrer Witzworte wegen bekannt ist, die Neuigkeit der Marschallsernennung erfuhr, sagte sie: „Ach, der König hat seinen Louisd'or gewechselt, alle diese Herren sind doch nichts als die Scheidemünze Turenne's.

Glänzende Feste folgen in Versailles *) und St. Germain schnell auf einander. Der König, die Königin, die Favorite, und selbst der junge Dauphin spielen sehr hohe Spiele. Geschenke vom größten Werthe werden von den freigebigen Händen Ludwigs **XIV.** mit Anmuth und Freundlichkeit vertheilt. Es ist interessant, zu prüfen, um welchen Preis sich die Schmuckkästchen auf diese Weise füllen. Ein Posamentier in der **Rue St. Victor** sollte für das Meisterwerden zehn Thaler zahlen, konnte aber sie nicht erschwingen; bald darauf forderte man zwanzig,

---

*) Der Hof war noch nicht in Versailles ansässig, aber er machte häufige Reisen dorthin. Das ungeheure Schloß wurde erst im Jahre 1683 so ziemlich vollendet; und in diesem Jahre zog der König dorthin. Die Verfasserin gibt, wenn wir so weit gediehen sind, eine ausführlichere Beschreibung des alten Schlosses.

weil die Kosten so weit aufgelaufen waren. Wie hätte er das Doppelte zu zahlen vermocht, da er das Einfache nicht hatte? Aber der Fiskus hat niemals Unrecht. Der Tisch, das Bett, ja sogar das Arbeitsgeräth des armen Mannes wird hinweg geschleppt, und es bleibt ihm nichts, als seine Verzweiflung. Am Abend kehrte der Unglückliche mit finsterm Gesichte heim. „Was hast Du denn, mein Freund?" fragte seine Frau in zärtlichem Tone. — „Was ich habe? Du sollst es sogleich sehen," erwiderte er mit fürchterlicher Stimme. Dann sprang er auf seine vier Kinder zu, welche in der Ecke des Gemaches beisammen saßen, und erwürgte drei derselben. Er wollte sich auch noch auf das vierte stürzen, aber es gelang seiner Frau, ihm dasselbe zu entreißen, und sich mit ihm zu retten. Der Mörder wurde durch herzugekommene Nachbarn verhaftet, und gestern auf dem Greveplatze gehängt! — Das sind die Folgen eurer Verschwendungen, ihr Großen der Erde!

Ich habe diesen Morgen dem erhabensten und rührendsten Schauspiele beigewohnt. Die Leiche Turenne's, welche in der alten Kirche von St. Denis niedergesetzt worden war, ruht dort seit zwei Tagen, bewacht von den Soldaten oder vielmehr von den Kindern des großen Helden; schweigend hielten die Krieger mit gesenktem Haupte bei der Leiche

ihres großen Feldherrn Wache, während über seinem Katafalke der Wind mit den Fahnen spielte, mit denen seine Siege die schwarzen Mauern des Gotteshauses geschmückt hatten. Es war ein erhebendes Schauspiel, Turennes Leichnam an den Gräbern der Könige zu sehen, deren Staaten er vertheidigt hatte. Er hat es wohl verdient, daß man ihre Särge näher zusammen rückte, um Platz für den seinigen zu gewinnen. Vielleicht werden einst unsere Enkel, welche nicht durch den persönlichen Glanz Ludwigs XIV. geblendet wurden, an seiner Ruhestätte gleichgültig vorübergehen, um an der Turenne's ehrfurchtsvoll niederzuknien.

Flechier hat die Leichenrede des Helden gehalten; der Redner war des Gegenstandes werth. Wahrscheinlich haben die gothischen Bogen der Kirche von St. Denis noch nie eine so gediegene, würdevolle Rede vernommen. Die Rührung war allgemein. Nach dem Gottesdienste sind die Reste des Helden in eine Wölbung hinabgesenkt worden, welche sich vor dem Hauptaltare befindet; Gebete und Thränen folgten ihm dahin.

Nach dem Tode des großen Generals war das Heer weit entfernt, an die Aufrechthaltung der Offensive zu denken; es zog sich, unter dem Befehle des Grafen de Larges, zurück, und der Rückzug wurde mit so großer Gewandtheit vollbracht, daß unsere Truppen ohne Nachtheil bei Altenheim eine

Schlacht liefern konnten. Sie zogen sich hierauf über den Rhein zurück, und vereinigten sich mit den Truppen unter Condé, dem einzigen Nachfolger, welchen der König Turenne zu geben vermochte. Der große Condé bewährte hier seinen Ruhm; er zwang Montecuculi, die Belagerungen von Hagenau und Saverne aufzugeben, und sich bei Straßburg wieder über den Rhein zurück zu ziehen. Der Prinz hatte seinen Lorbeeren einen schönen Zweig hinzugefügt, und wollte nun auch seine ruhmvolle Laufbahn beschließen. Von der Gicht und andern Leiden heimgesucht, war er nicht im Stande, den Oberbefehl noch länger zu führen, und der König ertheilte ihm daher die nachgesuchte Erlaubniß, sich zurück ziehen zu dürfen. Als Montecuculi dies erfuhr, wollte auch er seinen Degen in die Scheide stecken. „Sire,“ sagte er dem Kaiser Leopold, „nachdem ich Mahomed Caprogli, Turenne und Condé bekämpft habe, darf ich den erworbenen Ruhm nicht dadurch schmälern, daß ich gegen Generale fechte, welche erst anfangen, ein Heer zu commandiren.“

Zur nämlichen Zeit, vielleicht sogar am nämlichen Tage, starb der alte, 72jährige Herzog von Lothringen, nach einem unruhigen, abenteuerlichen Leben, welches sich aber durch glänzende Waffenthaten auszeichnet. So verloren die Heere unserer Zeit durch eine sonderbare Fügung der Umstände, zu gleicher Zeit ihre vier ausgezeichnetesten Feldherren:

Turenne, Condé, Montecuculi, und Carl von Lothringen.

Seit vierzehn Tagen hatte mich Chapelle nicht besucht. „Sein Sie mir willkommen," rief ich ihm entgegen, als er heut frühe kam, „ich habe lange nicht gelacht, und Sie fehlten mir recht sehr."

„Wahrhaftig, Frau Gräfin," erwiderte der geistreiche Mann, „ich weiß nicht, wie weit es mir gelingen wird, Sie zum Lachen zu bringen. Es kehrt sich jetzt Alles zum Tragischen, und das Amüsanteste, was ich Ihnen erzählen könnte, ist nicht ohne eine traurige Katastrophe. Sie wissen wohl, Abelard, Faubert, sein kleines Messer, und die Operation . . . ."

„Wozu das jetzt, lieber Chapelle?"

„Es ist gerade das Gegenstück zu einem Gemälde, welches ich Ihnen liefern will, nur mit dem Unterschiede, daß der grausame Operateur hier eine Frau ist. Sie haben vielleicht bei Hofe die Herzogin von Luge gesehen, welche fast immer auf ihren Gütern lebt, und sich nur mit ihren Pferden beschäftigt, die sie, wie ein Stallknecht, selbst zureitet. Sie ist eine leidenschaftliche Jägerin, und ihr einziger Spiegel die klare Quelle, an deren Rande sie auf der Jagd ihr Frühstück verzehrt; ihre Toilette macht sie gewöhnlich im Stalle. Diese Amazone hatte ein junges sehr hübsches Mädchen bei sich, für de-

ren Tugend sie besorgter war, als das junge Mädchen selbst, denn dieses opferte sie ohne viele Umstände einen jungen Abbé. Die Herzogin, hierüber aufgebracht, strafte den Abbé dafür, daß er genommen, was so schwach vertheidigt wurde, auf die grausamste Weise. Von dem Verbrechen überzeugt, hielt die Herzogin den Verbrecher mit eigner Hand fest, ließ den Dorfbader herbei rufen, und die Sünde in ihrer Wurzel ausrotten. Als ihre Rache befriedigt war, ließ die Herzogin den armen Abbé kuriren, und jagte ihn dann eines Morgens aus dem Schlosse, von wo er das, was man ihm genommen, in einem Kästchen mit sich forttrug.

Das Glück unserer Heere in Flandern ist von keiner Dauer; der Marschall Créqui ist bei Consarbrück von dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig geschlagen worden, als er zum Entsatze von Trier herbei eilte, welches der Herzog von Lüneburg belagerte. Zwar gelang es ihm, sich in die Festung zu werfen, aber er wurde daselbst zum Gefangenen gemacht, indem der Commandant Boisjourdon ohne sein Wissen eine Kapitulation abgeschlossen hatte.

In der Bretagne herrschen seit drei Monaten bedeutende Unruhen; die Salzsteuer, andere sehr drückende Auflagen, besonders aber die Strenge und Härte der Beitreibung haben die Bretagner zum Aufstand gereizt. Statt dem Lande einige Erleich-

terungen zukommen zu lassen, hat der Gouverneur Chaulnes, von dem unbeugsamen Lauvois dazu befehligt, dem Aufstande Kanonen, Musketen, Galgen und Rad entgegengesetzt. Statt die Ursache der gerechten Unzufriedenheit zu heben und Gerechtigkeit zu üben, hat man nur den Gehorsam wiederherzustellen getrachtet. Im October sind zu Rennes fünfundzwanzig oder dreißig Personen gehängt, und im November zehn andere gerädert worden. Mehrere der Einwohmer vertrieb man von Haus und Hof, und den Uebrigen wurden unerschwingliche Auflagen aufgebürdet. Reisende, welche aus der Bretagne kommen, haben Hunderte von Greisen, Weibern und Kindern gesehen, welche aus ihrer Heimath verjagt werden, und sich mühsam des Weges dahin schleppen, ohne zu wagen, ihre Mitbürger nur um einen Bissen Brod anzusprechen; denn diesen ist es bei Todesstrafe versagt, die Unglücklichen bei sich aufzunehmen, oder ihnen auch nur Nahrung zukommen zu lassen.

Die Thatsachen, die ich hier erwähne, werden wahrscheinlich von den Geschichtschreibern verschwiegen bleiben, denn diese, auf die Wohlthaten der Regierung rechnend, verhehlen nur zu gern deren Handlungen, welche Schande bringen müssen. Nur als Contrebande kann man die Wahrheit unsern Nachkommen übergeben.

Zweites Kapitel.
1676 und 1677.

Kriegerische Stellung Frankreichs. — Freuden bei Hofe. — Duquesne und Ruyter. — Der Letztere geschlagen und getödtet. — Besuch bei den Carmeliterinnen. — Lotterie heiliger Gegenstände. — Demüthigung der Frau von Montespan. — Erfolge bei der Armee. — Der tapfere Calvot. — Die Brinvilliers, ihre Sitten, ihr Verbrechen, ihre Strafe. — Ein Tag bei Hofe. — Bekehrungen zu sechs Franken. — Mademoiselle Tromps; ihre soliden, Grundsätze. — Geschenk an die Favorite. — Ein Blick auf den Feldzug im Elsaß. — Der junge Herzog von Lothringen und seine Devise. — Der König von Schweden. — Die beiden Phädra's. — Die Herzogin von Mazarin und Frau von Courcelles. — Pagenstreiche der Damen. — Eheliche Annäherung bis auf eine halbe Stunde. — Das Gesellschaftstheater. — Die niedergerissene Bühne. — Flucht der Herzogin von Mazarin. — Die schönen Abenteurerinnen. — Kein Mazarin! — Siege in Flandern. — Racine und Despréaux, Geschichtschreiber des Königs. — Verliebte Wuth der Favorite. — Ihre Meinung von Louvois. — Intrigue wit der Prinzessin Soubise. — Der ergebungsvolle Ehemann. — Die Ohrgehänge. — Die freiwillige Taubheit. — Der Dichter Dufresny — Ankunft einer falschen Prinzeß. — Der Marschall Créqui schlägt den Herzog von Lothringen. — Der junge Villars.

Im Laufe des verflossenen Jahres haben unsere Waffen wechselsweise gesiegt und verloren; aber der Verlust Frankreichs ist überwiegend gewesen; denn Turenne wurde ihm durch den Tod entrissen, und

Condé zog sich vom Kriegsschauplatze zurück. Dessen ungeachtet zeigt Ludwig XIV. sich seinen Feinden in Ehrfurcht gebietender Stellung: vier Heere sind auf seinen Befehl erstanden. In Flandern stehen die Truppen, welche der König selbst kommandiren will, unter den Marschällen Humiéres, Schomberg, Lafeuillade und Lorges. Der Marschall Créqui commandirt hier ein eigenes Corps. In Deutschland steht der Marschall von Luxemburg an der Spitze einer zweiten Armee. Ein drittes Heer zieht sich unter den Befehlen des Marschalls von Rochefort zwischen der Sambre und Maas zusammen; das vierte bildet der Herzog von Navailles in der Gegend von Bellegrade.

Während unsere Generale die Pläne des Feldzuges entwerfen, die Märsche beginnen, die Lager beziehen, ergötzt sich der König, von seinem prunkenden und üppigen Hofe umgeben, an den Freuden der Liebe und den Lobsprüchen der Bewunderung. Die Gelehrten, welche er freigebig bezahlt, die Künstler, deren Arbeiten er königlich belohnt, wetteifern darin, seinen Freuden Mannigfaltigkeit zu verschaffen, und die Uebersättigung zu verzögern, welche früher oder später dennoch eintreten muß.

Der Marschall Vivonne schiffte im vergangenen Jahre mit einigen Truppen nach Sicilien, er hat selbst einige Vortheile über die Spanier errungen, die den Holländern in diesem Jahre Unterstützung

nach Italien brachten. Ruyter hat die Küsten Hollands verlassen, um die Ausschiffung eines neuen Corps, welches Duquesne nach Messina bringen wollte, zu verhindern; er ist angegriffen und geschlagen worden. Die holländische Flotte hatte bedeutende Verluste erlitten, aber dessen ungeachtet hat der Prinz von Oranien Ruyter befohlen, das Meer zu halten. Duquesne, aus der Schwäche seines Gegners Vortheil ziehend, hat ihm eine zweite Schlacht geliefert, in welcher der tapfere Holländer getödtet worden ist. In dem Admiral verliert die Republik die sicherste Stütze.

Nach der Abreise des Königs, welcher sich am 28. Februar an die Spitze des Heeres in Flandern gesetzt hat, sind der Hof und Paris abermals zur Einöde geworden. Die Königin sucht nur die Vergnügungen auf, welche ihr Beichtvater ihr gestattet. Dieser Tage fiel es ihr plötzlich ein, in dem Kloster der Carmeliterinnen einen Besuch zu machen; die Herzogin von Richelieu begleitete sie. Nachdem sie dem Gottesdienste beigewohnt hatte, nahm sie in der Mitte der Nonnen Platz, und begann hier, ihrer Gewohnheit getreu, zu gähnen. Aber die Oberhofmeisterin, welche dies voraus gesehen hatte, ließ eine Menge Kleinigkeiten herbei bringen, wie die Nonnen sie brauchen konnten, und machte den Vorschlag, davon eine Lotterie zu veranstalten. Das Spiel fand sehr viel Beifall, da Alle gewannen und

Keine bezahlte. Die Herzogin von Richelieu unterhielt sich längere Zeit mit der Schwester Louise, welche ihr versicherte, daß sie sich in ihrer neuen Lage vollkommen glücklich uud zufrieden fühle.

Frau von Montespan ist ein Kind, welches über die geringfügigsten Dinge Neid empfinden kann. Kaum hatte sie von dem Besuche der Königin bei den Carmeliterinnen gehört, als auch sie, in Begleitung der Frau von Maintenon, dahin ging. Auch die Lotterie wurde nicht vergessen; aber diese wurde eine Demüthigung für die Marquise. Die Nonnen waren es zwar zufrieden, daß Frau von Montespan die Gewinnste bezahle, aber es schien ihnen, als würden die Gegenstände durch die Hände der Vertheilerin entweiht, und sie baten daher Frau von Maintenon, die Loose zu vertheilen. Die guten Schwestern bewiesen durch diese Wahl kein sonderliches Gedächtniß. Frau von Montespan unterhielt sich ebenfalls längere Zeit mit der Schwester Louise.

Die Schmeichler können sich vorbereiten, dem Könige mit reichen Händen Weihrauch zu streuen, denn er ist in Flandern durch das Glück gekrönt worden. Er hat Lüttich eingenommen, Monsieur Bouchain, und der Marschall Humières Ayre. Mastricht, in welchem der tapfere Calve commandirt, hat der Belagerung des Prinzen von Oranien widerstanden; dieser hat nach einer Blokade von vierzig

Tagen unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. „Meine Herren," hat Calve zu den Ingenieuren gesagt, „ich verstehe von der Vertheidigung fester Plätze nichts; alles was ich weiß, ist, daß ich mich dem Feinde nicht ergeben will." .... und er hat es auch nicht gethan.

Die Marquise von Brinvilliers war lange Zeit hübsch; so lange ihre Schönheit währte, hatte sie Liebhaber; sie hatte deren auch noch, als ihre Schönheit zu schwinden begann, aber ihre Galanterien wurden nur mit mehr Heimlichkeit betrieben. Ein Offizier, St. Croix, brachte alle Nächte bei ihr zu, während sie am Tage die Kirche mit ihren Gebeten erfüllte. Die Marquise spendete Wohlthaten, besuchte Hospitäler, und Jedermann hielt sie für eine Heilige.

St. Croix, ein Glücksritter, der bereits zwei oder drei Mal in der Bastille gesessen hatte, lernte hier von dem Italiener Exili die Bereitung der feinsten Gifte. Diese verkaufte er, als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, an Frauen, die sich ihrer Männer zu entledigen wünschten, oder an junge Leute aus vornehmen Familien, denen die Erbschaft zu lange ausblieb. Eines Tages, als dieses Ungeheuer eben mit Anfertigung eines äußerst heftigen Giftes beschäftigt war, zerbrach die Glasmaske, welche ihn gegen den Einfluß des Giftes schützen sollte, und

er sank auf der Stelle todt um. Seine Sachen wurden versiegelt, und die Marquise von Brinvilliers forderte mit Ungestüm ein Kästchen zurück, welches sie genau beschrieb, und das man, wie sie behauptete, unter den Sachen des Verstorbenen gefunden haben müsse. Sie wiederholte die Forderung so oft und dringend, daß sie endlich dadurch Verdacht erregte. Ein Polizeicommissair öffnete das Kästchen, und fand darin eine Menge schnell-tödtender Gifte; jedes einzelne war mit einem Zettelchen versehen, auf welchem die Wirkungen standen, die es hervorbringen sollte. Von der gemachten Entdeckung noch früh genug in Kenntniß gesetzt, flüchtete sich die Marquise nach England; von hier ging sie später nach Lüttich, wo sie verhaftet wurde. Ihr Prozeß hat nicht lange gewährt; überführt, nach und nach ihre Schwester, ihre Brüder, ihren Vater, und mehrere Arme in den Hospitälern, an denen die furchtbare Creatur Versuche angestellt, vergiftet zu haben, wurde sie verurtheilt, geköpft und verbrannt zu werden; den Tag darauf ward das Urtheil an ihr vollstreckt.

Ich habe diese Frau, welche noch immer hübsch war, zum Tode gehen sehen; sie war bleich, aber nicht muthlos. Während des Prozesses ist die Marquise in ihrem Gefängnisse von zwei Beichtvätern besucht worden. Der eine derselben forderte, daß sie der Gerechtigkeit ein unumwundenes Geständniß

ablegen solle; der Andere rieth ihr zu gewissen Verschweigungen. Auf diese Weise, sagte sie lächelnd, kann ich ja den Weg einschlagen, der mir der angenehmste scheint.

Als man sie verhaftete, suchte sie sich der Schande zu entziehen, indem sie sich mit aller Kraft einen Stock in einen Theil des Körpers stieß, den ich nicht zu nennen wage.

Bei der Rückkehr des Königs von dem Heere nahm der Hof für den Rest der schönen Jahreszeit den Sitz in Versailles, und zugleich haben auch die verschiedenen Vergnügungen: Abendmusiken, Theater, galante Soupers und Feuerwerke auf dem Wasser, wieder begonnen. Am Sonnabend habe ich den ganzen Tag auf dem Schlosse zugebracht. Nach Beendigung der Mahlzeit haben der König, die Königin, Madame, Monsieur, Mademoiselle, Frau von Montespan, und jene ganze geschmückte Masse, welche man den Hof nennt, sich in die Säle ergossen, über deren spiegelblanken Fußboden 300 Roben hinweg rauschten. Aber es gibt im Schlosse so viele Säle, Gallerien und Kabinette, daß die zahlreiche Masse sich nirgends drängte. Bald setzten sich der König und Frau von Montespan, Monsieur und die Prinzeß Soubise, Madame und der Marquis von Dangeau zu einer Partie Reversis; tausend Louisd'or waren der geringste Satz. Es ist

ein Unglück, mit dem Marquis Dangeau zu spielen; er verliert nie, und gewinnt selten wenig. Er ist fern von jeder Zerstreuung, verliert das Spiel nicht einen Augenblick aus den Gedanken, und hört und sieht dennoch Alles; und es gibt bei dergleichen Partien viel zu sehn: Unterhaltung durch Blicke, Händedrücke, sich liebkosende Knie, zugesteckte Billetdous u. s. w.

Die Spielpartien dauerten bis gegen sechs Uhr; dann zog sich der König in sein Kabinet zurück, um die eingegangenen Depeschen zu lesen. Während seiner Abwesenheit wurde die Rechnung geschlossen; der Marquis Dangeau hatte 36000 Frank's gewonnen! Nachdem der König zurück gekommen war, bestieg er mit Frau von Montespan, Monsieur und Frau von Thianges eine Jagdkalesche. Die Königin nahm in einem andern mit Madame, Mademoiselle und Frau von Maintenon Platz; für das ganze übrige Hofpersonale waren gleichfalls Wagen vorhanden, in welche sich nun Alles ohne weitere Rangordnung drängte.

Von der Jagd in den Park zurück gekehrt, zerstreute sich die Gesellschaft nach allen Richtungen; Einige lagerten sich auf den grünen Rasenplätzen, Andere suchten die Schatten der Gebüsche auf, und wieder Andere bestiegen die geschmackvollen Gondeln, um den Kanal zu befahren. Ueberall tönte Musik, und der Park schien ein Aufenthalt der Feen zu

sein. Um zehn Uhr begann das Schauspiel, um Mitternacht war Abendtafel in den Zimmern, und um drei Uhr rollte eine lange Reihe von Wagen auf der Straße von Versailles Paris zu.

Man lacht viel über den Bekehrer Pelisson, welcher römische Katholiken den Kopf zu sechs Franks macht*). Auch beschäftigt Mademoiselle Tromp, eine Verwandte Bontems, die allgemeine Unterhaltung; sie hat fast incognito die Neigung des Königs gewonnen. Die junge Person scheint Ninon fortsetzen zu wollen, aber sie will aus ihrer Galanterie mehr Gewinn ziehen, denn sie meint, es sei besser, wie Laïs den Göttern goldene Bildsäulen widmen, als ein Bett in dem Hospital erbitten.

Der Marquis Dangeau ist sehr galant, wenn er nicht spielt. Er sandte kürzlich der Frau von Montespan für ihre Menagerie zu Clagny die verliebtesten Turteltäubchen, die fettesten Zuchtschweine, die milchreichsten Kühe, die wolligsten Schaafe, welche er hatte auftreiben können. Man sagt, das Geschenk habe 2000 Thaler an Werth betragen. Nach zwei oder drei Jahren wird daraus eine un=

*) Pelisson, welcher seit einigen Jahren zur katholischen Religion übergetreten war, emfing im Jahre 1676 eine eigene Kasse, aus welcher er die Proselyten bezahlte. Der geringste aber am häufigsten angewendete Satz war dabei sechs Franks.

geheure Bevölkerung entstehen, wenn die Fruchtbarkeit aller dieser Thiere so groß ist, als die ihrer Gebieterin.

Der Marschall von Luxemburg bestätigt die günstige Meinung immer mehr, welche sein Lehrer, der große Condé, von ihm hegte. Nachdem er sich Montbeillard's bemächtigt hatte, hielt er den Herzog von Lothringen ab, über den Rhein zu gehen, und sich, wie dies sein Wille gewesen war, nach Lothringen und der Franche-Comté zu wenden. Der junge Carl V., welcher nach dem Tode seines Vaters zum Generallissimus der kaiserlichen Truppen ernannt worden ist, schmeichelt sich noch immer mit der Hoffnung der Wiedereroberung seiner verlornen Provinzen. Zum Beginn des Feldzuges ließ er auf seine Fahnen den Wahlspruch setzen: aut nunc aut nunquam (jetzt oder nimmer). Man muß nur noch in Erfahrung bringen, welchen Zeitraum er unter jetzt versteht.

Der König von Schweden ist in unserer Sache nicht glücklicher, als der Herzog von Lothringen in der Sache des Kaisers. Dieser junge Monarch, welcher sich im vergangenen Jahre zu unsern Gunsten erklärte, sieht die Deutschen, Spanier und Holländer gegen sich vereinigt. Kaum hatte er den Feldzug eröffnet, als der Kurfürst von Brandenburg ihm auch schon Pommern entriß. Dies Jahr ist

der König von Dänemark in das Herz Schwedens eingedrungen, und hat bedeutende Vortheile errungen. — Die Bündnisse mit großen Herrschern sind zwar sehr ehrenvoll, aber um sich ihrer Feinde zu erwehren muß man etwas mehr haben, als ihren bloßen Namen.

Für den Augenblick hat die Erscheinung der beiden Phädra's alle wichtigern Ereignisse vergessen lassen. Das eine dieser Trauerspiele ist indessen nur lächerlich, und man rühmt dies Machwerk Pradons fast nur aus Haß gegen seinen Nebenbuhler Racine.

Die schöne Herzogin von Mazarin will ihren Mann durchaus nicht lieben, selbst nicht auf Befehl des Parlamentes. Die niedliche Frau ist der ehelichen Tyrannei entronnen, und hat sich nach England geflüchtet, von wo sie uns im vergangenen Jahre sehr interessante Memoiren zusandte, welche ihren Reisegefährten St. Real zum Verfasser haben sollen. In dem Buche bekennt Laura Mancini offenherzig eine große Menge von Thorheiten, welche sie häufig im Vereine mit der Frau von Courcelles begangen hat. Wir sehen sie gemeinschaftlich in das Kloster von St. Marie zur Bastille eingesperrt, wo sie den Nonnen allerhand Schabernack spielten. So z. B. gossen die Schelminnen eines Tages Dinte in den Weihkessel, so daß die frommen Schwestern, welche der Frühmette beiwohnten, ein Zeichen auf der

Stirn emfingen, jedoch nicht der Art, wie durch dieselben Urheberinnen die Herren Courcelles und Mazarin. Einen andern Tag jagten sie um Mitternacht durch die Kreuzgänge eine Masse kleiner Hunde, welche sie zum großen Aergernisse der Nonnen fütterten, laut hetzend. Während die Herzogin von Mazarin dergleichen Pagenstreiche trieb, wies ein Parlamentsbefehl ihr den Palast Mazarin zum Wohnsitze an, während der Herzog im Arsenale wohnte. Diese Annäherung, welche den Raum einer halben Stunde zwischen ihnen ließ, war ganz nach dem Geschmacke Laura's, und sie spricht in den Memoiren ihre volle Zufriedenheit darüber aus; aber der Herzog appellirte, und Laura wurde verurtheilt, zu ihm zu ziehen. Indessen war an ein längeres Auskommen der beiden Ehegatten mit einander nicht zu denken, denn der Herzog wollte keinen Spaß verstehen. Die Herzogin hatte eine Menge junger Leute zu sich bestellt, um Comödie mit ihnen zu spielen; es waren unter ihnen höchstens drei oder vier, welche der anbetungswürdigen Laura ihre Huldigungen widmeten. Der Herzog, hiervon in Kenntniß gesetzt, ließ, ohne seiner Gemahlin ein Wort zu sagen, das Theater niederreißen. Empört über ein solches Benehmen, verließ die schöne Laura, unter dem Beistande des Herzogs von Nevers, den Palast ihres Gemahls heimlich. Die reizende Abenteuerin hatte nur ein Kammermädchen, Namens Nannon, zur Beglei-

terin, und ihr einziger Schutz war ein Edelmann, den ihr Bruder ihr gesandt hatte, den sie aber nicht kannte. Man muß in den Memoiren der Reise der Herzogin von Mazarin folgen, und man wird sich dabei sehr gut unterhalten. Die beiden Frauenzimmer hatten die Vorsicht gebraucht, Mannskleider anzulegen, aber dann und wann entschlüpfte Nannon ein „Madame," und die Neugierde wurde dadurch in hohem Grade auf die Flüchtlinge gelenkt.

Auf diese Weise kam die Herzogin nach der Schweitz, von hier nach Italien, dann nach Deutschland, und endlich nach Flandern, von wo sie mit dem Schlusse des Jahres 1675 nach England überschiffte. Dort lebt nun eine der schönsten und geistreichsten Frauen des Hofes von Frankreich, umgeben von einer glänzenden Gesellschaft, welche St. Evremont belebt, und St. Real jeden Abend sich zerstreuen sieht, ohne, wie man behaupten will, ihr folgen zu müssen. Vergebens hat der Herzog zahllose Schritte gethan, um seine Laura zu bewegen, wieder zu ihm zurück zu kehren. Die Schöne will ihn durchaus nicht als ihren Petrarka anerkennen, und ihr täglicher Ruf ist, wie einst der der Fronde: „Kein Mazarin! Kein Mazarin!"

Der Marschall von Luxemburg hatte die Belagerung Valenciennes begonnen, als der König mit einem Theile seines Hofstaates bei dem Heere

anlangte. Valanciennes hat sich bald darauf ergeben. Eine der schönsten Waffenthaten dieses Feldzuges ist der Sieg, welchen Monsieur bei Cassel über den Prinzen von Oranien erfochten hat, und welcher die Einnahme von St. Omer erleichterte. Obgleich der Herzog von Orleans bei dieser Gelegenheit nach Art des Königs siegte, d. h., in Folge der Anordnungenn der Marschälle von Luxemburg und d'Humières, so hat doch Ludwig bei Empfang der Nachricht die Stirne gewaltig gerunzelt. Er ist sogleich mit seinem Bruder nach Versailles abgereist, damit Monsieur kein weiteres Gefallen an dem Kriegsspiele finden möge.

„Es thut mir leid,“ sagte der König bei seiner Rückkehr zu Racine und Despréaux, „daß Sie nicht nach Flandern gekommen sind; Sie würden den Krieg gesehen haben, und Ihre Reise hätte nicht lange gewährt.“

Als ächter Höfling antwortete Racine sogleich: „Wir würden gekommen sein, aber Ew. Majestät haben uns nicht so viel Zeit gelassen, daß der Schneider unsere Reisekleider fertig machen konnte.“

„Nun, damit Sie ein andermal bereit sind,“ entgegnete der König, „ertheile ich Ihnen beiden den Auftrag, die Geschichte meiner Regierung zu schreiben, und gebe jedem von Ihnen tausend Thaler Pension.“

Wie in den vorhergehenden Jahren, so folgte

auch in diesem wieder die Galanterie auf die Kriegsereignisse. Das Glück der Favorite ist jetzt mit sehr viel Bitterkeit gemischt. Sie kann es sich nicht mehr verhehlen, daß Frau von Maintenon täglich mehr Einfluß auf das Herz des Königs gewinnt, so wie das ihre eigene Herrschaft über seine Sinne täglich mehr schwindet. So auf das Aeußerste gebracht, gibt sie sich der ganzen Ueppigkeit ihres Temperaments hin, um dem Könige das Verlangen nach den Freuden der Liebe zu benehmen. Sie sucht seine Begierden aufzureiben, damit er nicht bei Andern Befriedigung derselben suche. Man könnte behaupten, sie trachte ihren königlichen Geliebten allen Frauen zu entreißen, indem sie allein ihm gewährt, was alle zusammen ihm kaum zu gewähren vermöchten. Sie ist nicht mehr eine zärtliche, verliebte, wollüstige Freundin, sondern Venus an ihre Beute gefesselt.

Ungeachtet ihrer glühenden Bestrebungen empfängt doch Frau von Montespan von dem Könige nur sehr schwache Huldigungen. Ich habe bereits gesagt, daß bei Hofe nichts geheim bleiben kann, und so ist es auch hier wieder. Indem der König sich mit Athenaïs beschäftigt, richtet er alle seine Gedanken auf jene Wittwe, welche gegenwärtig sein Verlangen erregt: Frau von Montespan ist der Tempel, doch Frau von Maintenon empfängt das Opfer. Welchen Begriff muß man sich aber von der Wol-

lust dieser Person machen, wenn man hört, daß sie aus den Armen Ludwigs kommend, noch genug Feuer findet, um zu dem Lobe Louvois, welches sie offen aussprach, Gelegenheit zu erhalten. Sie sagte nämlich von dem Kriegsminister: „Er erfüllt alle Begriffe, welche ich von einem großen Manne hege.“

Eine der Neigungen des Königs, welche lange Zeit mit gleicher Lebhaftigkeit bestanden hat, ist die, welche er noch immer für die Prinzeß Soubise hegt. Abgesehn von den Launen dieser Frau, welche den König stets aufs Neue anreizen, dient auch noch die Vorsicht, welche die Liebenden anwenden müssen, um ihr Verhältniß zu verschleiern dazu, demselben eine größere Dauer zu verleihen. Nur mit der größten Heimlichkeit finden die Zusammenkünfte Statt. Die Marschallin von Rochefort ist es, welche dazu die Hand bietet. Der Prinz Soubise war anfänglich sehr eifersüchtig, wurde es dann weniger, und endlich gar nicht mehr; und dies zwar zu einer Zeit, wo er und sein Haus mit Gunstbezeugungen, Titeln und Pensionen überschüttet ward. Er meinte wahrscheinlich, wenn die Untreue seiner Frau etwas Bitteres habe, so sei doch das ungeheure Vermögen, welches er seit einigen Jahren gewonnen, eine annehmbare Entschädigung, und mit Ruhe genießt er nun die Wirkungen, ohne weiter an die Ursachen zu denken.

Frau von Montespan hatte lange Zeit vergeblich gestrebt, Beweise von dem Umgange des Königs mit der Prinzeß Soubise zu erhalten; jetzt ist ihr die Ueberzeugung geworden. Sie glaubte nämlich, bemerkt zu haben, daß die Prinzeß jedes Mal ein bestimmtes Paar Ohrgehänge einmacht, wenn der Prinz nach Paris gehe. In Folge dieses Verdachtes schickte sie dem Könige eines Tages nach. Sie hatte sich nicht getäuscht, die Ohrgehänge dienten in der That zum Zeichen des Rendezvous. Am folgenden Tage redete sie den Prinzen von Soubise an, und suchte ihn ziemlich unumwunden von dem in Kenntniß zu setzen, was sich zutrage. Der Prinz stellte sich, als verstehe er sie nicht; er wendete ihr den Rücken zu, und gewährte ihr die Ueberzeugung, daß sie ihm die Sache nicht begreiflich machen würde, wenn sie auch ganz offen spräche.

Der König hatte erfahren, daß der Dichter Dufresny *) Verfasser mehrerer Lustspiele sehr arm sei, und daß dieser Enkel Heinrichs IV. Gefahr liefe, Hungers zu sterben. Er ließ ihn daher

*) Der Großvater Dufresny's war der Sohn eines Gärtnermädchens zu Anet, welches man die schöne Gärtnerin nannte, und die Heinrich der Große zur Maitresse hatte. Aus dieser Verbindung entsprang des Dichters Großvater, aber weder dieser, noch dessen Sohn rühmten sich je der königlichen Familie. Ludwig XIV. kannte und erinnerte sich ihrer von selbst.

dieser Tage nach Versailles kommen. „Mein armer Dufresny,“ sagte er ihm, „ich habe schon mehrmals versucht, Sie dem Elende zu entreißen, und Sie in eine andere Lage zu versetzen, als die ist, welche Ihr Aeußeres verräth; aber ventre-saint-gris, Sie lieben den Wein, das Spiel und die Frauen! Es muß Ihnen aber doch geholfen werden. Hier haben Sie eine Anweisung auf 1000 Louisd'or, sehen Sie zu, daß die Comödiantinnen, die Bassette, und die Schenke nicht zu viel davon erhalte.“

Dufresny schwur, daß er wie ein Einsiedler leben wolle, aber, wenn man auf das Wort eines Trunkenboldes nicht trauen darf, was soll man dann von dem Versprechen eines Mannes halten, der zugleich Trinker, Spieler, Weiberfreund und — Dichter ist.

Ludwig XIV. hat diesen Beweis der Freigebigkeit gegen einen unächten Abkömmling des großen Bearners gegeben, um die Ankunft von Franziska Marie*) zu feiern, der dritten Tochter der Frau von Mon-

*) Franziska Marie von Bourbon, späterhin Mademoiselle de Blois. Sie heirathete Philip II., Herzog von Orleans, welcher nach dem Tode Ludwigs XIV. Regent wurde. Die beiden andern Töchter des Königs und der Montespan waren Louise Franziska, Mademoiselle de Nantes, vermählt mit Ludwig III., Herzog von Bourbon-Condé, und Louise Mari, Mademoiselle de Tours, gestorben im Jahre 1681.

tespan, welche diese fruchtbare Geliebte so eben auf die Welt gesetzt hat. Der König wollte, daß die Geburt eines Bastardes dem Enkel eines Bastardes Nutzen brächte! Man muß überall consequent sein.

Auch dies Jahr endet der Feldzug im Elsaß mit glücklichem Erfolge; der Herzog von Créqui erwirbt sich immer mehr den Anspruch auf den Namen eines großen Feldherrn. Der junge Herzog von Lothringen unternahm im November einen Angriff auf Lothringen, da er noch immer hofft, dort das Reich seiner Väter wieder herzustellen. Er drang bis gegen Metz vor, aber Créqui war Tag für Tag in seiner Flanke marschirt, und schnitt ihm endlich die Zufuhr ab. Gezwungen, sich auf die Maas zurück zu werfen, fand auch hier der Herzog von Lothringen den Marschall Créqui, der ihm überall wie sein Schatten folgte. Carl wendete sich nun gegen Elsaß, aber Créqui kam ihm zuvor, und zwang ihn, die Schlacht bei Kokesberg anzunehmen, wo der Herzog geschlagen wurde. Créqui hat dann seine Thaten durch die Einnahme von Freiburg gekrönt, bei welcher sich der junge Villars rühmlich auszeichnete.

Drittes Kapitel.
1679.

Der Teufel mischt sich hinein. — Der Graf d'Aubigné, seine Heirath. — Der Hof abermals auf Reisen. — Es ist eine Kriegslist. — Der Jahrmarkt in St. Germain. — Theater daselbst. — Erfolge in Flandern. — Racine und Depréaux bei der Armee. — Ihre Fernglaser zeigen die Gegenstände falsch. — Die Geburt des Grafen von Toulouse. — Eine Schöne stirbt vor Liebe. — Die Cadenas. — Friede von Nimwegen. — Vortheile am Rheine erkämpft. — Italienische Eifersucht. — Finanzielle List Colberts. — Friede zwischen Frankreich und dem Reiche. — Die Herzogin von Longueville, ihr Charakter, ihr Leben, ihr Tod. — Herr von Pomponne in Ungnade. — Bruch des Königs mit der Frau von Montespan. — Die Musketaire. — Vorwurf der Frau von Maintenon gegen den König. — Die Wirkung. — Vorsicht der Herzogin von Richelieu. — Censuren und Büchercommissionen. — Ihr Amt. — Tod der Herzogin von Chevreuse und des Cardinals von Rez. — Portrait dieses Cardinals. — Marie Louise, Tochter von Monsieur, Königin von Spanien. — Vermählung der Mademoiselle de Blois, Tochter des Königs und der La Vallière, mit dem Prinzen von Conty. — Taktik der Frau von Maintenon. — Fräulein von Fontanges, ihr Portrait. — Die neue Favorite auf dem Balle zu Villieres-Catterets. — Ihr linkisches Benehmen. — Leichtigkeit der Frau von Montespan.

Fräulein von Thianges, diese junge Schönheit, mit der ihre Mutter so sehr zufrieden ist, könnte, wenn man sie nicht bewachte, sehr bald ihrer Mutter Kummer machen; es gibt bei Hofe Unschuldstödter, welche

sich sehr frühzeitig erheben. Die Schöne fand an ihrem Geburtstage auf ihrer Toilette einen kleinen Teufel, der eine Maus in der Hand hielt. Das Fräulein beklagte sich gegen ihr Kammermädchen darüber, daß man sie, nach Uebersendung dieses Spielzeuges zu urtheilen, noch für ein Kind halte. Als sie aber die Puppe besah, drückte sie zufällig an der Maus, diese öffnete sich, und es fielen ein Paar prachtvolle Armbänder heraus, deren Werth man auf 2000 Louisd'or schätzt. Dabei lag ein kleines Blättchen mit den Worten: Der Teufel mischt sich hinein. Bis jetzt hat man vergebens getrachtet, den unbekannten Geber dieses prachtvollen Geschenkes zu erforschen; doch meint Frau von Thianges, wenn man sich zur Erwerbung desselben dem Teufel ergeben müsse, so würde sie sich als gute Mutter für ihre Tochter opfern.

Der Graf d'Aubigné, Bruder der Frau von Maintenon, ist ein höchst unterhaltender Mensch. Er hat so eben, ohne seine Schwester davon in Kenntniß zu setzen, Mademoiselle Genoveva Piétre geheirathet, die Tochter eines königlichen Procurators der Stadt Paris. Die junge Frau ist nicht hübsch, aber, was noch viel schlimmer ist, sie hat auch kein Vermögen.

Bei seiner Abreise zu dem Heere hat der König wieder die ganze Bagage seiner ersten Feldzüge mitgenommen. Die Königin und der ganze Hof be-

gleiten ihn. Die Straßen sind mit Artillerie und vergoldeten Carossen bedeckt; bunt unter einander trifft man Wagen, welche Zelte und Toilettengegenstände, Pulver und Pomadentöpfe, Brandtwein und wohlriechendes Wasser, Kürasse und Spitzen, Musketen und Apothekerbüchsen geladen haben. Man behauptet indessen, daß dies Mal hinter diesem Luxus eine List verborgen liegt, und daß der König den Feind nur glauben machen wolle, er beabsichtige einen längern Aufenthalt an den Ufern der Mosel, während er sich heimlich, und so schnell als möglich, nach der Schelde zu wenden gedenke. So wäre denn die Galanterie, welche schon längst mit der Diplomatik eng verwebt ist, jetzt auch noch zur Kriegslist geworden.

Ich bin mit meinen 39 Jahren in Paris geblieben, und empfinde in dieser todten Residenz nicht selten arge Langeweile. Um diese einigermaaßen zu zerstreuen, habe ich gestern den Jahrmarkt von St. Germain besucht, wo sich fast alle Müßiggänger von Paris eingefunden hatten. Auf einem ziemlich eleganten Theater wurde eine kleine Posse gegeben: „Die Liebe und die Zauberei" betitelt; sie gewährte allgemeine Unterhaltung.

Ich habe meinen Courier aus Flandern empfangen. Wie man es erwartet hatte, wendete sich der König, nachdem er den Befehl zur Belagerung von Charlemont, Namur und Luxemburg gegeben, für

seine Person nach den Niederlanden, und zog in Gent ein, welches am 9. März dem Marschall d'Humières seine Thore geöffnet hatte. Sechszehn Tage darauf ergab sich Ypern dem Könige, d. h. dem Marschall von Luxemburg. Racine und Despréaux, welche diesmal so viel Zeit gehabt hatten, sich ihre Kleider machen zu lassen, sahen sich von einer benachbarten Höhe die Belagerung an, welche nicht länger als eine Woche währte. Unsre modernen Tacitusse sollen sehr ergriffen gewesen sein, als sie ihr Fernrohr auf die Wälle der belagerten Stadt richteten; wahrscheinlich hat ihr Staunen sie abgehalten, die Sache richtig zu beurtheilen, wenigstens lassen sie sich über einige Ereignisse mit ungeheurer Breite aus, während sie andere und wichtige fast mit gänzlichem Stillschweigen übergehen.

Der König ist gestern nach St. Germain zurückgekehrt, und hat die Leitung der innern Angelegenheiten wieder selbst übernommen; während seiner Abwesenheit waren sie dem Kanzler Le Tellier anvertraut.*). Die Favorite erwartete nur die Rückkehr des Königs, um ihn mit einem siebenten Kinde aus dem Stamme Mortemart zu beschenken. Der Neuangekommene heißt Ludwig Alexander.**). Ich

*) Auf den Kanzler Seguier folgte zwei Monate nach dessen Tode der Herr von Aligre. Als dieser im Jahre 1677 starb, ward Le Tellier Kanzler.

**) Ludwig Alexander von Bourbon, später Graf von Toulouse.

zweifle, daß die Kühe, die Schafe und Turteltäubchen, welche das Geschenk des Marquis Dangeaux bilden, sich so gewaltig dazu halten, als diese fruchtbare Schöne.

Man stirbt jetzt nicht nur in der Redensart vor Liebe, sondern sogar in der Wirklichkeit. Wir haben davon ein trauriges Beispiel erlebt. Fräulein von Saint'=Gelées, ein junges Mädchen, welches im Dienste der Königin sehr achtbar angestellt ist, fühlte ein dringendes Verlangen darnach, einen Liebhaber zu besitzen. Unglücklicherweise war die Häßlichkeit des armen Mädchens noch größer, als ihre Verliebtheit; und das will viel sagen. Sie zu lieben war nicht nur guter Wille und gänzliche Ergebenheit erforderlich, sondern ein wahrer Heldenmuth. Es fand sich ein Held, ein gewisser normannischer Edelmann, eben so arm als unerschrocken, stürzte sich, ein neuer Curtius, in eine Liebesintrigue mit Fräulein St. Gelées. Sie war von gutem Adel; das Blut der Lusignan rann durch ihre Adern; der kühne Liebende wußte dies, und konnte den Glauben nicht aufgeben, daß so viel Adel nicht wenigstens durch einige Zehntausend Pistolen unterstützt sein müsse. Aber selbst bei Hofe dringt früher oder später die Wahrheit durch. An einem für Fräulein von Gelées verhängnißvollen Tage erfuhr der Normann, daß seine Geliebte nur an Begierden reich sei, und der Ungetreue verschwand. Der Schlag war eben so fürch=

terlich als unerwartet. Die Enkelin der Könige von Jerusalem wollte ihr Unglück noch bezweifeln, aber sie erhielt die Ueberzeugung; sie wurde gelb, wie eine Quitte; ein schleichendes Fieber trat hinzu, und nach vierzehn Tagen an den Rand des Grabes gebracht, starb die Unglückliche, den Norrmann ihrer Ermordung beschuldigend.

Seit etwa einem Monate ist bei Hofe ein neues, sehr elegantes Tischgeräthe angeschafft worden; nämlich kleine geschmackvolle und kostbare Kästchen, in denen Löffel, Messer, Gabel und was sonst bei Tische erforderlich ist, eingeschlossen werden. Diese Kästchen heißen Cadenas, und man stellt sie an die rechte Seite jedes Couverts. Ihre Einführung könnte dem Luxus zugeschrieben werden, so elegant sind sie gewöhnlich, allein nur die täglich häufiger werdenden Vergiftungen sind die Ursache dieser Vorsichtsmaßregel. Colbert ließ kürzlich durch den berühmten Goldschmidt Delaunay für die Königin ein Cadenas arbeiten. Es wiegt 22 Mark Gold, und die Façon ist mit 4000 Frank bezahlt.

Der Friede ist zu Nimwegen geschlossen worden. Ludwig XIV. hat fast alle Bedingungen desselben diktirt. Es sind drei verschiedene Verträge geschlossen: Der erste zwischen Frankreich und Holland; der zweite zwischen Frankreich und Spanien, und der dritte, noch nicht unterzeichnete, zwischen Ludwig XIV.

und dem Kaiser Leopold für diesen und die Fürsten des Reiches. Bemerkenswerth ist es, daß die Holländer, welche alle die andern Mächte in diesen Krieg gezogen haben, durchaus nichts verlieren, während Spanien die Franche-Comté und einen großen Theil von Flandern einbüßt. Ludwig XIV. hat seinem Verbündeten, dem Könige von Schweden, Alles zurück geben lassen, was der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark demselben abgenommen hatten.

Da der Vertrag zwischen Frankreich, dem Kaiser und dem Reiche noch nicht unterzeichnet war, wovon der Grund besonders in Schwierigkeiten lag, welche sich auf den Herzog von Lothringen bezogen, dauert der Krieg an den Ufern des Rheines fort. Créqui hat den Prinzen von Baden bei Rheinsfeld geschlagen; hierauf griff er den Herzog von Lothringen bei Gengenbach an, und schlug ihn gleichfalls. Er bemächtigte sich hierauf der Brücke bei Kehl, verbrannte einen Theil der Brücke bei Straßburg, und eroberte Lichtenberg.

Während dieser Verlängerung der Feindseligkeiten, hat ein Staabsoffizier, welcher sich bei der Armee befand, eine Reise nach Paris unternommen, die unter den glücklichsten Aussichten begonnen wurde, aber sehr traurig ablief. Der Marquis d'Albret unterhielt eine Liebschaft mit der Frau von Bussy-Lamet. Eines Tages empfing er von seiner Geliebten einen

Brief, in welchem sie ihm ein Rendezvous gab, und ihn unter den zärtlichsten Ausdrücken bat, nicht bei demselben zu fehlen. D'Albret empfing von dem Marschall einen sehr kurzen Urlaub, und flog in die Arme seiner Geliebten; — es war der Tod, der ihn hier erwartete. Frau von Bussy war durch ihren Mann gezwungen worden, jenen Brief zu schreiben; der betrogene Gatte erwartete den Geliebten, überfiel und ermordete ihn. Der Marschall Schomberg hat von Louvois einen derben Verweis erhalten, daß er dem Marquis ohne des Königs Erlaubniß den Urlaub bewilligte.

Die Kosten des Krieges haben die Finanzen erschöpft; die Staatskassen sind leer, und dennoch haben einige Höflinge unmittelbar nach der Unterzeichnung des Friedens von Nimwegen den König überredet, daß seine Würde verlange, ein prachtvolles Fest zu geben. Dadurch, sagten sie, wird bei den Feinden Frankreichs der Glaube erweckt werden, die Hülfsquellen des Reiches wären unerschöpflich; Se. Majestät werden so ihren Gegnern noch ungleich größer erscheinen. Der König war hier bei seiner schwächsten Seite angegriffen; er billigte fast ohne Widerrede die Idee, und ließ sich Pläne zu dem Feste vorlegen. Aber wie konnte man bei der Verlegenheit, in welcher sich der Staat befand, Colbert den Vorschlag zu einer so bedeutenden und zugleich unnützen Ausgabe zu machen? Vierzehn Tage

ging der König in der größten Verlegenheit um diesen Gegenstand herum, und jederzeit fehlte ihm der Muth, seine Absicht auszusprechen. Der Generalcontrolleur war bereits davon unterrichtet, und hatte auch schon die Mittel ausfindig gemacht, den Plan in das Werk zu setzen. Er stellte sich indessen unwissend, und ließ den König kommen, indem er seine Klagen, seine Seufzer über die gänzliche Erschöpfung der Finanzen verdoppelte.

„Ach, ich weiß es wohl," sagte endlich der König, „auch sehe ich ein, daß ich werde Verzicht darauf leisten müssen, ein Caroussel zu geben, welches ich beabsichtigte."

„Ein Caroussel!" rief Colbert aus, und gab seinem Gesichte einen noch finsterern Ausdruck als gewöhnlich.

„Ja," sagte der König; „die Herren meines Hofes behaupten sämmtlich, daß es nöthig sei, aber freilich, die Erschöpfung des Schatzes. . . ."

„Das ist einerlei, Sire," unterbrach ihn Colbert, „das Fest muß gegeben werden."

„Aber woher wollen Sie das erforderliche Geld nehmen?"

„Ich würde es Ew. Majestät jetzt wahrlich nicht zu sagen wissen, entgegnete der Finanzminister, „ich werde sehen — ich werde nachdenken."

„Ja, ja, ich weiß wohl, Colbert, es wäre nicht das erste Mal, daß Ihre Gedanken Geld schlügen. —

Hier sind indessen die Pläne; sehen Sie nach, welcher in der Ausführung am wenigsten kosten würde."

„Das Alles taugt nichts," sagte der Minister, nachdem er die Zeichnungen geprüft hatte.

„Ich habe es wohl vorausgesehen; die Sache würde zu theuer zu stehen kommen."

„Im Gegentheil, Sire, die Pläne scheinen mir zu kleinlich."

„Was sagen Sie?"

„Ich sage, Sire, da es Ew. Majestät gefällt, ein Fest zu geben, muß es auch des größten Monarchen der Erde würdig gemacht werden. Ich nehme es über mich, passende Pläne anfertigen zu lassen."

„Aber das Geld, Colbert, das Geld?"

„Ich habe die Ausgaben nicht nach meinen Mitteln zu berechnen, denn ich besitze in diesem Augenblicke gar nichts; aber da ich neue Hülfsquellen schaffen muß, wird es einerlei sein, sie etwas stärker zu schaffen."

„Nun wohl, so handeln Sie, und Gott stehe Ihnen bei."

Während der Minister so mit dem Könige sprach, war er bei sich selbst schon über Alles im Klaren. In sein Hotel zurück gekehrt, ließ er die Generalpächter zu sich berufen, und machte ihnen die Absicht des Königs bekannt, während eines gewissen nahmhaft gemachten Zeitraumes ohne detaillirte Ausgabe und Einnahme mit ihnen zu rechnen, wofür

aber der König, welcher stets gerecht sei, ihnen einen Schadenersatz von einer Million gewähren wolle. Die Generalpächter sahen auf einen Blick ein, was sie dabei verlieren müßten, und wenn sie lachend ihre Einwilligung erklärten, so geschah dies nur, weil sie wohl wußten, daß sie sich fügen müßten. Hierauf ließ nun Colbert nicht nur in die inländischen Zeitungen, sondern auch in die mehrerer fremden Länder die Nachricht einrücken, daß Ludwig XIV. zu einer bestimmten Zeit ein Caroussel geben würde, welches an Pracht alle bisherigen Feste des französischen Hofes übertreffen sollte. Die Vorbereitungen wurden sogleich begonnen, und von allen Seiten strömte eine zahllose Menge Fremder nach Paris. Alle erschienen in dem höchsten Glanze, um ihren Nationen Ehre zu machen. Alle gaben sich der größten Verschwendung hin. In der Hauptstadt, so wie in der nächsten Umgebung derselben, wurde eine ungeheure Menge Geldes in Umlauf gebracht, wozu auch unser Landadel mit beitrug, um seinerseits gleichfalls die Wunder in Augenschein zu nehmen, welche sich in der Residenz vorbereiteten. Kaum konnten Kaufleute, Gastwirthe, Künstler und Handwerker alle ihnen ertheilten Aufträge vollziehen.

Ludwig XIV. wollte indessen doch wissen, was ein solches Fest kosten würde, das überaus glänzend sein mußte, wenn es den davon gehegten Erwartungen entsprechen sollte.

„Sire,“ erwiderte Colbert ziemlich gleichgültig, „es wird wohl gegen 1,800,000 Franken kosten.“

„Was! So viel?“ rief der König aus, „und Sie können mir dies mit solcher Gelassenheit sagen? Nein, nein, ich will nicht eine so ungeheure Summe an ein unnöthiges Fest wenden. Ich will nicht mein Volk zu Grunde richten, um meine Höflinge zu unterhalten.“

„Ew. Majestät werden sich erinnern,“ erwiderte der Minister, „daß das Fest ganz Europa bekannt gemacht wurde, und daß jetzt Ihre Ehre verlangt, es auch wirklich zu geben.“

„Zum Teufel mit dem Versprechen; es ist eine große Thorheit.“

„Ich sage nicht nein, aber es gibt nützliche Thorheiten, und diese gehört unter die Zahl. Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch einmal jene Prachtliebe zeigen, die Ew. Majestät eigenthümlich ist. Die Fremden erwarten dies, und wenn sie sich getäuscht sähen, so würde die Verlegenheit unsrer Finanzen offenbar werden; diese müssen wir aber um jeden Preis zu verbergen suchen.“

„Sie haben Recht. Ziehen Sie sich daher aus der Verlegenheit, so gut Sie können; und machen Sie, daß ich das Volk nicht schreien höre!“

„Darüber können Ew. Majestät ganz ruhig sein. Das Volk wird nicht leiden, sondern im Gegentheil Nutzen ziehen. Nur bitte ich Ew. Majestät

um die Erlaubniß, das Fest noch um 14 Tage verschieben zu dürfen; unsre Vorbereitungen sind noch nicht ganz zu Ende gediehen."

„Das ist sehr bös. Wie sollen wir die Ungeduld der Fremden beschwichtigen, da der Beginn des Festes einmal bestimmt war?"

„Ich würde Ew. Majestät rathen, einen Ball in den Tuillerien zu geben; nichts macht die Menschen so geduldig, als das Vergnügen."

„Sie haben Recht. Der Gedanke ist vortrefflich, und ich will ihn zur Ausführung bringen."

Colbert hatte noch einen andern Grund, als die Vollendung der Vorbereitungen. Der Ball in den Tuillerien wurde gegeben; die Fremden erschienen dabei in den prachtvollen Gewändern, die sie zu dem Carousſel bestimmt hatten; sie mußten zu diesem nun neue Anzüge machen lassen; dadurch wurde eine vermehrte Zirkulation des Geldes veranlaßt, und Colberts Absicht war erreicht.

Endlich wurde das so lange erwartete Schauspiel der begierigen Menge gegeben; nie hat man etwas so Prachtvolles, niemals etwas so gut Angeordnetes gesehen. Die Fremden wurden durch die ungeheure Pracht und den Reichthum, welchen der König und sein Hof entfalteten, geblendet, und überall herrschte Verschwendung, und der König selbst zitterte, indem er die Ausgabelisten unterzeichnete, welche Colbert ihm vorlegte; aber wie groß war seine

Ueberraschung, als er am Abschluß der Rechnung sah, daß den Staatskassen noch ein Ueberschuß von einer Million verblieb.

„Unbegreiflicher Mensch,“ rief Ludwig XIV. aus, indem er seinem Finanzminister um den Hals fiel, „der erste meiner Schätze sind Sie, denn Sie können niemals erschöpft werden.“

Endlich ist der Friede mit dem Kaiser und Reich geschlossen worden. Der König tritt dem Kaiser seine Rechte auf Philippsburg ab, und erhält dagegen Freiburg und Gröningen. Dieser letztere Ort, welcher jetzt kaum mehr als eine Redoute zu nennen ist, kann leicht ein Platz von großer Wichtigkeit werden. Vauban hat bereits dem Könige den Vorschlag gemacht, dort einen Brückenkopf über den Rhein anzulegen. Der Herzog von Lothringen ist von dem Vertrage ausgeschlossen worden, und es bleibt ihm daher nichts übrig, als auf seinen Fahnen den Wahlspruch auslöschen zu lassen.

Der Tod hat Anna Genoveva von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville, dahin gerafft; sie war eine Heldin bei Allem, was sie unternahm. Abwechselnd frömmelnd, galant, kriegerisch, trieb sie Alles, was sie begann, bis zur Leidenschaft. Sie war in alle galante, religiöse, politische und militairische Intriguen ihrer Zeit verwickelt; stets von dem besten Willen beseelt, ging sie doch überall bis

zum Excesse, und bemerkte das Laster nicht eher, als bis sie demselben erlegen war. In einem Alter, wo junge Mädchen sonst nur zu oft den Lockungen des Vergnügens nachgeben, dachte die Prinzeß nur daran, ihre frommen Religionsübungen mit der größten Pünktlichkeit zu erfüllen. Sie besuchte sehr oft das Kloster der Carmeliterinnen, und brachte dort häufig ganze Tage zu; entweder in der Gesellschaft der Nonnen, oder auch wohl auf den feuchten Steinen des Fußbodens kniend. Ihre Mutter wollte indessen keine Betschwester aus ihr bilden, und verkündete ihr daher mit Ernst, doch ohne Härte, daß sie sich vorbereiten solle, an einem der nächsten Tage einen Hofball zu besuchen. Gerechter Himmel, einen Hofball! Man kann sich leicht denken, welchen Schreck die fromme Seele schon bei der bloßen Nennung dieses Wortes empfand. Sie mußte aber dennoch gehorchen, und in dieser äußersten Gefahr lief sie zu der Aebtissin der Carmeliterinnen, sich hier Raths zu erholen. Dieser war nicht leicht mit der Achtung zu vereinigen, welcher dem mütterlichen Befehle gezollt werden mußte. Die Aebtissin berief daher einen Rath der frömmsten Schwestern, und nach langer Ueberlegung wurde hier endlich ausgemacht, daß die Prinzeß unter ihrem Ballanzuge ein härenes Hemd anlegen solle. Sie that dies, und ließ sich dann mit vollkommner Ruhe zum Balle schmükken, indem sie sich nun für eben so unverwundbar

hielt, als Achill es durch seine Eintauchung in den Styx geworden war. Kaum war die schöne Prinzeß an den Hof gekommen, als sie sich auch von Anbetern umringt sah, und mit den süßesten Schmeicheleien überschüttet wurde. Nichts ist verführerischer, als das Lob. Die Prinzeß fühlte die Wirkung des Giftes, sie fand Geschmack daran, und berauschte sich noch an eben dem Abend, des härenen Hemdes ungeachtet, in seiner Süßigkeit. Mit einem Worte, der Zögling der Carmeliterinnen fühlte bei der Rückkehr in den mütterlichen Palast, daß es Thorheit gewesen, sich für unverwundbar zu halten; sie fühlte sich verwundet, und zwar an einer andern Stelle, als an der Ferse.

Von diesem Tage an, bis zu der Bekehrung, welche gewöhnlich eine Folge der Reue ist, wenn der Reiz der Sünde flieht, ist die Prinzeß nie ohne Liebhaber gewesen; aber man muß freilich hinzufügen: auch nie ohne Beichtvater. Galanterie und Frömmigkeit sind bei ihr stets Hand in Hand gegangen, und wenn sie zuletzt nur noch Betschwester war, so kömmt dies daher, weil die Liebe mit den Jahren zurück bleiben mußte. Dadurch entstand in ihrem Herzen eine Lücke, und diese mußte der Jansenismus ausfüllen.

In Deutschland blieb uns noch ein kleiner Gegner: Der Kurfürst von Brandenburg, welcher sich

allein geweigert hatte, dem Frieden von Nimwegen beizutreten. Dieser starrköpfige Fürst hat nun endlich den Frieden unterzeichnet, nachdem der tapfere Calvot ihm Cleve, und der Marquis von Sourdés Lippstadt abgenommen, und Créqui ihn selbst bei Minden geschlagen hatte.

So sind wir denn in gutem Einverständnisse mit ganz Europa, und haben durch den Frieden Lorbeeren errungen, wie wir sie während des Kampfes nicht immer errangen. Herr von Pomponne ist indessen in Ungnade gefallen, weil er nicht genug erlangte; der König macht es ihm zum Vorwurfe, daß er sich nicht die Dörfer abtreten ließ, welche zwischen Freiburg und Breisach liegen. Dies ist jedoch nur ein Vorwand, wogegen der wahre Grund mehr Halt hat. Der Generalcontrolleur hatte seit längerer Zeit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für seinen Bruder, Colbert de Croissy, auserſehen; dieser begann seine diplomatische Laufbahn auf dem Congresse von Nimwegen, und betreibt gegenwärtig in Baiern die Vermählung des Dauphins mit einer Tochter des Kurfürsten. In der That hat also Herr von Pomponne kein anderes Unrecht begangen, als im Besitze eines Postens zu sein, über den ein Mann von mehr Einfluß als er, verfügen wollte; und ein Verbrechen der Art wird bei Hofe nie verziehen.

Frau von Montespan hatte seit ihrer letzten Nie-

derkunft eine Unnannehmlichkeit behalten, welche dem Könige leicht hätte entgehen können. Sie hoffte dies selbst, aber es war eine große Unklugheit, sich die Ueberzeugung davon verschaffen zu wollen. Sie hat diese Unklugheit begangen. Ohne Umschweif erklärte Ludwig XIV. seinen Ekel, und die tief verletzte Favorite beklagte sich hierüber mit einer Heftigkeit, welche sie sich bisher in Gegenwart des Königs noch nie erlaubt hatte. Sie wollte der Rache auch noch die Schmähung hinzufügen, und machte ihrem Geliebten einen Fehler zum Vorwurfe: „Den die ehrgeizige Liebe zwar zuweilen übersieht, die sinnliche aber niemals verzeiht.“ Diese Beleidigung zerstörte plötzlich den unsichtbaren Talisman, welcher Ludwig XIV. bisher noch bei einer Frau zurückgehalten hatte, die er längst nicht mehr liebte; der Zauber schwand, und vielleicht für immer. Frau von Maintenon wurde von diesem Ereignisse noch an eben dem Abende unterrichtet. Die Favorite in spe kennt den Ehrgeiz des Königs; sie wußte besonders, daß es sehr leicht sei, ihn an dem Punkte zu verletzen, wo Frau von Montespan ihn angegriffen hatte; der durchdringende Beobachtungsgeist der Gouvernante sagte ihr, daß der Koloß des Einflusses ihrer Nebenbuhlerin wenigstens sehr erschüttert sei, und daß wohl der Moment gekommen sein dürfte, ihn ganz zu stürzen. Am nächsten Morgen sah der König aus seinen Fenstern die Musquetaire vorbeimarschiren.

Schweigend stellte sich Frau von Maintenon an seine Seite, und schien nachdenkend auf die Truppen herabzusehen. Als der König sich umwendete, bemerkte er die Marquise, und fragte sie nach der Ursache ihrer anscheinenden Traurigkeit.

„Sire" erwiderte sie lachend, ich dachte eben daran, „daß alle diese Musquetaire völlige Wüstlinge sind, und daß auch ihr Hauptmann nicht besser ist. Sire," fügte sie mit leiserer Stimme hinzu, „Sie lieben diese Herren; aber wenn einer von ihnen seinem Mitbruder die Frau geraubt hätte, und Sie erführen dies; wenn er der Bravste unter Allen wäre, und sie nur das niedrigste Geschöpf, so würde er diese Nacht doch gewiß nicht in Ihrem Schlosse schlafen dürfen!"

Der König entfernte sich, ohne eine Sylbe erwidert zu haben; aber er hatte kein einziges Wort der Marquise verloren. Eine Stunde darauf wiederholte er, was sie gesagt, dem Herzog von Saint-Aignan, von dem ich selbst es habe. Er sagte dabei, daß nie in seinem Leben eine Vorstellung einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Frau von Maintenon hatte mit der größten Gewandtheit diesen Auftritt mit dem des vergangenen Tages in Verbindung zu bringen gewußt; sie meinte, wenn sie dem Verdrusse des Königs auch noch die Schaam hinzufüge, so werde dadurch sein Bruch mit der Frau von Montespan unwiderruflich werden.

Sollte man es für möglich halten, daß Maria

Theresia, nachdem die Verbindung des Königs mit der Montespan zehn Jahr gewährt hatte, noch daran zweifeln konnte, daß die Marquise dem Könige Kinder geboren hätte? Erst jetzt gewann sie die Ueberzeugung davon, indem der König, die fernere Heimlichkeit verschmähend, seine Bastarde an den Hof kommen ließ. Eine jener gefälligen Personen, welche sich überall finden, stellte gestern der Königin in dem Garten von Versailles Mademoiselle von Blois und den Herzog von Toulouse vor. Die Königin umarmte die Kinder und sagte dabei: Die Herzogin von Richelieu versicherte mir immer, sie stände für Alles ein, was sich zutrüge; nun sehe ich doch die Früchte ihrer Vorsicht.

Die Größe der Könige beruht nicht allein auf den Siegen, welche sie erringen, den guten Gesetzen, welche sie erlassen, den weisen Einrichtungen, welche sie hervorrufen, sondern auch auf dem Stillschweigen des Tadels über die Handlungen ihrer Macht und Willkühr. Es gehört nicht viel dazu, die guten Eigenschaften der Gewaltigen dieser Erde zu vergrößern, aber es gehört eine große Geschicktichkeit dazu, ihre Schwächen, ihre Unwissenheit, ihre Laster und ihre Fehler zu verbergen. In dieser Absicht sind die königlichen Censoren und Büchercommissionen errichtet worden. Die Pflichten dieser Letztern, in denen eine Magistratsperson den

Vorsitz führt, besteht darin, die Bücher zu prüfen, welche von dem Auslande zu uns kommen, und die Zirkulation solcher Journale zu hemmen, die bei freien Nationen gedruckt werden, wie z. B. in der Schweiz, in Holland u. s. w. Die Commission muß darauf sehen, daß selbst aus fremden Monarchien nur solche Zeitungen zu uns kommen, deren Redakteure im Solde französischer Minister stehen. Die im Reiche selbst gedruckten Bücher sind gleichfalls der königlichen Censur unterworfen, und diese schickt oft unversehens ihre Leute in die Druckereien, um solche Schriften wegnehmen zu lassen, welche heimlich erscheinen sollen; bei den Buchhändlern geben andere Censoren den bereits erschienenen Büchern auf jeder Seite das Zeugniß, daß dieses Werk die Regierung nicht angreife. Auf solche Weise werden die Potentaten unfehlbar gemacht, und die Völker beklagen sich nie.

Die Sterblichkeit ist dies Jahr bei den Frondeurs sehr groß; kaum ist die Herzogin von Longueville zur Erde bestattet, als auch schon die Herzogin von Chevreuse und der Kardinal von Rez gestorben sind. Von der Erstern weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß es eine lebendige Mühle der Intrigue ist, welche stille steht, eine Plappermühle, welche schweigt. Was den Cardinal betrifft, so fand ich bisher noch wenig Gelegenheit von ihm zu sprechen;

auf seinem Grabe will ich die Wahrheit reden. Johann Franz Paul von Gondy, glich in seiner Jugend nicht dem tugendhaften Vincenz von Paula, seinem Vorgänger. Er war hitzig, händelsüchtig, und selbst als er sich um den Bischofsstab bewarb, schlug er sich noch im Duell wie ein Offizier von dem Hofe Heinrichs III. Etwas später gewann der Kardinal Geschmack an Intriguen, und brachte in diesen sein ganzes späteres Leben zu, ohne jedoch nach einem festen Ziele zu streben. Sein Verstand war scharf, durchdringend, erfindungsreich, und er neigte sich sehr zu Abenteuern, deren Leichtfertigkeit ihn nicht abschreckte; er war gewandt genug, seinen scheinbaren Verdiensten das Ansehn der Wirklichkeit zu geben. Er machte sich nach den Ereignissen zum Propheten, und wußte Gründe für die Erfolge zu ersinnen, die er keineswegs voraus gesehen hatte. Er schloß sich der Partei der Fronde an, aber nicht aus Haß gegen den Hof, oder aus Liebe für das Parlament, sondern um seinem unruhigen Geiste freien Spielraum zu lassen, und sich das Ansehn der Originalität zu geben. Sich allein überlassen, würde der Kardinal nie auf Erfolg haben rechnen dürfen, denn er hatte keine Ausdauer bei Verfolgung seiner Zwecke, und seine Pläne waren größtentheils Chimären. Gegen das Ende seines Lebens ist der Kardinal sanft, friedlich, ehrenwerth geworden; er hat sich von allen Intriguen zurück gezogen, auf

das Streben des Ehrgeizes verzichtet, und die Liebe aller seiner Umgebungen erworben. Er hinterläßt über vier Millionen Schulden, hat aber schon sehr viele bezahlt. Als er Coadjutor des Erzbisthumes Paris war, liebte er die Frauen sehr, und er that damals Alles, um ihnen zu gefallen. Die Herzogin von Longueville soll ihm ihre Gunst gewährt haben; er durfte selbst nach der Anna's von Oestreich streben, aber man sagt, er habe dabei nur den Kardinalhut gewonnen.

Die junge Prinzeß Marie Louise, Tochter von Monsieur und Henriette von England, soll über die Spanier herrschen, eine Ehre, die von ihr wenig gesucht ward.

„Ich mache Sie zur Königin von Spanien," sagte Ludwig XIV. ihr bei der Abreise; „was könnte ich mehr für meine eigene Tochter thun?"

„Sie könnten mehr für Ihre Nichte thun," erwiderte die Verlobte Karls II., welche weder von der Person, noch von den Hoffreuden ihres künftigen Gemahls sehr vortheilhafte Begriffe hatte. Sie reiste ab, nicht wie eine Jungfrau, welche den Freuden der Ehe entgegen geht, sondern wie ein ergebungsvolles Opfer.

Eine Verbindung macht den Gegenstand aller Gespräche aus: Mademoiselle de Blois, Tochter des Königs und der Herzogin von La Vallière, heirathet

den Prinzen Conti, Sohn des großen Condé. Die beiden Prinzen zeigten sich zu dieser Verbindung so bereitwillig, wie man es kaum erwartet haben sollte; das Publikum scheint ihr Betragen nicht zu billigen. Aber was thut die öffentliche Meinung? Sie verleiht weder Würden noch Reichthümer. Das Haus Condé ist mit seinen Finanzen zerfallen; der König ist freigebig, und diese beiden Betrachtungen gegenüber gestellt, sind von bedeutendem Gewichte. Ueberdies ist Mademoiselle de Blois, einige Formen ausgenommen, von eben so edler Geburt, als ihr Gemahl. Als Tochter eines mächtigen Königs und einer Frau, welche gegenwärtig im Geruche der Heiligkeit steht, fehlt ihr gewiß sehr wenig, um einem Prinzen von Geblüt dritten Grades gleichgestellt zu werden. Auf diese Weise wird die Sache von den Leuten betrachtet, welche wenig denken und desto mehr rechnen.

In der Intrigue wie im Kriege täuscht sich oft der geschickteste Taktiker. Frau von Maintenon hatte zwar den Bruch des Königs mit der Montespan bewirkt; der König sieht Athenaïs nicht mehr; aber die Urheberin dieser Trennung hat keine Früchte davon gepflückt. Was will denn die ehrgeizige Wittwe? Denn an ihrem Ehrgeize kann jetzt Niemand mehr zweifeln. Ludwig XIV. klug, fromm, und zum reuigen Sünder machen? Dies wäre für das

Decorum freilich genug; aber welchen wirklichen Vortheil hatte die Bekehrerin davon? Wenn der König viel Gefallen an ihren Predigten findet, so geschieht dies deßhalb, weil der Prediger eine schöne Frau ist, und weil für unsern Gebieter nichts mehr Reiz haben würde, als die Leidenschaft zu erwecken, welche sich durch die Augen der Wittwe verräthet, durch einen frommen Eifer aber verschleiert wird. Will daher Frau von Maintenon die Höhe ersteigen, auf der Frau von Montespan stand, so muß sie, die Sünde bekämpfend, selbst sündigen!

Bis dahin ist der Platz der Favorite besetzt; seit einigen Tagen haben wir eine dritte Favorite. Die Eifersucht hat von dem Hofe der Königin die unverheiratheten Hofdamen vertrieben, aber nicht eben so auch bei Madame. Dort erschien dem Kennerblicke des Königs eines Morgens Fräulein Angelica von Scoraille von Rouville-Fontanges, die Tochter eines Landedelmannes in Rovergne. Das junge Mädchen ist noch nicht ganz 18 Jahr alt, und die hübscheste Blondine, welche man sich denken kann. Die Zartheit ihrer Züge wetteifert mit ihrer Regelmäßigkeit; der Atlas muß gegen ihre Haut in den Hintergrund treten, und die Rosen würden gegen die Rosen ihrer Wangen bleich aussehen. Aber der Ausdruck des lieblichsten Mundes, der schönsten Augen, verräth leider den Mangel an Verstand bei Fräulein von Fontange. Ihre stets halb geöffneten Lippen

lassen sehr weiße und egale Zähne sehen, und ihr feuriger Blick spricht keine bestimmte Sprache, als die der Sinne. Die Taille der neuen Favorite ist zart, ihr Arm, ihr Busen, ihr Fuß sind zum Entzücken. Diesem vollendeten Ganzen fehlt nichts, als ein Funken, um ihr Seele zu verleihen. Wir werden sehen, ob die Stimme des Pygmalions dieser zweiten Galathee so viel vermag.

Sonderbar ist es bei dieser neuen Liebschaft des Königs, daß Frau von Montespan selbst ihn auf den Gegenstand aufmerksam gemacht hat. „Sehen Sie doch, Sire, sagte sie, vor einiger Zeit mit dem Könige durch die Gemächer von Madame gehend, dort jene schöne Statue. Ich fragte vor einigen Tagen, ob sie von dem Meisel Girardons sei, und war nicht wenig überrascht, als sie selbst mir antwortete, daß sie lebte." — „Bildsäule, so viel Sie wollen," antwortete der König, „aber bei Gott! Ein schönes Geschöpf." Seit diesem Tage dachte Ludwig nur noch an die schöne Statue; er faßte den Vorsatz, sie zu beleben, und man versichert, daß der schöne Marmor schon jenen Funken empfangen, der ihm fehlte. Dieser Hülfe ungeachtet hat aber Fräulein Fontange noch immer sehr wenig Verstand. Der Grund ihres Charakters ist romanhafte Reizbarkeit, und diese ist Ursache, daß sie bei der geringsten Widerwärtigkeit in Thränen ausbricht. Das Herz dieses Kindes ist gut, freigebig, aber ihre Frei-

gebigkeit artet oft in Verschwendung aus. Die Liebe des Königs zu der Fontange ist kaum drei Wochen alt, und schon hat er ihr 300,000 Franken geschenkt, von denen sie nicht einen Sous mehr besitzt. Fräulein Fontange führt nur mit Schwierigkeit die Unterhaltung, der König findet ein unangenehmes Gefühl, wenn er sie sprechen hört, und scheint genirt zu sein, wenn er mit ihr in Gesellschaft ist. Während der ersten Zeit dieser Intrigue suchte sich Frau von Montespan durch deren Begünstigung dem Könige angenehm zu machen; sie zog die Fontange an, wie sie selbst einst von der La Vallière angekleidet wurde; aber als die Neigung Ludwigs XIV. dauerhaft zu werden schien, ward die Marquise eifersüchtig; sie kleidet nun ihre Nebenbuhlerin nicht mehr an.

Frau von Montespan hat kürzlich einen großen Triumpf gefeiert, indem Fräulein von Fontange sich auf einem Balle in Villieres-Cotterets zeigte. Sie hatte lange nicht getanzt, erschien linkisch, wußte nicht zurecht zu kommen, trat sich endlich auf die Schleppe und zerriß sie. Nicht tanzen zu können ist in den Augen Ludwigs XIV. ein wahres Majestätsverbrechen. Er selbst ist, seiner 43 Jahre ungeachtet, ganz bestimmt unter allen Herrschern Europa's der beste Tänzer. Die entstehende Gunst der ungeschickten Favorite empfing einen um so empfindlicheren Stoß, da Frau von Montespan auf eben diesem Balle durch ihren Tanz bewies, daß weder

ihre vierzig Jahre, noch ihre acht Kinder *) ihr die frühere Leichtigkeit und Beweglichkeit geraubt hatten.

Viertes Kapitel.

1680.

Erbauung des Schlosses Marly. — Der Eisenkuchenknabe. — Blutige Orgien. — Ministerielle Bastonade. — Der Marquis von Termes. — Der natürliche Wegweiser. — Die Marquise von Castelnau. — Die Damen Laferté und Berthillac. — Baron und der Tänzer. — Lafontaine als Erzähler. — Der Gifthof. — Die Voisin — Die Gräfin von Soissons, der Marschall von Luxemburg, die Herzogin von Bouillon, die Prinzeß von Tingry, die Marquise d'Alluygue, die Fürstin Polignac, und die Marschallin de Laferte der Giftmischerei angeklagt. — Letzte Tage der Voisin, ihre Frechheit, ihre Strafe. — Edle Vertheidigung des Marschalls von Luxemburg. — Ursprung seiner Anklage. — Die Gräfin Soissons flüchtet nach Flandern. — Beschuldigung der Prinzeß von Tingry. — Der Herzogin von Montmorency Bemerkung hierüber. — Die Herzogin von Bouillon verspottet die Richter. — Der Teufel im Amtsgewande. — Anklage der Damen Polignac und d'Alluygue. — Frau von Montespan, Oberhofmeisterin der Königin. — Sonderbare Vertheidigung des Marschalls Laferté zu Gunsten seiner Frau. — Der Priester Lesage, die Vigoureux und ihr Bruder. — Das Erbschaftspulver. — Geheimnisse zur Erregung der Liebe. — Die Herzogin von Foix; je mehr ich reibe, desto weniger kommen sie. — Der König und die Königin von Spanien. — Streich gegen den galanten Erzbischof von Paris. — Vermählung des Dauphins. — Die Dauphine,

---

*) Frau von Montespan hatte von ihrem Gatten einen Sohn, den Grafen d'Antin.

ihr Portrait. — Frau von Maintenon, Kammerdame. — Hofstaat der Dauphine. — Die Unterhaltungen der Frau Maintenon. — Ludwig XIV. empfängt den Beinamen des Großen. — Ungeheure Geschenke an Fräulein von Fontange. — Dünkel der neuen Favorite. — Die Herzogin von Fontange, ihre Schwangerschaft, ihr Jahrgehalt von 100,000 Thaler. — Frau von Montespan schlägt den Titel Herzogin aus. — Tod des Herzogs von La Rochefoucauld; sein Charakter. — Die Herzogin von Tingry. — Ursprung des Kopfputzes der Fontangen. — Uebertriebene Bußübungen der Schwester Louise. — Der König von Marokko verliebt sich in die Prinzeß von Conti. — Des Prinzen von Conti Benehmen als Gatte. — Stolz der Herzoin von Fontange. — Selbstsüchtiger aber zweckmäßiger Rath der Frau von Maintenon. — Der Hof auf Reisen, und die Schwangerschaft. — Die Theater von Paris im Jahre 1680. — Diebstähle im Schlosse von Versailles. — Die Herzogin von Fontange zieht sich in die Abtey Chelles zurück. — Der Comet.

Noch ist Versailles nicht vollendet, und schon gefällt der ungeheure Palast, das Werk einer unsinnigen Verschwendungssucht, dem Könige nicht mehr. Die Sterblichen werden ihrer Häuser eben so leicht überdrüßig, als ihrer Maitressen und ihrer Pferde. Ludwig XIV. sagt jetzt, in Versailles sei zu viel Kunst und zu wenig Natur; der König befinde sich wohl in dem ungeheuern Gebäude, aber für den Menschen sei es zu weitläuftig; und Ludwig XIV. fühlt wohl, daß er noch mehr auf den Menschen, als auf den König hält. Er verlangt ein ländliches Schloß, abgelegen, eine Art von Einsiedelei, wohin die Schwäche sich flüchten kann, ohne sogleich von der Spottsucht getroffen zu werden. St. Germain

ist zu alt, Vincennes zu unbequem, Fontainebleau zu weit entfernt. Es ist ein Schloß erforderlich, welches man erreichen kann, so lange eine flüchtige Laune währt. Gegen das Ende des vorigen Jahres wurde Marly hierzu nach reiflicher Ueberlegung erwählt. Bei dieser Ueberlegung kamen freilich die Schwierigkeiten nicht in Betracht, welche die Erbauung eines Palastes, die Grabung von Canälen, die Anlegung von Gärten an einem Orte haben müssen, wo man jetzt nichts als einen Sumpf erblickt. Die Lage ist bequem, und das genügt. Was kömmt es darauf an, wenn Berge Goldes verschwendet, die Unterthanen ausgesogen, unzählige Thränen erpreßt werden, wo es die Befriedigung der ausschweifenden Launen eines Gewaltigen der Erde gilt? Versailles kostet bis jetzt 200 Millionen; das ist ja nicht mehr, als die Einkünfte eines einzigen Jahres in Frankreich betragen; man wird trachten, Marly ein wenig wohlfeiler zu machen.

Für die Liebhaber des Aergerlichen beginnt das neue Jahr sehr günstig. Der Marquis von Laferté, der Chevalier Colbert, und der Herr von Tilladet befanden sich kürzlich an einem schlechten Orte, und waren betrunken. Sie ließen einen jungen Verkäufer von Eisenkuchen, der seine Waare auf der Straße feil bot, herein holen. Das liebliche Gesicht des Kindes flößte den drei Trunkenbolden die ab-

abscheulichsten Begierden ein, und sie wollten dieselben sogleich befriedigen. Der Knabe widersetzte sich, wehrte sich aus allen Kräften, schrie nach Hülfe, und die Abscheulichen versetzten ihm zwei Stiche mit dem Degen, entfernten sich, und ließen das arme Kind in seinem Blute schwimmend liegen. Der König erfuhr den verabscheuungswürdigen Auftritt gleich am nächsten Morgen. Er ließ den Herren Laferté und Tilladet die härtesten Vorwürfe machen, und in Betreff des jungen Colbert gab er dessen Vater die Versicherung, daß er ihn für immer aus dem Königreiche verbannen würde, wenn er noch einen Streich der Art von ihm hörte. Aber der Generalcontrolleur begnügte sich damit nicht; er ließ seinen Sohn zu sich in sein Cabinet rufen, und machte ihm die heftigsten Vorwürfe; damit aber seine Ermahnungen im Gedächtnisse des Sohnes blieben, schloß er sie durch Aufzählung von 50 Stockschlägen, von denen nicht einer seines Zieles verfehlte.

In Bezug auf den oben erwähnten Auftritt muß ich hier noch hinzufügen, daß der Marquis von Termes, welcher, seines vorgerückten Alters ungeachtet, alle Ausschweifungen der Jugend mitmacht, sich anfangs in der Gesellschaft der drei genannten Herren befand. Als er aber deren Absicht auf den Knaben erkannte, entfernte er sich, indem er sagte: „Gute Nacht meine Herren, ich mag Euch nicht auf den finstern Fußsteigen begleiten, welche Ihr einzu-

schlagen gedenkt; ich folge der großen Landstraße, und will die Nacht bei der Marquise von Castelnau zubringen.“ Diese korpulente Dame lebt in der That mit dem Marquis, und scheut sich nicht, obgleich sie Wittwe ist, bei Hofe in andern Umständen zu erscheinen.

Alle Neuigkeiten, welche die Chronik scandaleuse des Hofes aufzuweisen hat, verschwinden vor dem Abenteuer, welches den Damen Laferté und Berthillac begegnet ist. Dies ist ein wahres Elixir der Galanterie. Diese beiden Damen waren zusammen im Theater, und befanden sich allein in einer Loge; hier unterhielten sie sich ganz frei über das, was sie an dem Schauspiele am Meisten interessirte, nämlich über die Gestalt und die Schönheit der Schauspieler. Die Marschallin war ganz von Bewunderung hingerissen über die glücklichen Formen, die Anmuth und Kraft eines Tänzers, welcher in diesem Augenblicke auf der Scene beschäftigt war.

„Sehen Sie, sehen Sie,“ sagte sie zu ihrer Nachbarin; „der Mensch ist zugleich Herkules und Adonis!“

„Ich gestehe es zu,“ erwiderte Fau von Berthillac, „aber ich bitte Sie, bewundern Sie auch den Adel, den majestätischen Gang und die bezaubernde Stimme Baron’s.“

„Ja, das ist eine andre Art der Vollkommen-

menheit, — aber der Tänzer gefällt mir doch besser. Ach sehen Sie nur, wie er springt."

„Ich gestehe, daß er zum Entzücken springt, aber geben Sie mir auch zu, daß Baron einem den Kopf verdrehen kann. Uebrigens hängt es auch von der Art und Weise ab, wie man die Sache betrachtet."

„Sagen Sie vielmehr, wie man sie fühlt. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich der Meinung bin, ein Mann mit solchen Muskeln muß auch anderwärts hübsch sein."

„Und ich sage Ihnen eben so offen, Marschallin, daß Baron auch auf einem andern Schauplatze zum Entzücken sein müßte."

„Was mich betrifft, so wünschte ich sehr, den Tänzer zu prüfen."

„Und mir würde es nicht unlieb sein," erwiderte die Frau von Berthillac, „über den Schauspieler Gewißheit zu erhalten."

„Wer hält uns davon ab?"

„Aber wie und wo?"

„Haben Sie nicht ein Landhaus bei St. Cloud? Und wenn wir den Herren ein Wort schrieben. . ."

„Ach, ich verstehe, Sie wollen es Ihnen durch Ihren Kammerdiener überbringen lassen?"

„Nein, das nicht;" erwiderte die Marschallin ihr mit einiger Verlegenheit, „ich möchte nicht, daß mein Kammerdiener wüßte . . . . Sie fühlen wohl,

auf dem Lande hat man zuweilen lange Weile, und dieser Mensch . . . aber wie wär's mit Ihrem Kammdiener?"

„Ich möchte nicht . . . . ich muß gestehen . . . mein Mann war lange bei der Armee, und die Dienstboten sind so schwatzhaft."

„Gut, gut, so schicken wir den Ersten den Besten an unsre Schauspieler ab."

Das Rendezvous wurde für den nächsten Tag gegeben. Baron und der Tänzer, entzückt über die Ehre, welche zwei große Damen ihnen erwiesen, versäumten nicht, sich zur festgesetzten Stunde einzufinden. Die Damen Laferté und Berthillac kehrten höchst zufrieden mit ihren Thaten nach Paris zurück, und faßten den Vorsatz einer baldigen Wiederholung.

Was die beiden Galans betraf, so waren sie etwas verschiedener Meinung über den Reiz der Unterhaltung. Sie sprachen sich darüber auf dem Rückwege in folgender Unterhaltung ganz offen aus.

„Was denken Sie von der Sache?" fragte der Tänzer den Schauspieler.

„Mein Lieber," sagte Baron, „diese Frau von Berthillac ist ein Engel."

„Und die Marschallin ist ein Teufel," sagte der Tänzer.

„Nie in meinem Leben habe ich ein verführerischeres Weib gesehen."

„Und nie in meinem Leben ich ein unersättlicheres.“

„Ich brenne vor Verlangen, bald wieder zu ihr zurück zukehren.“

„Und ich begebe mich gewiß nicht wieder auf diese Galeere.“

„Ich gäbe alle unsre Schauspielerinnen für einen einzigen Blick der Frau von Berthillac.“

„Nun dann suchen Sie sich einen andern Gefährten. Wahrhaftig, mein Stand ist nicht der angenehmste, aber ich will lieber von des Morgens bis des Abends tanzen, als eine einzige Stunde wieder mit der Marschallin zubringen.“

Das Spaßhafteste bei der ganzen Geschichte ist aber, daß Lafontaine, der ernste Lafontaine, dieses ganze Gespräch von Anfang bis zu Ende mit angehört, und es gestern mit der ihm eigenthümlichen Ungezwungenheit bei der Marschallin von Créqui erzählt hat. Man hätte das wiehernde Gelächter der Gesellschaft hören sollen, wobei der Erzähler selbst ganz gleichgültig blieb.

Unsre vornehmen Damen, deren Sitten ich hier schildere, bleiben sich überall gleich, und selbst bei Hofe, in dem Schlosse des Königs, findet man die grenzenloseste Ausschweifung. Niemand ist strenger, als Frau von Montespan gegen ihre Kinder. Niemand greift den Ruf anderer Frauen heftiger an, als sie, und dennoch trieb sie im vergangenen Jahre

ihre Nachsicht gegen die eigene Schwäche so weit, daß sie sich ihrem Geliebten in Gegenwart ihrer ältesten Tochter hingab, der sie nicht ein einziges zweideutiges Wort, nicht die geringste Vertraulichkeit, gestatten würde.

Wenn die Ausschweifung bis zu jenem Grade getrieben wird, den ich so eben schilderte, ist sie nur noch einen Schritt vom Laster entfernt; die Leidenschaft läßt die Grenze gar leicht überschreiten. Wir haben durch die in den letzten fünf Jahren so häufig vorgekommenen plötzlichen Todesfälle den traurigen Beweis hierfür erhalten. Die Hinrichtung der Brinvillier war ein unzulängliches Strafexempel. Die schrecklichen Geheimnisse Exili's*) sind so häufig angewendet worden, die Vergiftungen haben sich so sehr vervielfältigt, daß der König es endlich für nöthig erachtete, mit Strenge gegen Verbrecher zu verfahren, deren Angriffe auf das Leben Anderer sich täglich erneuerten. Ein Kabinetsbefehl vom 11. Januar errichtete einen neuen Gerichtshof, den Hof des Giftes oder den Brennenden, genannt; er hat auch bereits mehrere Verhaftungen angeordnet. Die Angeklagten sind übrigens nicht blos niedrige Per-

---

*) Exili war ein Italiener, welcher in die Bastille gesetzt wurde, weil er Gifte fabrizirt und verkauft hatte. Aber selbst von seinem Gefängnisse aus wußte er noch Manchen mit Gift zu versehen. St. Croix war sein Zögling.

sonen. Außer der Madame Voisin, welche für eine geachtete Frau galt, und zuerst verhaftet wurde, stehen auch sehr achtbare Namen des Königreichs auf der Liste. Das Decret bezieht sich sogar auf die königliche Familie, denn die Gräfin von Soissons steht auf der Liste.*) Das Schrecken hat fast alle Höflinge ergriffen; jeder fürchtet einen Giftmischer in seiner Familie zu finden. Wer dürfte sich auch über diese Furcht erhaben dünken, wenn der Gifthof vor sein Tribunal Personen ruft, wie der Marschall von Luxemburg, die Herzogin von Bouillon, die Prinzessin von Tingry, die Marquise d'Alluygue, die Fürstin Polignac, und die Marschallin Laferté? Die Voisin, deren Prozeß die Kammer gegenwärtig beschäftigt, ist angeklagt, Personen vornehmen Standes Gift verkauft zu haben, so wie zauberische Liebestränke. Sie gab sich auch mit Wahrsagerei ab, und wußte, wie man behaupten will, im Fall der Noth den Teufel zu ihrer Hülfe zu rufen. Die Richter haben, als vernünftige Männer, die Anklage der Zauberei zurück gewiesen, und sich nur an die Beschuldigung der Giftmischerei gehalten; hier haben sie dann die Entdeckung gemacht, daß das Weib Urheberin oder Mitschuldige einer großen Menge von Verbrechen der Art sei; überführt, ist sie ver-

---

*) Der Graf von Soissons gehörte zu dem Hause Savoyen.

urtheilt worden, auf dem Greveplatze lebendig verbrannt zu werden. Die Verbrecherin hat ihr Urtheil vier Tage vor dessen Vollstreckung erfahren. Der Gleichmuth, oder vielmehr die Frechheit, welche sie während des ganzen Prozesses an den Tag gelegt, wurde durch das Erkenntniß nicht im mindesten gestört. Sie aß und trank, und überließ sich den Ausschweifungen wie bisher. Am Montag ließ sie den Kerkermeister um Mitternacht wecken, um Wein von ihm zu verlangen; dann trank sie, und sang die unsittlichsten Lieder dazu. Am Dienstag, obgleich man sie der ordentlichen und außerordentlichen peinlichen Frage unterwarf, um Geständnisse von ihr zu erlangen, die sie indessen nicht machte, aß sie mit vollem Appetit, schlief acht Stunden ruhig, und überließ sich den Ausschweifungen mit ihren Wachen, welche sie bat, ihr ein Vergnügen zu verschaffen, das sie, wie sie lachend sagte, dort unten vielleicht nicht mehr genießen würde; die Wachen weigerten sich aber, ihr Verlangen zu erfüllen, nnd riethen ihr, lieber ein Ave Maria, oder ein Salve zu singen. Sie schlug dies mit Verachtung aus, und agte dann zu ihren Wächtern: „Da ihr doch bei mir zu nichts gut seid, entfernt euch, und laßt mich ruhig schlafen.“

Ein Beichtvater kam zu der Voisin; sie sagte ihm: „Ehrwüdiger Pater, wenn Ihr mit mir trinken wollt, so seid mir willkommen; anderer Dienste aber

bedarf ich nicht von Euch, auch mag ich die kurze Zeit, die mir noch bleibt, nicht durch unnützes Geschwätz verschwenden."

Der heilige Mann wollte ihr einen Strahl der Hoffnung zeigen, im Fall sie ihre Sünden bereue. Da unterbrach sie ihn voll Ungeduld, indem sie rief: „Ja, ja, ich kenne all die schönen Worte auswendig, aber ich kann keinen Gebrauch davon machen." Hierauf wendete sie ihm den Rücken zu, und sprach kein Wort mehr mit ihm.

Am Donnerstage, als am Tage ihrer Hinrichtung, wollten die Wachen ihr nichts zu trinken geben, als Bouillon. „Ei," rief sie ärgerlich aus, „woran denkt ihr denn? Ich darf doch nicht schwankenden Ganges erscheinen, wenn ich so bald beim Teufel sein soll?"

Um fünf Uhr Abends wurde die Unglückliche in einer Kutsche von Vincennes nach Paris gebracht; dann wurde sie gebunden, und ganz Paris sah sie auf ihrem Karren, in dem weißen Sterbegewande, eine Fackel in der Hand, und mit Heftigkeit das Christusbild zurückstoßend, welches ein Mönch ihr zum Küssen überreichen wollte. Sie wurde nach der Kirche Notre-Dame gebracht, um hier am Fuße des Altars ein Bußgebet zu sprechen, aber man vermochte nicht, es ihren Lippen zu erpressen. Auf den Greveplatz zurückgebracht, sträubte die Voisin sich aus allen Kräften, ihren Karren zu verlassen, sie

mußte auf den Scheiterhaufen getragen werden. Hier wurde sie neben einen Galgen gesetzt, mit Ketten an demselben befestigt, und dann mit feuchtem Stroh umgeben, welches sie mehrmals wieder zurück stieß. Endlich ward sie in eine dichte Rauchwolke gehüllt, die Flamme verzehrte diese Furie, aber noch ihr letzter Laut war eine Gotteslästerung.

Während die Voisin ihre Strafe erlitt, sprach der Gifthof das Urtheil über die andern Angeschuldigten. Der Bedeutendste unter diesen war, wegen der Dienste, die er dem Staate erst kürzlich noch geleistet, der Marschall von Luxemburg. Er sollte ein Bürgermädchen, Namens Dupin, und deren Bruder, vergiftet haben, und zwar aus dem Grunde, weil die Geschwister gewisse Papiere nicht hätten herausgeben wollen, die für den Marschall von der größten Wichtigkeit gewesen wären. Die Anklage behauptete, der Marschall habe sich an einen Priester, Namens Lesage gewendet, und durch diesen den Beistand des Teufels gegen die Dupins zu erlangen; aber Satan zögerte, sich in die Sache zu mischen, und die Mitschuldigen des Marschalls ermordeten nun die Dupin und deren Bruder.

Der Marschall hatte sich, sobald er von seiner Anschuldigung vernommen, freiwillig in die Bastille begeben. Louvois, dessen Haß vielleicht die einzige Ursache der Anklage war, ließ einen unsrer ersten Generale, noch mit den frischen Lorbeeren aus dem

letzten Feldzuge geschmückt, in einen Kerker von sechs Schritt ins Geviert sperren, und drei Wochen daselbst ohne Verhör sitzen. Welcher Art die Gesinnungen des Kriegsministers gegen den erhabenen Angeklagten waren, läßt sich daraus erkennen, daß er beschuldigt wurde, mit dem Beistande des Priesters Lesage einen Packt mit dem Teufel geschlossen zu haben, um seine Tochter mit dem Sohne des Marquis von Louvos zu verheirathen. Bei allen andern Anklagepunkten zuckte der Marschall nur mit den Schultern und sagte, er überlasse es dem gesunden Menschenverstande der Richter, welches Interesse ein Marschall von Frankreich daran haben könne, einen Kleinbürger von Paris und dessen Schwester aus dem Wege zu schaffen. „Was die Fabel der beabsichtigten Verheirathung meiner Tochter mit dem Sohne des Herrn von Louvois betrifft,“ fuhr der Marschall mit erhabener Stimme fort, „so würde ich in unserer jetzigen Zeit meine Zuflucht nicht zu Zaubermitteln zu nehmen gebraucht haben, wenn ich wirklich im Stande gewesen wäre, dergleichen schlecht angebrachte Wünsche einer Familienverbindung zu hegen. Nicht an den Teufel wendete sich Mathias von Montmorency, mein Anherr, als er seine Wünsche weit höher richtete, und daran dachte, die Witte Ludwigs des Dicken zu heirathen. Er wendete sich an das Parlament, und dieses erklärte, daß diese Verbindung nöthig sei, um dem

Throne die Stütze eines Montmorency zu gewähren."

Ich will es versuchen, einiges Licht über diese Angelegenheit zu verbreiten, bei der nichts wahr ist, als daß der Marschall eine kurze Zeit hindurch für ein Mädchen niederen Standes Leidenschaft hegte. Der Marschall ist den Frauen sehr ergeben, aber Niemand besitzt weniger Eigenschaften als er, ihre Gunst zu erwerben. Vielleicht waren seine Züge in der Jugend ausdrucksvoller, aber jetzt zeichnet sich sein Gesicht durch nichts aus, als durch dicke, buschige Augenbrauen, welche seinem Gesichte etwas Finsteres, Hartes verleihen. Seine Gestalt ist so verschroben, daß Frau von Crugnon ihm eines Tages sagte: „Sollten Sie einen Arm oder ein Bein verlieren, Herr Marschall, so würde man es wahrscheinlich nicht bemerken." Ein so geschaffner Liebhaber darf also nur von seinem Gelde den Triumph über die Schönheit hoffen; nun giebt es aber in den niedrigsten Ständen zuweilen Mädchen, welche ihre Unschuld nicht für alle Schätze eines großen Herrn opfern würden, obgleich sie dieselbe vielleicht freiwillig einem jungen Handwerker hingeben. Die Dupin widerstand den glänzenden Anerbietungen, welche der Marschall von Luxemburg ihr durch seinen Zahlmeister Alberti machen ließ. Hindernisse reizten zu allen Zeiten die Leidenschaft auf; der Marschall suchte daher bei der Voisin Beistand, deren

Geschicklichkeit in allen Gesellschaftssälen gerühmt wurde. Was den Lesage betrifft, so forderte der Marschall von ihm weiter nichts, als daß er ihm das Horoskop stelle, indem er sich zugleich selbst darüber lustig machte. Sei es nun Ueberredung, sei es Anwendung eines Liebestrankes, kurz, die Voisin lieferte die Dupin in die Umarmung des Marschalls; er war glücklich, aber nicht strafbar. Das Gold des Kriegsministers erkaufte Zeugnisse: Die Voisin, Lesage, die Vigoureux und ihr Bruder, welcher gleichfalls Priester ist, alle Vier angeklagt und eingekerkert, haben falsches Zeugniß gegen den berühmten Feldherrn abgelegt. Louvois bläßt zwar seit langer Zeit in die Flamme, aber es wird ihm nicht gelingen, einen Marschall von Frankreich verbrennen zu lassen.

Die Gräfin von Soissons ist angeklagt, ihren Gatten, der im Jahre 1673 starb, vergiftet, und sich mehrerer Liebestränke bedient zu haben, um die Liebe des Königs für sie wieder herzustellen. Durch den König selbst von der ihr drohenden Gefahr benachrichtigt, hat sie die Lettre de cachet nicht abgewartet. „Wenn Sie unschuldig sind, hat ihr der König sagen lassen, so begeben Sie sich in die Bastille; sind Sie schuldig, so benutzen Sie meinen Wink, um das Königreich zu verlassen. Die Gräfin antwortete: „Sie sei nicht schuldig, sie möge aber

auch nicht in das Gefängniß. Sie hat sich nach Flandern geflüchtet.

Die Prinzeß von Tingry war angeklagt, Kinder vergiftet zu haben, welche sie ohne ihren Mann bekommen hätte. „Mein Himmel," rief die Herzogin von Montmorency aus, als sie diese Anklage vernahm, „ich hätte diese Frau nimmermehr im Verdachte der Galanterie gehalten; ihr Gesicht ist der sicherste Bürge für ihren guten Ruf. Wäre ich ein Mann, und ich hätte eine so häßliche Geliebte, so würde ich sie gewiß nur genommen haben, um mich gegen jede Gefahr eines Nebenbuhlers gesichert halten zu können. Ihre Kinder zu vergiften? Der Teufel nur kann deren Vater sein, und der hätte sie auch selbst tödten können, um ihre Ehre zu retten."

Die Herzogin von Bouillon hat in ihren Verhören, wie überall, Witz gemacht. Ueber ihr Verhältniß zur Voisin befragt, hat sie nur mit Scherzreden geantwortet, die häufig viel zu weit gingen. Als z. B. der Präsident de la Reynie sie fragte: Ob es wahr sei, daß man ihr den Teufel gezeigt hätte, sagte sie, sie sähe ihn noch jetzt in Peruque und faltigem Talar, aber er erscheine ihr so abscheulich, daß sie sich wohl hüthen würde, mit ihm in Berührung zu kommen. Die Herzogin fügte hinzu: Sie hätte noch nie in ihrem Leben so viel Lächerlichkeiten mit so ernstem Tone sagen hören, und sie

würde ihre Verhöre drucken lassen, damit das Ausland etwas zu lachen hätte.

Die Damen Polignac und Aluygue, von denen die erstere einen Kammerdiener, dessen Verschwiegenheit sie sich auf diese Weise sichern wollte, die andere einen höchst überlässigen Schwiegervater vergiftet haben sollte, sind nicht überführt worden. Der König hat indeß beide exilirt, eben so wie die Prinzeß von Tingry und die Herzogin von Bouillon.

Während die Gräfin von Soissons nach den Niederlanden unterweges war, suchte ein Bevollmächtigter ihre Stelle als Oberhofmeisterin der Königin zu verkaufen. Er unterhandelte darüber mit der Marquise von Montespan zu dem ungeheuren Preise von 200,000 Thaler. Als Maria Theresia dies erfuhr, sagte sie: Es scheint mein Schicksal zu sein, nur die Maitressen meines Gemahles als Oberhofmeisterinnen zu erhalten. Die Marschallin Laferté ist mit einem Exil von einigen Wochen davon gekommen. Ihr Gemahl selbst hatte ihre Vertheidigung übernommen, und diese fiel spaßhaft genug aus. Er sagte nämlich, daß seine Frau sich wohl einiger jener Fehler schuldig gemacht haben möchte, von denen die Ehemänner gewöhnlich zuletzt in Kenntniß gesetzt würden, daß sie aber ganz bestimmt keine Giftmischerin sein könne, weil sonst er selbst schon lange nicht mehr leben würde. Der Beweis erschien als schlagend.

Lesage, die Vigoureux und ihr Bruder, über-

führt, an alle Welt ein Gift verkauft zu haben, welches sie Erbschaftspulver nannten, haben eine viel härtere Strafe erduldet, als die erstgenannten Personen. Diese Elenden waren nicht weniger schuldig, als die Voisin. Sie haben alle Verbrechen, welche Ausschweifung, Haß und Ehrgeiz befördern können, sehr häufig unterstützt, oder selbst ausgeführt. Der Priester Lesage, noch strafbarer, als seine Mitschuldigen, wurde überführt, zu seinen andern Verbrechen auch noch das Sacrilegium hinzugefügt zu haben. Er selbst legte folgendes Geständniß ab: „Ein „junges und hübsches Mädchen hatte sich leidenschaft„lich in einen Offizier, Namens Rabaudel, verliebt. „Dieser Held schien nicht sonderlich von den Reizen „der Schönen erschüttert zu sein, und beachtete ihr „höchst sichtbares Entgegenkommen nicht. Voller „Verzweiflung über eine solche Vernachlässigung „klagte das Mädchen dem Lesage ihren Kummer, „und erbat sich von ihm geheime Mittel, um von „dem Undankbaren geliebt zu werden, den sie an„betete. Der unwürdige Geistliche erwiderte: Ein „unfehlbares Mittel sei, daß er ihr die Messe auf „den Bauch sage, nachdem sie sich zuvor aller „Kleidung entledigt hätte. Das arme Mädchen wil„ligte ein, und die heilige Handlung wurde auf diese „abscheuliche Weise entweiht. Aber schon am näch„sten Tage kehrte die Liebende zu Lesage zurück, „und klagte ihm, daß Rabaudel sich noch immer

„nicht eifriger für sie zeige. Lesage machte hierauf „den Vorschlag, die gestrige Zermonie zu wieder„holen, nur mit dem Unterschiede, daß er sich zu „ihr lege; auch hierin willigte sie.“ — Der Gifthof hat es nicht für nöthig gefunden, nachzuforschen, ob das Mädchen seitdem in ihren Absichten auf Rabaudel glücklicher gewesen ist. Lesage, Vigoureux und dessen Schwester sind auf dem Greveplatz lebendig verbrannt worden, und das Volk jauchzte der Urtheilsvollstreckung lauten Beifall zu.

Die Herzogin von Foix war in Folge eines einfachen Billets, das man bei der Voisin gefunden hatte, verhaftet worden, obgleich der Sinn der Zeilen mehr dunkel war, als geeignet, Verdacht zu erwecken. Ludwig XIV. wollte nicht, daß eine achtbare Frau auf eine so leichte Anklage hin in Untersuchung gezogen würde; er beschloß daher, sie selbst zu verhören, und ließ sie zu diesem Zwecke zu sich in sein Cabinet kommen. Sie wurde in ihrem eigenen Wagen nach dem Schlosse gebracht, und nur der Kapitain der Garde begleitete sie. „Erkennen Sie dieses Billet?“ fragte der König in einem ernsten, doch sanften Tone.

„Sire,“ erwiderte sie, „es ist von meiner Hand; ich kann und mag es nicht leugnen.“

„Sehr gut,“ sagte der König mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit. „Nun sagen Sie mir auch

mit gleicher Offenheit, was bedeuten die Worte: Je mehr ich reibe, desto weniger kommen sie.“ —

„Ach Sire,“ rief die Herzogin, indem sie sich dem Könige zu Füßen warf, „ersparen Sie mir ein solches Geständniß.“

„Ich kann es nicht,“ entgegnete der König ernst. „Bedenken Sie, daß ich Sie nur vor mich berufen ließ, um Ihnen eine öffentliche Beschimpfung zu ersparen. Dieser Grund giebt mir das volle Recht auf Ihr Vertrauen, und in der Besorgniß für Ihre eigene Ehre befehle ich Ihnen zu sprechen.“

„Ich gehorche!“ sagte die Herzogin zitternd, und roth bis zu der Stirne. — „Seit zwei bis drei Jahren bemerkte ich, daß mein Gemahl mich vernachlässigt, nachdem er es mir mehrmals zum Vorwurfe gemacht .... nein, ich kann es nicht sagen ....“

„Fahren Sie fort, Herzogin, fahren Sie fort.“

„Es gibt Reize,“ nahm die Angeklagte nun wieder das Wort, „welche die Natur einigen Frauen mit großer Freigebigkeit ertheilt, anderen hingegen ...“

„Fahren Sie fort, ich bitte.“

„Nun wohl, Sire, mein Gemahl liebt nur die, welche in dieser Hinsicht reich begabt sind.“

„In welcher?“

„In dem, was die schönen Formen bei der

Frau von Montespan vollendet, und was der Herzogin von La Vallière fehlte, so wie mir ....“

„Aha, jetzt verstehe ich,“ rief der König aus. „Und um diesem Mangel abzuhelfen, wendeten Sie sich an die Voisin? Um ....“

„Um eine Salbe von ihr zu erhalten, der sie Wunderkräfte beilegte,“ entgegnete die Herzogin, indem sie die Augen niederschlug.

„Und dennoch: Je mehr Sie rieben, desto weniger kamen sie?“

„Leider, ja!“

„Nun“ sagte der König, „das war ein Unglück, aber kein Verbrechen, und es freut mich aufrichtig, daß ich Ihnen die Schaam erspart habe, ein solches Geständniß vor dem Gifthofe abzulegen. Ich gebe Ihnen hier das unglückliche Billet zurück, welches Ihnen zwei Stunden Besorgniß verursachte. Kehren Sie vollkommen ruhig in Ihr Hotel zurück. Mir erscheint hier Niemand strafbar, als der Gatte, welcher eine so hübsche Frau verlassen kann; ich will darüber einige Worte mit dem Herzoge sprechen. Es giebt ein viel glücklicheres Mittel, das von der Natur selbst zu verlangen, was Sie durch die Kunst bewerkstelligen wollten. Ich werde es Ihrem Manne anrathen, und hoffe, daß er es benutzen wird.“

Auch die Erzbischöfe werden ihrer Geliebten überdrüßig; Frau von Bretonvilliers erregt nicht mehr jene lebhaften Begierden, welche sie dem Erz-

bischofe von Paris so lange einzuflößen wußte. Aber sie wollte eben so wie Frau von Montespan noch herrschen, als sie bereits aufgehört hatte, zu gefallen; sie wählt daher selbst die Geliebten für den Prälaten aus, und trifft ihre Wahl so, daß das Herz des Erzbischofs dabei nicht dauernd gefesselt werden kann. Kürzlich hatte die gefällige Freundin Mademoiselle Varenne heimlich auf das Landgut des Erzbischofs gebracht; er hatte die angenehme Ueberraschung, das hübsche Mädchen im leichten Gewande auf dem Ruhebette liegen zu finden, als er in sein Kabinet trat. Ich weiß nicht, was der Herr Erzbischof sagte, aber ich glaube nicht, daß er ein Gebet gesprochen haben werde. Am Abend, Andere sagen, erst am andern Morgen, fuhr die Varenne in dem Wagen des Prälaten ganz ruhig von Conflanz nach Paris, da begegnete ihr der Herr von Pierrepont, Lieutenant der Garden, und der eigentliche Geliebte der Schönen. Er hatte sich auf den Weg gemacht, um ihr die Untreue, von der er Wind erhalten, vorzuwerfen. Die Gardes du Corps haben eine eigne Art, sich für die an ihnen begangenen Untreuen zu rächen. Pierrepont setzte sich an die Seite seiner Schönen, und zwang den Kutscher, nach Versailles zu fahren. Hier ließ er den mit dem Wappen des Erzbischofs geschmückten Wagen auf den Casernenhof fahren, als eben die vier Compagnien unter den Waffen standen, bot dann der Varenne

die Hand, und führte sie auf sein Zimmer, nachdem er dem Kutscher gesagt hatte, daß er Madame erwarten solle, um sie nach Paris zu bringen. Pierrepont hatte die Bosheit, den Aufenthalt seiner Geliebten so viel als möglich zu verlängern, damit der ganze Hofstaat des Königs Zeit gewinne, die Equipage des Erzbischofs zu bewundern. Als er dann auf dem Hofe eine große Menge Menschen bemerkte, führte er die Varenne mit der größten Artigkeit zwischen dem Haufen der Neugierigen hindurch zu dem Wagen, half ihr hinein, und bat sie, ihn dem Herrn von Harley, Erzbischof von Paris, zu empfehlen. Deutlicher hätte er die Sache nicht machen können.

Die Begebenheit machte ungeheures Aufsehen; der König wurde durch 2000 Trompeten der Fama davon in Kenntniß gesetzt, gab dem boshaften Pierrepont einige Tage Arrest, doch will man auch wissen, daß er bei dem Papste auf die Absetzung des Erzbischofs angetragen habe. Einstweilen ist demselben die Verrichtung seiner Amtspflichten untersagt worden.

Colbert von Croissy hat das Ministerium bekommen, welches Pomponne nicht zu verlieren verdiente. Der neue Minister hat die Vermählung des Dauphins mit der Prinzeß Anna Maria Christiane Victorine von Baiern abgeschlossen. Sie

hielt vor zehn Tagen ihren Einzug in Versailles in einem prachtvollen Staatswagen, zu ihrer Rechten den König, zu ihrer Linken den Dauphin, ihren Gemahl. Die Prinzeß ist nicht schön, aber voll Frische und Anmuth. Ihr Verstand ist gebildet, und ihre Unterhaltung gewinnt das Herz, ohne es im Sturme zu erobern. Die Dauphine ist sehr musikalisch, spricht drei oder vier Sprachen, und zeichnet ganz allerliebst.

Die Prinzeß hat ihren Hofstaat ganz eingerichtet gefunden. Der König wünschte, daß Frau von Maintenon den Posten der Oberhofmeisterin übernehmen möchte; aber sei es nun Bescheidenheit, sei es, daß die Marquise andere Absichten hat, genug, sie lehnte diese Würde ab, ließ sie der Herzogin von Richelieu übertragen, welche den gleichen Posten schon bei der Königin bekleidet hatte, und begnügte sich mit der Stelle einer Kammerdame, welche sie noch dazu mit der Marschallin von Rochefort theilt. Dieser letzte Umstand beweist ganz deutlich, daß die Marquise voraus sieht, sie werde anderwärts zu sehr beschäftigt sein, um der Toilette der Dauphine die nöthige Sorgfalt midmen zu können. Dabei muß noch hinzugefügt werden, daß der König der Frau von Maintenon ein anderes Zimmer angewiesen hat, welches gerade über dem seinigen liegt, und mit demselben zusammenhängt. Der König hat dem Herzoge von St. Aignan gesagt, er treffe diese Ein-

richtung, um nach Gefallen die **Unterhaltung** der Marquise genießen zu können, welche ihn für die gewöhnlichen Schmeicheleien der Höflinge entschädigte.

Bis jetzt weiß noch Niemand genau anzugeben, was er unter den Unterhaltungen des Königs mit der Frau von Maintenon denken soll. Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht weit entfernt, wo der König in seiner Unterhaltung mit den Damen keine andern Grenzen setzen wollte, als die er selbst bestimmte. Ich möchte wohl wissen, ob dies bei der frommen Marquise auch der Fall ist.

Ungeachtet der **Unterhaltungen** ist die Kammerdame sehr eifrig in Ausübung ihres Dienstes. Sie ist jederzeit bei der Toilette der Dauphine zugegen, und besorgt sie häufig ganz allein. Bis jetzt hat noch Niemand als die Marquise vermocht, die Dauphine zu kämmen, da sie einen so ungeheuer starken Haarwuchs hat, daß daran die Geschicklichkeit aller ihrer andern Frauen scheitert. Die Dauphine hat unter der Oberaufsicht der Frau von Montchevreuille sieben Ehrendamen erhalten, es sind die Fräuleins Biron, Laval, Tonnere, Rambure, Dupuis, Hamilton und Löwenstein. Zugleich hat der König für den Dauphin acht Cavaliere ernannt. Zum Glück für die Hofdamen wohnen diese Herren nicht in dem Palaste des Dauphins; die Gelegenheit ist so verführerisch, und der Satan so fein.

In den Verhandlungen wegen der Abschließung

der Ehe Monseigneurs ist Ludwig XIV. zum ersten Male der Große genannt worden. Dieser schöne Beiname ist ihm auch in den Akten verliehen worden, welche sich auf die Niederlassung der Franzosen in Ostindien beziehen. Hier sind nämlich unsre ersten Handelscomptoirs eröffnet worden, nachdem im Jahre 1674 der Kauf von Pondycherie abgeschlossen worden ist. Zwar haben die Ausländer selbst Ludwig XIV. den Beinamen des Großen verliehen, aber größer wäre es doch von ihm gewesen, ihn nicht bei Lebzeiten anzunehmen.

In seiner Intrigue mit dem Fräulein von Fontange findet der König Vergnügen daran, wie bei früheren ähnlichen Verbindungen den Geheimnißvollen zu spielen, und doch ist alle Welt davon unterrichtet. Als der Hof vor Kurzem nach Villers-Cotterets ging, schickte Se. Majestät dem Fräulein vor seiner Abreise 10,000 Louisd'or und ein Reiseservice. — Zehntausend Louisd'or! Damit kann man allenfalls die Bedürfnisse einer Reise von zwanzig Meilen bestreiten. Das Glück verschönert die Frauen; auf dem ersten Balle in Villers-Cotterets erschien die neue Favorite allen von blendender Schönheit. Man sagt, ihrem Stolze komme nichts gleich, ausgenommen etwa ihre Dummheit; als sie in die Gesellschaft trat, verneigte sie sich nicht ein einziges Mal, und ging selbst an der Königin vorüber, ohne sie

anzusehen. Nachdem der Ball beendigt war, führte der König seine Geliebte auf ihr Zimmer; sie fühlte einen heftigen Kopfschmerz und ein bedeutungsvolles Pressen am Herzen verkündete, daß ein neuer Zweig des königlichen Stammes zu erwarten sei. Ludwig sagte ihr, daß er in Verzweiflung sei, sie in diesem Zustande zu sehen.

„O mein theurer Prinz,“ entgegnete sie, „müssen denn die Schmerzen so nahe auf so reine Freuden folgen. Doch es thut nichts; ich bete die Ursache meines Uebels an, und werde sie ewig lieben.“

Am folgenden Tage wurde des Königs Pferd auf der Schweinsjagd von einem wilden Eber verwundet; Ludwig selbst lief dabei einige Gefahr. Kaum hatte die Fontange durch das allgemeine Gerücht hiervon Nachricht erhalten, als sie ihm ein zärtliches Billetdoux voll der schwülstigsten Phrasen schrieb. Der König durchlas es mit Entzücken, setzte sich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes, und beantwortete es auf ähnliche Weise.

Fräulein von Fontange glaubte vor Freude zu sterben, als sie die glühende Antwort des Königs empfing; das Entzücken entzündete den Keim des Lebens, der unter ihrem Herzen ruhte, und als der König zurück kam, empfing sie ihn mit dieser beglückenden Nachricht. Am nächsten Morgen war die Favorite Herzogin von Fontanges, erhielt einen

Hofstaat und es wurden ihr 100,000 Thaler jährlich ausgesetzt.

Frau von Montespan wurde hiervon sogleich in Kenntniß gesetzt, und bezeugte ihren größten Unwillen darüber. Während der Zeit ihrer Gunst hatte sie den Titel einer Herzogin nicht erlangen können, und es demüthigte sie daher, daß er dem Fräulein von Fontange so schnell verliehen worden war. Der König fühlte, daß sie in dieser Hinsicht auf die neue Favorite eifersüchtig sein müsse, und verkündigte ihr daher selbst, daß er ihr den Titel gleichfalls verleihen wollte. „Nein, Sire," erwiderte Athenaïs mit Stolz, „ich bedarf dieser neuen Auszeichnung keinesweges. Sie war der La Vallière, der Fontange erforderlich, um Ew. Majestät näher zu kommen, aber mich berechtigte die Geburt zu den höchsten Aussichten, wenn ich auch nicht das Glück gehabt hätte, Ew. Majestät zu gefallen."

Der Herzog von Rochefoucauld ist gestorben, und wird allgemein bedauert; er war talentvoll, liebenswürdig, brav, und ein wahrer Ehrenmann. Als er noch jung war, zollte er der Liebe den Tribut, den jedes fühlende Herz ihr schuldig ist. Die schönen Augen der Herzogin von Longueville ließen ihn die Grenzen der Klugheit überschreiten, und er folgte den Rathschlägen seiner Geliebten so sehr, daß er Theil an dem Bürgerkriege nahm, und sich gegen

seinen König bewaffnete. Sein ganzes Leben hindurch bereute er diese romanhafte Thorheit, für welche die Herzogin von Longueville ihn nur auf ihre gewöhnliche Weise belohnte, d. h. durch Begehung von Untreue.

Noch einmal muß ich hier auf die Vergiftungsgeschichten zurück kommen. Die Herzogin von Dreux war, gleich so vielen Andern, auf ungenügenden Verdacht hin eingekerkert worden. Mehrere Monate schmachtete sie in einem Gefängnisse, in welches das Licht des Tages nur durch ein kleines Loch in der Decke fiel. Als kein Zeugniß gegen die Unglückliche gegeben wurde, mußte der Gifthof sich endlich wohl entschließen, sie in Freiheit zu setzen. Da aber ein Gericht nie ganz Unrecht haben will, hielt einer der Präsidenten der Herzogin eine Ermahnungsrede, und verurtheilte sie zu einem Schadenersatze von 500 Franks. Endlich in Freiheit gesetzt, flog sie, noch in dem Arsenale selbst, wo die Sitzungen gehalten wurden, aus den Armen ihres Gatten, in die ihrer Brüder, ihrer Schwestern, ihrer ganzen Familie; nur ihre Mutter vermißte sie. Ach, sie war nicht mehr. Die Schande einer Tochter hatte sie getödtet. Die Herzogin wußte dies nicht, und rief nach der liebenden, zärtlichen Mutter. Das Grab hat keine Stimme, nur die Lüge, eine gutgemeinte, aber ungeschickte Lüge antwortet: „Die bejahrte Frau werde durch Krankheit an das Zimmer gefesselt.“ So ge-

winnen wir, sagen die Verwandten unter sich, doch wenigstens einige Zeit zum Nachdenken, aber das Nachdenken ist langsam, die Besorgniß schnell. Die liebende Tochter entreißt sich den Armen der Ihrigen; sie stürzt die Treppen hinab, durch die Straßen nach ihrer Wohnung. Sie durchfliegt eine lange Reihe von Zimmern, und ruft unablässig: meine Mutter! meine Mutter! — Weshalb sehe ich ich sie nicht? Sollte sie mir geflucht haben! — Endlich reißt sie die Thüre eines Schlafgemaches auf, des einzigen Zimmers, in welchem sie noch nicht gewesen ist. „Meine Mutter!" wiederholt sie auch hier mit durchdringendem Schrei, da tritt ihr Beichtvater, ein ehrwürdiger Cölestinermönch, ihr entgegen. „Beruhigen Sie sich, meine Tochter," sagte er mit ernster, sanfter Stimme, „Ihre Mutter ist im Himmel, dort werden Sie einander wieder sehen."

„Ich, ich habe sie getödtet," ruft die Arme aus, und sinkt bewußtlos zu Boden. Zwei Tage darauf wurde ihr an der Seite der geliebten Mutter die letzte Ruhestätte bereitet.

Die Frau Herzogin von Fontange hat des Hofes Glückwünsche über ihren Titel im Bette angenommen. Die Aerzte haben der Schönen viel Bewegung empfohlen, und sie folgt nun dem Könige beständig auf die Jagd. Als am letzten Donnerstage die neue Diana ihren Endymion auch wieder begleitete, erhob sich ein sehr heftiger Sturm. Unsre Hof=

friseure wissen sich gegen den rauhen Hauch des Nordwindes nicht zu schützen, und der Kopfputz der Herzogin gerieth daher bald in eine heftige Unordnung. Sie suchte durch irgend ein Mittel ihre flüchtigen Reize zu fesseln, lößte endlich an einem andern Theile ihrer Toilette ein Band, schlang es um den Kopf, und knüpfte vorn auf der Stirn eine Schleife. Dies lieh ihren Zügen einen noch ungleich verführerischeren Reiz. Der König fand seine Geliebte mit diesem Stirnbande so hübsch, daß er sie bat, es den ganzen Tag zu behalten. Die Höflinge, ein wahres Volk der Affen, ließen die günstige Gelegenheit nicht vorüber, einer flüchtigen Laune ihres Gebieters zu schmeicheln. Am nächsten Tage erschienen wenigstens hundert Damen bei Hofe mit einem Bande von eben der Farbe, wie das der Herzogin, um die Stirne geschlungen. Dieser Kopfputz macht jetzt in Paris unter dem Namen Fontangen Furore. *)

Die Gunst, in welcher Frau von Maintenon steht, wächst täglich, ohne daß sie nöthig hätte, große Opfer deshalb zu bringen. Der Einfluß der Frau von Montespan dagegen ist gänzlich gesunken, aber sie hat sich durch die Erwerbung eines bedeu-

*) Man dehnte diese Benennung später auch auf die Bänder selbst aus; sie blieben sehr lange im Gebrauche, und in einigen Provinzen sagt man noch jetzt: Fontangen tragen, statt: sich mit Bändern schmücken.

tenden Postens der Schmach zu entziehen gewußt, welche die abgesetzten Maitressen gewöhnlich trifft. Die Herzogin von Fontange hat wie im Traume den Gipfel der Größe erreicht, und erblickt aus Mangel an Erfahrung das Ende derselben noch nicht; aber sie ist demselben sehr nahe, da sie nichts mehr zu geben hat. Die Unvorsichtige hat sich nicht einmal die Gaben des Glücks bewahrt. Schätze sind unter ihrer verschwenderischen Hand zerronnen, und wenn die Stunde ihres Falles kömmt, bleibt ihr nur das Kloster als Zuflucht übrig, und man darf erwarten, daß sie nicht jenes ergebungsreiche Gemüth in die Mauern desselben bringen wird, welches der Herzogin von La Vallière ein stilles Glück gesichert hat. Die barmherzige Schwester Louise lebt in den strengsten Bußübungen. Die Frauen wissen nirgends Maas zu halten; sie müssen überall übertreiben, selbst in der Reue. Louise beschränkt sich nicht auf die strenge Regel ihres Ordens; sie erfindet neue Bußen, um sich selbst zu demüthigen, wie sie früher neue Freuden der Wollust erfand, um den Morgen ihres Lebens zu verschönern. Um sich dafür zu bestrafen, daß sie in früherer Zeit so gern Liqueur trank, verdammte sie sich jetzt selbst dazu, drei Wochen hindurch keinen Tropfen Wasser zu trinken; seit drei Jahren trank sie schon nicht mehr, als ein halbes Glas täglich. Eine der Nonnen fragte sie kürzlich, ob sie sich eine so große Entbehrung

auferlegt habe, ohne ihren Beichtvater zu fragen. „Ich habe daran nicht gedacht,“ entgegnete Louise, „sondern nur dahin gestrebt, der Gerechtigkeit Gottes genug zu thun.“

Diese strengen Bußübungen haben die Gesundheit der barmherzigen Schwester geschwächt; sie bekam eine Rose am Fuß und konnte deshalb nicht gehen. Sie blieb also auch aus dem Refectorium fort, und würde Hungers gestorben sein, wenn nicht die Superiorin am zweiten Tage in ihre Zelle gekommen wäre, um sich zu erkundigen, was ihr fehle.

„Sind Sie krank, meine Schwester?“ fragte sie.

„Nein, ehrwürdige Frau;“ entgegnete Louise, „aber ich kann nicht gehen.“

„Und weshalb nicht?“

„Wegen eines stechenden Schmerzes im linken Fuße; Gott hat die Gnade gehabt, mich dessen zu würdigen.“

„Welcher Art ist Ihr Uebel?“

„Ich weiß es wahrlich nicht; ich habe nicht nachgesehen.“

„Wahrlich, meine Schwester, Sie treiben die Lebensverachtung zu weit. Gott hat Ihnen die Sorgfalt für Ihre Tage anvertraut, und Sie müssen seinen Befehlen gehorchen, nicht sie vernachlässigen. Wenn Sie mit mehr Eifer darnach streben, Ihren Körper der Erde wieder zu geben, als Gott dies will, so sündigen Sie, sündigen sehr schwer.“

„Kann man denn sündigen, indem man sich Buße auferlegt?“

„O ja, wenn diese Buße die Grenze einer strengen aber heilsamen Selbstkasteiung überschreitet. Bedenken Sie, daß Gottes Gerechtigkeit keine Uebertreibungen wollen kann.“

„In Hinsicht dessen, was schmeichelt, weiß ich es; aber kann dies auch von Demüthigungen gelten?“

„Selbst die Demuth kann in Stolz ausarten, und Gott verwirft diesen, wenn er sich auch durch Reue äußert.

„Aber die Märtyrer?“

„Die Märtyrer haben sich den Leiden unterworfen, nicht sie aufgesucht.“

„So lassen Sie mich in das Krankenhaus bringen; ich werde in Zukunft weniger stolz sein.“

Der Hof ergötzt sich jetzt sehr an der heftigen Leidenschaft, welche die Prinzeß von Condy dem Muley Ismail, König von Marocco, eingeflößt hat. Dieser maurische Herrscher hat die Liebe zu der Prinzeß, von aller Glut der heißen Zone durchdrungen, bei dem Anblicke eines Bildes gefaßt, welches man bei einem französischen Offiziere fand, der auf dem Meere zum Gefangenen gemacht wurde. Es ist ärgerlich, daß die Tochter der Herzogin von La Vallière einen Sohn des großen Condé geheirathet hat, sie würde sonst ohne alle Schwierigkeit den maroc-

canischen Thron haben besteigen können. Aber wenn die schöne Prinzeß nicht über die Ungläubigen herrschen konnte, so unterwirft sie ihrem Scepter wenigstens ganz Paris. Alle unsre galanten jungen Herren seufzen zu ihren Füßen, und in einigen Monaten wird die Prinzeß an ihrem Triumphwagen wenigstens eben so viel Sklaven gefesselt haben, als ihr dunkelfarbiger Anbeter in seinem Harem Sklavinnen zählt. Der Prinz von Condy, welcher sich nicht durch Eifersucht lächerlich machen will, spielt den Unbekümmerten bei allen Huldigungen, die seiner Gemahlin dargebracht werden. Ja, er thut noch mehr, und führt täglich die schönsten und liebenswürdigsten jungen Herren des Hofes bei sich ein; so keck der Gefahr die Stirne bietend, vor der viele Andere erbeben. Was wird die Folge von dem Allen sein? Der Ruf der Koketterie, in welchem die Prinzeß täglich mehr kömmt, läßt es voraus sehen, und schärfere Beobachter sprechen sogar schon jetzt von mehr als bloßen Erwartungen.

Die schöne Herzogin von Fontange, deren Taille nicht so schnell zu, als ihr Einfluß abnimmt, sollte in der vergangenen Woche vergiftet werden, d. h., sie glaubte, man hätte den Versuch dazu gemacht. Einige behaupten, in die gewöhnliche Sprache übersetzt, hieße dies, sie hätte Garden haben wollen. Ich glaube, es würde nicht schwer halten, das Geständniß von ihr zu erlangen, daß diese Auszeichnung

ihrer Größe noch fehle. Die stolze Schöne sieht den wahren Werth des Titels Maitresse nicht ein; sie glaubt sich nicht weniger Herrscherin, als Maria Theresia, und wenn sie von der Neigung des Königs spricht, sagt sie zwar zuweilen: die Königin und ich, aber noch weit häufiger: ich und die Königin.

Die junge Favorite ist gestern, obgleich noch sehr unwohl, nach einer Abwesenheit von acht Tagen wieder bei Hofe erschienen. Der König hat sie sehr kalt empfangen.

„Sehen Sie, mein Kind," hat Frau von Maintenon ihr gesagt, „so geht es nun hier zu: den einen Tag vergöttert man Sie, und am nächsten werden Sie vergessen. Das Klügste ist, den Hof zu verlassen, ehe man von ihm verlassen wird. Glauben Sie mir, Herzogin, entfernen Sie sich ohne Geräusch; ziehen Sie sich zurück, wenn der König Sie noch mit günstigen Blicken betrachtet, so bringt Ihnen dies vor den Augen der Welt Ehre, während Sie mit Schande bedeckt werden, wenn Sie sich erst nach erfolgter Ungnade entfernen.

„Wenn man Sie sprechen hört," erwiderte die junge Herzogin, „so sollte man glauben, es sei eben so leicht, einen König zu verlassen, als ein Kleid zu wechseln."

Der Rath der Frau von Maintenon war zwar selbstsüchtig, aber dennoch beachtenswerth; Niemand weiß besser als sie, wie tief die Fontange in der

Liebe des Königs gesunken ist; diese Schöne, welche ihn nur einen Augenblick entzückte, erscheint ihm jetzt wirklich nur als leblose Statue. Ihre Ungnade rückt mit Riesenschritten heran; fast während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft krank, kann sie nichts thun, um ihren Sturz zu verzögern. Bei Ludwig XIV. erfordert der Posten einer Favorite viel Thätigkeit, und es ist ihr Unglück, wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllen kann. Die Herzogin von Fontange steht nicht auf der Liste zur Reise nach Fontainebleau; man erlaubte ihr in Livry die Landluft zu genießen! — Wehe den Ministern, Generälen und Maitressen, denen die Könige gestatten, Sorgfalt auf ihre Gesundheit zu verwenden.

Bei Gelegenheit der Reise nach Fontainebleau fragte die Dauphine ihre Oberhofmeisterin, ob sich der Hof von Frankreich beständig auf Reisen befände. „Ich bin noch nicht fünf Monate hier," sagte die Prinzeß, „und schon habe ich zehn Reisen nach Villers-Cotterets, Rambouillet, Compiègne, Chambord und Fontainebleau, die täglichen Fahrten von Versailles nach St. Germain, und von St. Germain nach Versailles nicht mit gerechnet. Der König scheint es sehr zu wünschen, daß ich dem Dauphin bald einen Sohn gebe, aber man kann nicht schwanger werden, wenn man stets auf Reisen ist."

Ein Befehl des Königs vereint die beiden Schau-

spielertruppen des Hotels Burgund und der Straße Guénégaud; bei dieser Gelegenheit kann ich wohl ein Wort von den ersten Theatern von Paris sagen. Die **Confrères de la passion***), welche lange Zeit die einzigen autorisirten Comödianten waren, besaßen ihre Bevorrechtung noch im Jahre 1676; in diesem Jahre wurden sie aufgelöst, und ihre Einkünfte mit denen des großen Hospitals verbunden. Das Eigenthum des Hotel Burgund, wo sie unter dem Titel von Mysterien lange Zeit ihre Stücke gespielt hatten, mußten sie an die Schauspieler abtreten. Während den Lebzeiten Molières gab es in Paris drei Theater: das Hotel Burgund, das Marais, und das Palais-Royal; aber nach dem Tode des großen Komikers konnten die Schauspieler, deren Direktor er gewesen war, sich nicht mehr erhalten, und ihre Truppe ward daher an die des Hotel Burgund und des Marais vertheilt. Diese letztere Gesellschaft verließ dann den Saal, welchen sie bisher inne gehabt hatte, und spielte in der Rue Mazarin, der Rue Guénégaud gerade gegenüber. Aber die beiden Theater erhielten sich nur mit Schwierigkeit, und die Art der Eifersucht, welche zwischen beiden herrschte, schadete der Kunst selbst. Der König hat es daher für zweckmäßig erachtet, beide Ge-

*) Die Confrères de la passion wurden im Jahr 1402 durch ein Patent Karls VI. eingeführt.

sellschaften zu einer einzigen zu vereinigen, welche nun in der Rue Mazarin spielt. Der König hat zugleich die Rechte der Schauspieler bestimmt; das Gehalt der Schauspieler ist nach Maaßgabe ihrer Talente festgesetzt worden, der König hat einigen Mitgliedern Pensionen verliehen, und der ganzen Gesellschaft ein jährliches Einkommen von 12000 Franken. Nach den neuen Ordonanzen spielt die Truppe der Rue Mazarin, welche den Namen der Comedie française angenommen hat, von dem St. Martinstage bis zum Donnerstage vor Ostern bei Hofe, und wenn der König nach Fontainebleau geht, folgt ihm ein Theil der Gesellschaft, wo dann jeder Schauspieler während der Dauer dieser Reise, außer seiner Gage, einen Louisd'or Diäten täglich erhält.

Alle Montage wird in dem Schauspielhause eine Generalversammlung gehalten; dieser legen die Dichter ihre Arbeiten vor; sie werden dann in einer geheimen Sitzung geprüft, und in der nächsten Generalversammlung angenommen oder verworfen, wozu sämmtliche Spieler oder Spielerinnen ihre Stimme geben.

Die Verfasser erhalten nach Abzug der Tagesausgaben, und der Abgaben an die Armen, für ein Stück von fünf Akten den neunten, und für eines von drei, zwei oder einem Acte den achtzehnten Theil der Einnahme.

In Versailles sind zwei Diebstähle von fast unglaublicher Keckheit in einem Zeitraume von fünf Tagen begangen worden; der Dieb in der Kapelle St. Germain ist nur ein wahrer Schüler im Verhältniß zu denen gewesen, welche hier ihre Kunst ausgeübt haben. In den Ställen des Königs, in welchen über drei Hundert Menschen wohnen, und in jeder Nacht 50 bis 60 Beamte und Knechte wachen, sind sämmtliche Schabracken und Decken der Pferde gestohlen worden, ohne daß man auch nur die Ahnung davon hätte, durch wen oder zu welcher Stunde. Der Diebstahl beträgt über 50,000 Thaler am Werth. Der Oberstallmeister hat das ganze Schloß und fast sämmtliche Häuser der Stadt auf das sorgfältigste durchsuchen lassen; nach allen Richtungen hat man Verfolger ausgesendet, ehe die Räuber noch fünf Stunden weit entfernt sein konnten, aber auch nicht die leiseste Spur hat man entdeckt. Noch stärker fast ist der andere Diebstahl. Die sogenannten großen Gemächer. welche sich von der Gallerie bis zu dem Kabinette des Königs erstrecken, haben Meubles mit carmoisinem Sammte überzogen, und reich mit goldenen Franzen und Quasten besetzt. Man denke sich den Schreck des armen Bontems, welcher über diese Gemächer die Aufsicht führt, als er eines Tages, eine Woche nach dem Raube in den Ställen, die Stühle, Vorhänge und Trapperien durch unsichtbare Hände ihrer

Zierrathen beraubt fand. Dieser Diebstahl ist wahrhaft unbegreiflich, da in diesen Zimmern während des ganzen Tages eine zahlreiche Menge von Menschen hin und her geht, und während der Nacht einige Hundert Mann Wache sich darin aufhalten. Man hatte bereits auf Nachforschung Verzicht geleistet, und neue Franzen bestellt; es wurde kaum noch an die Geschichte gedacht, als gestern Abend beim Souper des Königs ein großes, schweres Packet aus der Mitte der Höflinge her auf die Mitte der Tafel geworfen ward, so daß diese erbebte, und alle Gläser und Schüsseln klirrten. Eine goldene Schnur, welche in der Luft aus dem schlecht zugemachten Packete heraus gefallen war, flog auf die Perücke des Königs. „Aha,“ sagte der König, „ich glaube wahrhaftig, da kommen meine Franzen wieder; aber der Teufel hole die Art der Wiedererstattung: nur einige Zoll weiter, und ich konnte erschlagen werden.“

Als Herr von Livry das Packet wegnahm bemerkte er einen kleinen Zettel, der an demselben befestigt war. Der König ließ ihn sich geben, und fand folgende Worte mit offenbar verstellter Hand darauf geschrieben: „Nimm deine Franzen zurück, Bontems; die Sorge übersteigt das Vergnügen. — Unsern Handkuß dem Könige.“

„Wahrhaftig,“ sagte der König, „das ist eine ungeheure Frechheit.“

Das Packet war so schwer, daß der Herr von Livry es nur mit Mühe erheben konnte; er rief einen Lakaien herbei, ließ es wegtragen, und man beschäftigte sich nicht mehr mit der Sache. Während dessen hatten die diensthuenden Offiziere sämmtliche Thüren schließen lassen; sie examinirten Alle, welche bei dem Souper des Königs zugegen gewesen waren; sie kannten Alle, bis auf einen Einzigen, welcher sich für einen Edelmann aus Saintonge und für einen Freund des Herzogs von Gèvre ausgab. Der Herzog wurde herbei gerufen, erkannte seinen Freund, und sagte für ihn gut. Niemand hatte das Packet werfen sehen, Niemand, obgleich die Masse ziemlich dicht gedrängt zusammen stand, die Armbewegung gefühlt, welche zum Wurfe eines so schweren Packets ziemlich heftig gewesen sein mußte. „Meine Herren," sagte Ludwig XIV., indem er sich zurück zog, „es sind Zauberer hier bei mir. Ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen, morgen früh sehen wir uns wieder, wenn ich diese Nacht nicht aus meinem Bette gestohlen werde."

Die Macht der Räuber war indessen nicht unbegrenzt, denn Alles läßt vermuthen, daß die Franzen nur deshalb zurück gegeben wurden, weil sie nicht unbemerkt aus dem Schlosse gebracht werden konnten.

Die Herzogin von Fontange zieht sich traurig,

bleich, krank, in die Abtey von Chelles zurück, welche der König kürzlich einer ihrer Schwestern verlieh. Diese Schöne, deren Reich von so kurzer Dauer war, fuhr diesen Morgen unter meinen Fenstern vorbei; sie saß in einem Wagen, welcher mit acht Pferden bespannt war, und dem vier andere sechsspännige folgten. Die Eitelkeit dieser Favorite eines Augenblicks zeigt sich also noch in ihrer Entfernung vom Hofe. — Alle Ferngläser sind jetzt nach dem Himmel gerichtet: ein Comet, wie man ihn in den neuern Zeiten noch nicht sah, beschäftigt Tag und Nacht unsere Gelehrten der Akademie der Wissenschaften. Sie behaupten, es sei derselbe Comet, welcher sich im Todesjahre Cäsars zeigte, dann im Jahre 531, dann im Jahre 1106. Seine Periode geben sie zu etwa 575 Jahre an. Die Furcht der ganzen Stadt ist groß; man sieht das Zeichen einer neuen Sündfluth in dieser Himmelserscheinung, indem man behauptet, das Wasser künde sich stets durch das Feuer an. Während die Furchtsamen ihr Testament machen, und das Ende der Welt voraus sehen, ihr Vermögen den Mönchen vermachen, welche sich durch die Annahme als bessere Physiker zeigen, wie die Testatoren, beschäftigt man sich bei Hofe emsig mit der Frage, ob nicht die Erscheinung des Irrsternes den Tod irgend eines Großen verkünde, wie sie einst den des großen römischen Diktators angezeigt habe. Einige Höflinge, welche Frei-

geister sind, machten sich gestern über diesen Glauben lustig, da rief Monseigneur, der sich wahrscheinlich plötzlich für einen Cäsar hielt: „Sie haben gut reden, meine Herren, Sie sind keine Prinzen."

O Eitelkeit! Eitelkeit!

Fünftes Kapitel.

1681 und 1682.

Mademoiselles Versuche, die Freiheit Lauzuns zu erlangen. — Frau von Maintenon unterstützt sie; weshalb. — Die Intriguen dieser Wittwe. — Der falsche Bettler. — Das Billet zwischen zwei Thalern. — Unterhandlungen der Frau von Montespan mit Lauzun. — Uebereinkunft zwischen ihnen. — Lauzun leistet Verzicht auf die Güter, welche Mademoiselle ihm übertragen hatte. — Der König bricht zum dritten Male sein Wort gegen Lauzun. — Gespräch zwischen der Favorite und Mademoiselle. — Die Marine. — Erster Marschal von Frankreich bei derselben. — Eröffnung der Schiffahrt auf dem Kanale von Languedoc. — Riquetti, dessen Baumeister. — Seine List, um Geld zu erlangen. — Tod der Herzogin von Fontange. — Das Phantom der Reue. — Freude der Montespan über den Tod ihrer Nebenbuhlerin. — Unwille des Königs hierüber. — Geheime Gebräuche der Frau von Maintenon. — Die Unterhaltungen verlängern sich. — Abkunft mit dem Himmel. — Der König leistet Verzicht auf seine Hülfsmaitressen. — Ehrenvoller Rückzug der Prinzeß von Soubise. — Mademoiselle Desoeillet. — Die Hochzeitskleider und der Leichenzug. — Verletzung der Verträge. — Ländererwerb im Frieden. — Vereinigung Straßburgs mit Frankreich. — Neue Urtheile des Gifthofes. — Erste Tänzerinnen auf den öffentlichen Theatern. — D'Auvigné, sein Portrait, seine Ausschweifun-

gen. — Der Herzog von Laferté und dessen Mutter. — Das Spielhaus einer Marschallin von Frankreich. — Merkwürdiger öffentlicher Anschlag. — Die Marschallin von Laferté wird exilirt. — Die geheime Gesellschaft. — Oberhäupter, Statuten, Ordenszeichen. — Der König exilirt einen Prinzen von Geblüt. — Der Herzog von Vermandois erhält die Ruthe. — Ninon von Lanclos im Alter von 66 Jahren. — Ihr Portrait, ihr Charakter, ihre Gewohnheiten. — Geburt des Herzogs von Burgund. — Feste, Meteor. — Erfindung der Kanonenböte. — Eierauflage. — Ein Wort über Marly. — Die Wassermaschine. — Entführung der Prinzeß von Mazarin. — Die Gerechtigkeit unter Ludwig dem Großen. — Anfang der Bigotterie des Königs. — Betragen der Höflinge. — Mademoiselle Lefèvre und die Dedication. — Freimüthigkeit des Herzogs von Montausier.

Mademoiselle hegte für Lauzun noch immer eine große Zärtlichkeit, welche durch das Alter nicht geschwächt worden war. Obgleich die Prinzeß über 50 Jahre zählt, erfüllt sie ihr Schlafzimmer mit den Klagen einer untröstlichen Liebe. Jeden Tag drang sie aufs neue in den König, um die Freilassung des Grafen zu bewirken; er hatte nun bereits zehn Jahre im Gefängnisse zugebracht, und sie meinte, das sei vollkommen genügend, um die glühendste Rache zu befriedigen, selbst wenn es die gerechteste wäre. Besonders an Frau von Maintenon richtete Mademoiselle ihre Bitten. Frau von Maintenon liebte die Prinzessin von Montpensier nicht, sie haßte Lauzun, lediglich der Gunst wegen, in der er gestanden hatte; aber sie beschloß dennoch, ihres eigenen Interesses wegen, beiden zu dienen, und zwar

aus folgender Ursache: Ungeachtet der Gewandtheit, mit welcher sie ihre ehrgeizigen Pläne zu verfolgen wußte, ungeachtet der Sorgfalt, mit welcher sie auf ihren Ruf achtet, um ihn zur Grundlage des Gebäudes ihrer Größe zu machen, hat sie dennoch einem strengen Tadel nicht entgehen können. Allgemein erinnert man sich, daß Frau von Montespan die Frau von Maintenon der Zurückgezogenheit, ja sogar dem Elende entriß, indem sie ihr die Erziehung ihrer Kinder anvertraute, und sogar des Königs Widerwillen gegen die Wittwe Scarron zu verbannen wußte. Wie aber hat die Gouvernante diesen unschätzbaren Dienst vergolten? Kaum hatte sie bei Hofe festen Fuß gefaßt, als sie ihrer Schützerin bei dem Könige zu schaden, und deren Einfluß durch allerlei kleine Mittel zu untergraben wußte. Seit langer Zeit schon hat sie den Sturz ihrer Wohthäterin vorbereitet, indem sie die Schwächen des Charakters der Frau von Montespan in ein helleres Licht zu setzen wußte, und Fehler, die der König theilte, als Verbrechen bezeichnete. Niemand hat die Erinnerung an diese beispiellose Undankbarkeit vergessen; es ist ein schmachvoller Flecken in dem Leben der Frau von Maintenon, und da sie ihn nicht ganz auszulöschen vermag, hat sie ihn durch Verwendung für die Wünsche von Mademoiselle wenigstens zu verringern getrachtet. An einem schönen Sommerabende des Jahres 1679 ging Mademoiselle

mit Frau von Maintenon allein in den Gärten von Versailles spatzieren, und drang lebhafter als je in sie, sich Lauzuns anzunehmen. Die frömmelnde Marquise fand hier eine günstige Gelegenheit, sich ihrem Ziele zu nähern, und entgegnete daher: „ach, Prinzeß, wenn die Gnade, die Sie von dem Könige erbitten, durch meinen geringen Einfluß hätte beschleunigt werden können, so würde Ihnen dieselbe schon längst gewährt worden sein; aber zum Unglück hat der Graf sich so sehr vergangen, daß der König noch eben so aufgebracht gegen ihn ist, als am ersten Tage seiner Verbannung. Der Graf müßte in eine Buße willigen, welche ein sicherer Bürge seiner Reue wäre, denn bloß bittende Worte können den König, wie ich ihn kenne, nicht besänftigen. Er weiß zu gut, welcher Glaube auf die Demuth eines Mannes gesetzt werden kann, der kaum aus dem Staube erhoben, mehrmals trachtete, seinem eigenen Herrscher sich gleich zu stellen. Ich will ganz offen zu Ihnen sprechen: es verdrießt den König, daß das Fürstenthum Dombes und die Grafschaft Eu der königlichen Familie entrissen worden sind, um in die Hände eines schlichten Edelmannes überzugehen.“

„Der König thut nicht recht, auf eine solche Form zu achten,“ entgegnete die Prinzeß lebhaft. „Dieser schlichte Edelmann war nach des Königs Willen Herzog von Montpensier, und wenn er auf-

gehört hat, es zu sein, so ist daran nichts Schuld, als die Wortbrüchigkeit Ludwigs XIV."

„Die Könige," erwiderte Frau von Maintenon, „haben niemals Unrecht, als wenn sie selbst es wollen. Der König glaubt, ein Recht zu haben, über das Geschenk unzufrieden zu sein, welches Sie dem Grafen gemacht haben; dieser wird so lange sein Unrecht im Gefängnisse büßen, bis seine Wiedererstattung erfolgt ist?"

„Was muß ich hören?"

„Einen Entschluß, gegen welchen es, wie ich glaube, keine Hülfe giebt. Der König, dessen Gesinnungen ich glaube eben so gut beurtheilen zu können, als eine Andere, scheint mir durch einen Vergleich beleidigt und verletzt. Bedeutende Besitzungen, mit denen fast königliche Vorrechte verknüpft sind, wurden durch Sie einem Manne von niederer Herkunft übertragen, während der Herzog von Maine, des Königs geliebter Sohn, ohne Lehen ist, und die Gesetze des Landes verbieten, ihm dieselben unmittelbar zu verleihen."

„Was kann ich dabei thun; Madame? Ich habe nicht die Absicht gehabt, den Herzog von Maine herabzusetzen, indem ich den Grafen beschenkte, und wenn der König durch einen solchen Vergleich seine üble Laune nährt, so begeht er eine neue Ungerechtigkeit."

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt," entgegnete

Frau von Maintenon, man glaubt niemals eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn man die Gerechtigkeit ausübt. Ueberlegen Sie die aufgestellte Paralelle wohl, und bedenken Sie, welchen Einfluß sie auf das Schicksal Lauzuns ausüben kann. — Doch ich sehe dort die Dauphine, und muß Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich meiner Pflicht genüge.“ Sie verneigte sich tief gegen Mademoiselle, und eilte schnell hinweg. Bei Hofe, wo selbst das halbe Wort verstanden wird, konnte man sich nicht klarer darüber ausdrücken, daß Lauzun, um seine Freiheit zu erhalten, auf die von Mademoiselle erhaltenen Güter Verzicht leisten, und daß diese der Herzog du Maine erhalten sollte. Aber Louise von Orleans war weniger scharfsichtig, als verliebt; sie verstand die halbe Erklärung nicht, und Frau von Maintenon nahm sich vor, deutlicher zu werden. Was die Marquise der Mademoiselle von dem Willen des Königs gesagt hatte, war mehr, als eine bloße Vermuthung; der Plan, die Prinzeß dahin zu bewegen, daß sie den Herzog du Maine zu ihrem Erben ernenne, war von dem Könige, der Frau von Montespan, und der Frau von Maintenon schon längst besprochen worden. Ludwig XIV. schwur, daß nur um diesen Preis dem Grafen Pignerol geöffnet werden sollte. Während der sechs Monate, welche dem erwähnten Gespräche im Parke zu Versailles folgten, wurde der Plan vollends aus-

gearbeitet, und keine List gespart, ihn in das Werk zu setzen. Frau von Montespan nahm den Schein an, als fühle sie allmählig Mitleid mit dem Geschicke des Grafen; sie ging so weit, in Gegenwart Mademoiselles, die Gnade des Königs für den unglücklichen Gefangenen zu erbitten. Während dessen wurde der junge Herzog von Maine, unterwiesen durch die gewandte Frömmlerin, öfters zu der Prinzeß geschickt, und mußte diese auf allerlei Art liebkosen. Jeden Morgen bei ihrem Erwachen empfing die Enkelin Heinrichs IV. von dem Bastarde Ludwigs XIV. ein Billet, über dessen kindlich naiven Inhalt Frau von Maintenon den ganzen Abend zuvor studirt hatte. Gewann der Herzog Du Maine in der Lotterie, welche der König häufig in seinen Zimmern zu veranstalten pflegte, irgend einen Gegenstand von Werth, und der Zufall unterließ nie, dies Kind zu begünstigen, so trug er seinen Gewinnst der Prinzeß hin, welche sich durch diese gemachte Aufmerksamkeit betrügen ließ, und den kleinen Schauspieler sehr lieb gewann. Während dessen unterließ Mademoiselle weder Bitten noch Thränen, um den König zu erweichen. Endlich konnte die Geliebte Lauzuns nicht mehr ungewiß darüber sein, daß der Herzog Du Maine zu ihrem Erben eingesetzt werden solle, wenn sie darauf rechnen dürfe, daß Lauzun in Freiheit gesetzt werde, und der König in die Vermählung willige, welche er Anfangs

erlaubt, und dann wieder verboten hatte. Die Prinzeß erklärte sich zuletzt bereit, einen Vertrag der Art einzugehen, aber der König wollte sich zu Nichts verbindlich machen. Unwillig verließ Mademoiselle das Zimmer, und die Unterhaltungen waren abgebrochen.

Um die Zeit dieses Zwistes, welcher in das vergangene Jahr fällt, verbreitete sich ein Gerücht, das ich hier erzählen muß, da es dem König bestimmte, seinen Stolz zu bezwingen. Mademoiselle war im höchsten Grade aufgebracht über die Behandlung, die ihr widerfahren war, und faßte plötzlich den Entschluß, alle die Güter, die ihr noch blieben, an den Herzog von Lothringen zu vererben; sie fühlte wohl, wie tief es Ludwig XIV. verletzen müßte, auf diese Weise einen ihm verhaßten Prinzen bereichert zu sehen. Sie schrieb daher heimlich an Carl V. von Lothringen, und dieser sandte auch bald darauf einen vertrauten Mann, Namens Bek, nach Paris. Dieser Vertraute erfuhr, daß die Prinzeß genau beobachtet würde, und wagte daher nicht, sich offen im Palast Luxemburg zu zeigen; er hielt, mit Lumpen bedeckt, seinen Einzug, und kehrte in eine erbärmliche Herberge ein. Er vernahm am folgenden Tage, daß Mademoiselle sehr häufig die Messe zu St. Jaque du Haut-Pas höre, und stellte sich daher, noch immer als Bettler gekleidet, neben das Weihbecken. Hier bat er die Prinzeß um ein

Almosen, und in dem Augenblicke, wo sie die Hand ausstreckte, ihm ein Goldstück zu geben, überreichte er ihr mit geheimnißvollem Ausdrucke ein Gebetbuch; Mademoiselle las darin: „Von dem Herzoge von Lothringen,“ und etwas tiefer die Adresse des Gesandten. Die Tochter Gastons war entzückt über einen so romanhaften Plan, der ganz ihrem Charakter zusagte; am folgenden Tage übergab sie dem Bettler einen Brief, den sie zwischen zwei Laubthaler gelegt hatte. Aber sie war unvorsichtig gegenug gewesen, ihr Geheimniß einem ihrer Diener zu vertrauen, und ward von diesem verrathen. Louvois lies den Herrn Bek arretiren, anfangs nach Bicêtre bringen, und dann aus Paris verjagen.

Der König stellte sich, als hätte er von der ganzen Sache nichts gehört, aber er benutzte den dadurch empfangenen Wink, und knüpfte die abgebrochenen Verhandlungen wieder an. Indessen reichte der Wille Mademoiselles nicht hin, um ein Geschäft abzuschließen, welches bereits der Gegenstand so vieler Intriguen gewesen war. Lauzun, der gegenwärtige Besitzer des Fürstenthumes Dombes und der Grafschaft Eu, mußte gleichfalls mit in die Verhandlungen gezogen werden; seine Einwilligung war nicht minder erforderlich, als die der Prinzeß. Der König erlaubte daher im vergangenen Jahre schon, daß Lauzun, unter Eskorte einer Abtheilung Muskețaire, die Bäder in Bourbon brauchen dürfe. Frau

von Montespan begab sich mit ihrer Tochter, der Mademoiselle de Tours gleichfalls dahin, um den Grafen zu seiner Einwilligung zu vermögen, und während dessen bearbeitete Frau von Maintenon zu Paris die Prinzessin von Montpensier. Ungeachtet der ziemlich deutlichen Winke, welche Athenaïs dem Grafen gab, ungeachtet sie ihrem ehemaligen Geliebten entgegen kam, konnte sie ihn doch bei dieser ersten Zusammenkunft nicht zur Einwilligung bewegen, nicht einmal von ihrer Huld wollte er Gebrauch machen. „Nein, nein,“ sagte der Graf, „die Erinnerung an das, was ich durch Sie litt, wird mich stets verfolgen, und würde mir selbst die Freude verbittern, durch welche Sie vielleicht Ihr Unrecht gut zu machen gesonnen wären.“

Zum dritten Male ist nun dies Jahr die Frau von Montespan in die Bäder von Bourbon gereist, und zum dritten Male ward auch Lauzun dorthin gebracht. Unterrichtet, wie seine Angelegenheiten in Versailles standen, und wahrscheinlich die Freiheit für viel rechnend, erklärte er sich endlich bereit, Alles zu thun, was man von ihm forderte, den kleinen persönlichen Dienst gegen die ehemalige Favorite etwa mit eingerechnet.

So wurde denn der Friede, sowohl in Paris, als in Bourbon unter dem mündlichen Versprechen des Königs abgeschlossen, daß Ludwig XIV. in die öffentliche Vermählung von Mademoiselle mit dem

Grafen von Lauzun willigen würde, sobald die Herrschaft über das Fürstenthum Dombes und die Grafschaft Eu dem Herzog Du Maine abgetreten wäre. Sofort erklärte auch der Offizier der Eskorte dem Grafen, daß er frei sei. In Paris angekommen, unterzeichnete der Graf die Verzichtleistung auf jene Güter, die er im Jahre 1669 von Mademoiselle empfangen hatte; die Prinzeß bestätigte den Herzog von Maine im Besitze dieser Güter, und die Bedingungen, welche den Liebenden auferlegt waren, hatten sie somit erfüllt. Es blieben nur noch die Versprechungen des Königs gleichfalls zu erfüllen. Aber man denke sich, von welchen Gefühlen die auf Treu und Glauben Unterhandelnden ergriffen wurden, als sie sahen, daß der König sie abermals hintergangen habe. Frau von Montespan war es, welche es über sich nahm, die Betrogenen davon in Kenntniß zu setzen.

„Der König, sagte sie zu Mademoiselle erlaubt Ihnen . . . .“

„Den Grafen Lauzun zu heirathen,“ unterbrach die bejahrte Braut die Rednerin.

„Es war nicht das, was ich sagen wollte,“ erwiderte Athenaïs. „Se. Majestät erlauben Ihnen, daß Sie den Grafen. . . .“

„Meinen Namen gebe; ich weiß es, das ist Uebereinkunft.“

„Wollen Ew. Königl. Hoheit die Gnade haben, mich ausreden zu lassen?“

„Sprechen Sie, Marquise, sprechen Sie.“

„Nun wohl, der König erlaubt Ihnen, dem Grafen von Lauzun als freies Eigenthum die Grafschaften St. Fargeau und Thiers abzutreten.“

„Aber die öffentliche Vermählung?“ fragte Mademoiselle mit Heftigkeit.

„Ach Prinzeß,“ erwiderte die Montespan, „was das betrifft, so thut es mir unendlich leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß Ludwig XIV. nie in dieselbe willigen wird. Hören Sie auf, sich damit zu schmeicheln.“

„Großer Gott, was hör' ich! Wie? ungeachtet seines Versprechens! Aber das ist ein abscheulicher Verrath.“

„Es ist Alles, was Sie wollen, Prinzeß; aber der Entschluß des Königs ist unwiderruflich.“

„Hören Sie,“ fuhr die Marquise mit leiserer Stimme fort, „vermählen Sie sich heimlich. Ich habe den Auftrag vom Könige, es Ihnen zu rathen; er wird sich stellen, als glaubte er es nicht, und denen zürnen, welche ihn davon in Kenntniß setzen wollten.“

„So würde also Herr von Lauzun als mein Gatte mit mir leben, und es nicht sein?“

„Was würde Ihrem Glücke fehlen?“

„Aber meine Ehre, Madame, meine Ehre! Zählen Sie die für Nichts?“

„Ihr Gewissen wird Sie darüber beruhigen. Folgen Sie dem Rathe des Königs; Ihr Gemahl wird Sie dann nur um so mehr lieben, denn das Geheimniß ist die Stütze der Liebe.“

„O Marquise, ich hatte nicht nöthig, den Rath des Königs mit 16 bis 17 Millionen zu bezahlen; er weiß, daß es ziemlich eilf Jahr sind, seit ich desselben zu entbehren wußte.“

„Ja, Prinzeß,“ erwiderte Frau von Montespan, „aber der König konnte die Wälle von Pignerol zwischen Ihnen und Ihrem Gatten lassen. Und die 16 Millionen, die Sie bedauern, bewirken wenigstens so viel, daß ich Ihnen jetzt eine glückliche Ehe wünschen kann.“

Bei diesen Worten verneigte Frau von Montespan sich tief, und verließ den Palast Luxemburg, wo Mademoiselle die Tyrannei des Königs verwünschte. Was den Grafen Lauzun betraf, so zeigte er sich ziemlich gleichgültig über die Falschheit, welche die Verzweiflung seiner erlauchten Gattin ausmachte; er hatte aus dem Handel den Vortheil erlangt, der ihm der liebste war: seine Freiheit. Die Oeffentlichkeit seiner Ehe mit einer Frau von mehr als 50 Jahren schien ihm übrigens auch keine sehr begehrenswerthe Ehre; er begnügte sich sehr gern mit

einem heimlichen Glücke, dessen Reiz seiner Meinung nach weit eher verborgen, aus laut verkündet zu werden bedurfte.

Kürzlich ist die Ordonanz über die Marine bekannt gemacht worden; man kann sie als das Werk des großen Colbert betrachten. Die Engländer haben beschlossen, die Einrichtungen nachzumachen, nachdem sie dieselben bewundert haben. Es ist ein wahres Meisterwerk, besonders wenn man bedenkt, daß dessen Schöpfer i. J. 1664 fast kein einziges brauchbares Schiff vorfand, und daß jetzt die französische Flagge auf 190 Kriegsschiffen weht, und daß in unsern Häfen 170,000 Matrosen eingeschrieben sind. Seit einigen Jahren ist unsere Marine um 60,000 Matrosen vermehrt worden, und die Zahl der Landungstruppen beträgt 14,000 Soldaten. Ueber 1000 Edelleute dienen als Marinegarden am Bord der Schiffe. Dies Corps wurde im Jahre 1672 gebildet, und ist eine Pflanzschule für die Marineoffiziere. Nachdem unser Seeheer auf diese Weise in einen ehrfurchtgebietenden Stand gesetzt worden war, glaubte Ludwig XIV. es auch noch durch Hinzufügung der höchsten militairischen Ehren heben zu müssen. Der Graf d'Estrés ist daher zum Marschall von Frankreich ernannt worden. Er ist der erste Marine-General, der den Marschallstab

empfängt; der Marschall von Vivonne ist zwar General der Galeeren, aber er gehört zur Landarmee.

Diese Zeit scheint die der großen Resultate zu sein; nach mehr als 16 Jahren ungeheurer Arbeiten ist am 19. Mai die Schifffahrt auf dem Kanale von Languedoc eröffnet worden. Dieser Kanal ist ein Werk, welches an die Riesenmonumente der Römer erinnert. Ich habe einige merkwürdige Umstände über die Mittel erfahren, welcher sich Riquetti, der Erbauer dieses Kanales bediente, um sich bei dem Beginn der Arbeiten die nöthigen Hülfsquellen zu schaffen. Colbert hatte die ihm vorgelegten Pläne gebilligt; auch der König sah die Wichtigkeit der beabsichtigten Unternehmung ein, und wollte, daß die Arbeiten schnell vorwärts gehen sollten. Aber das Geld fehlte; Colbert verbarg dies Riquetti nicht, und erklärte ihm sogar, daß er ihn in diesem Augenblicke nicht einmal mit seinem Credite unterstützen könnte. Der gewandte Ingenieur ließ sich dadurch nicht abschrecken. „Das thut nichts," sagte er, „ich glaube ein Mittel entdeckt zu haben, um Geld zu bekommen, wenn Sie nur darin willigen."

„Ich werde es ohne Zweifel," erwiderte der Generalcontrolleur, „wenn die Sache ausführbar ist."

„Sie sollen selbst davon urtheilen. Sie sind jetzt gerade damit beschäftigt, den Contract der Generalpächter zu erneuern. Ew. Excellenz sehen die sämmtlichen Pächter täglich in Ihrem Kabinette; nun

bitte ich nur um die einzige Gunst, zu den Versammlungen zugelassen zu werden. Ich will mich in die entfernteste Ecke setzen, und kein Wort sprechen."

Colbert willigte ein, und als einige Tage darauf die Pachtliebhaber in dem Kabinette des Ministers versammelt waren, schlüpfte auch Riquetti auf den Zehen in das Gemach, setzte sich in eine Fenstervertiefung, und regte sich eben so wenig, als die Marmorstatuen, die seine Nachbarn waren. Dieser Zeuge, so stumm er auch war, verfehlte nicht, die Finanzmänner zu beunruhigen. Mehr als einmal warfen sie scheue Blicke zu ihm hinüber, und als die Sitzung beendigt war, fragte ihn einer so höflich, als man eine unbescheidene Frage vorbringen kann, in welcher Absicht er in dem Kabinette des Ministers gewesen sei. Der Ingenieur erwiderte, daß er gern selbst sehen wollte, wie die Sachen gingen, und wendete hierauf dem Frager den Rücken. Am folgenden Tage war es wieder das Nämliche. Doch konnte Riquetti diesmal sehen, daß seine List schon gewirkt hatte; denn derjenige der Generalpächter, welcher heute die Frage an ihn richtete, nahm zu gleicher Zeit Gelegenheit, dem Ingenieur die verbindlichsten Dinge über den Kanal von Languedoc zu sagen, und bot endlich im Namen seiner Mitpächter, 200,000 Francs an, um die Arbeiten zu befördern. Riquett erwiderte barsch, daß er des Geldes nicht bedürfe.

Eine so kurze Antwort auf ein so freundliches Anerbieten konnte nicht wörtlich genommen werden; sie mußtee vielmehr bedeuten: das ist nicht genug. Die Generalpächter, Männer, welche in Finanzangelegenheiten einen sehr scharfen Verstand hatten, legten sich wenigstens Riquetti's Antwort so aus, und machten ihm ein Anerbieten von 500,000 Francs. Nun lächelte Riquetti freundlich, und nahm diese halbe Million an, unter der Bedingung jedoch, daß der Minister Colbert dazu seine Einwilligung gebe; dieser verweigerte sie natürlich nicht. So wurden die ersten Mittel zu dem Baue des Kanals herbeigeschafft, der eines der herrlichsten Werke von Menschenhänden ist, und stets ein würdiges Monument der Größe Ludwigs XIV. bleiben wird.

Die Herzogin von Fontange ist nicht in der Abtei von Chelles geblieben. Sie wollte in Paris niederkommen, wie sie sagte, um der Hülfe der Kunst näher zu sein, in der That aber wohl nur in der Hoffnung, durch ihren Anblick die Liebe des Königs neu zu beleben. Die Herzogin nahm daher ihren Aufenthalt in der Abtei von Port-Royal zu Paris. Während ihrer Krankheit sendete Ludwig XIV. wöchentlich dreimal den Herzog von Lafeuillade zu ihr, um sich nach ihrer Gesundheit erkundigen zu lassen; er selbst besuchte sie aber nicht.

Als die junge Favorite endlich die Katastrophe

nahen fühlte, ließ sie den König beschwören, zu ihr zu kommen; er folgte dieser Bitte, aber er konnte sich des Entsetzens nicht erwehren, als er sah, wie sie sich verändert hatte. Bleich und abgemagert lag sie da; die vor Kurzem noch so glänzenden Augen waren tief in die Höhle zurück getreten; die Lippen waren blau, und ihr ganzer Anblick gewährte keine Spur mehr von der Schönheit, die Ludwig XIV. beglückt und entzückt hatte.

Ludwig XIV. war tief ergriffen und gerührt; er vergoß heiße Thränen über der Hand der Kranken, die er in die seinige genommen hatte.

„Ich sterbe zufrieden," sagte die Herzogin, „denn meine letzten Blicke haben meinen König gesehen, der über mein Unglück weint."

Lange Zeit konnte Ludwig XIV. das Bild der Unglücklichen nicht los werden, die in dem Alter von 20 Jahren an den Folgen seiner Liebe starb. —

Schon seit längerer Zeit konnte der König die Frau von Montespan nicht mehr ausstehen; der Widerwille, welchen er gegen sie empfand, steigerte sich allmählich bis zur Antipathie, die häufige Folge der übersättigten Liebe. Die Freude, welche die Marquise über den Tod ihrer Nebenbuhlerin zeigte, vollendete die Empörung Ludwigs XIV. gegen diese wollüstige und unmenschliche Frau.

„Gehen Sie, meine theure Marquise," sagte er zur Frau von Maintenon, welche den Tod der

jungen Herzogin gemeinschaftlich mit ihm beweint hatte, „gehen Sie, und sagen Sie der Unglücklichen, daß ich nicht mehr von ihr geliebt sein will.“

Frau von Maintenon, welche sich der Frau von Montespan nicht mehr zur Dankbarkeit verpflichtet hält, seitdem ihre Intriguen dem Herzoge du Maine einen solchen Dienst geleistet, hinterbrachte des Königs harte Worte der abgesetzten Favorite. In den Unterhaltungen soll sogar die Rede davon gewesen sein, die Montespan zu exiliren, aber nach reiflicherer Ueberlegung fand man es für besser, ihr so viele Widerwärtigkeiten aufzubürden, daß sie dadurch gezwungen würde, sich selbst vom Hofe zu entfernen.

Die Frau von Maintenon hat es einsehen gelernt, daß die Frömmigkeit allein nicht hinreicht, einen Mann von 43 Jahren zu beherrschen, bei dem die Leidenschaften noch sehr heftig wirken; sie fühlte, daß sie der Frömmigkeit auch einige weltliche Verführungsmittel hinzufügen müsse, und bemerkte wahrscheinlich, daß der König anfing, die Unterhaltungen langweilig zu finden, welche nur durch Unterredung geführt wurden. Die Gelegenheit war günstig: der Tod der Herzogin von Fontange, und die gänzliche Ungnade der Frau von Montespan störten den König in seinen wöchentlichen Gewohnheiten; unsre Fromme faßte daher, wie die Bauern von Versailles berichten, den Entschluß, ohne vieles

Geräusch ein wenig zu sündigen. Sie fing damit an, den König von gewissen kleinen Geheimnissen zu unterhalten, welche eine Frau nicht gern zu offenbaren pflegt, selbst wenn es fromme Gebräuche sind. So erzählte sie z. B. dem Könige, daß sie nach allen Richtungen hermetisch geschlossene Hemden trüge, daß sie, dem Gebrauche der Eitelkeit, eine Schnürbrust zu tragen, schon längst entsagt hätte, was denn andeutete, daß ihr Busen der Stütze entbehren könne. Sie schliefe, sagte sie ferner, ohne Decke, und wüsche sich sehr häufig ganz kalt: dadurch wurde der König in Kenntniß gesetzt, daß es der Dame nicht an innerem Feuer mangele, und daß eine große Reinlichkeit zu ihren Eigenschaften gehöre.

Ludwig XIV. hatte zwar viel Vertrauen in die Frömmigkeit der Marquise, aber er begann dennoch zu argwöhnen, daß seine männliche Schönheit einigen Eindruck auf sie gemacht habe, und er wollte sich davon überzeugen. Aber plötzlich erhob sich ein Wall von Scrupeln, Bußübungen und heiligen Pflichten von einer Tugend, die er für zugänglicher gehalten hatte. Frau von Maintenon war erfahren; sie vertheidigte Fuß bei Fuß ihre 46jährige Keuschheit. Aber endlich, da sie von Hause aus entschlossen gewesen war, sich zu ergeben, jedoch erst nach einer hinlänglichen Anzahl von Stürmen, capitulirte sie, und der König konnte sich nun überzeu-

gen, ob die Festung alle die Schätze bewahre, welche ihr Kommandant angedeutet hatte. Es muß dem wohl so gewesen sein, denn seitdem nehmen die Unterhaltungen unendlich an Länge zu: Hof und Stadt machten ihre Glossen darüber, ohne jedoch noch die Frau von Maintenon völlig zu verdammen, so fest hatte sie den Ruf ihrer Frömmigkeit zu gründen gewußt. Man wußte nicht, was man von einer solchen Vertraulichkeit halten sollte, aber Bossuet und der Pater Lachaise durchschauten den wahren Grund, und wagten es, der Frau von Maintenon ihre Vermuthung anzudeuten. Sie wurde ärgerlich, aber sie erröthete, und mit 46 Jahren erröthet eine Frau nicht ohne Ursache.

„Denken Sie nicht daran, sich zu entschuldigen," sagte der Bischof von Condom mit Sanftmuth; schon seit längerer Zeit denken wir über eine leider unvermeidliche Verbindung zwischen der Anmuth und Sünde nach."

„Aber, ehrwürdiger Herr, ich versichere Ihnen, daß Ihr Verdacht ungegründet ist," sagte Frau von Maintenon; doch reichte ihre Gewandtheit nicht hin, ihrer Stimme dabei Festigkeit zu verleihen.

„Desto schlimmer, Frau Marquise," erwiderte der Beichtvater des Königs.

„Mein Vater," entgegnete die neue Favorite und schon mit mehr Sicherheit; „ich verstehe Sie wahrlich nicht; diese Sprache . . . ."

„Wir müssen Ihnen dieselbe erklären,“ nahm Bossuet das Wort. „Wenn wir den König in den Schafstall zurück führen wollen, so müssen wir ihn auf den Pfaden der Sünde aufsuchen; um ihn von denselben abzulocken, ohne seine Leidenschaften zu empören, ist es nöthig, auf diesem profanen Wege einige Zeit an seiner Seite zu wandeln. Aber man thut dies dann ohne die mindeste Gefahr, dafür verdammt zu werden; nur der Wille macht die Sünde, und der Wille ist hier eine Tugend. Wir müssen daher dem Himmel danken, daß er dem Könige die Augen geöffnet hat, die schönen, die verführerischen Eigenschaften der Marquise zu erkennen; und wir bitten Gott, daß er Ihnen Kraft verleihen möge, sich zu ergeben, wenn Sie sich nach den Geboten des Glaubens noch vertheidigen.“

„Bedenken Sie,“ fuhr der Pater Lachaise fort, „daß alle unsere Hoffnungen nur auf Ihnen ruhen. Das Gewissen des Königs ist unserer strengen Stimme noch verschlossen. Die Frömmigkeit kann in sein Herz nur, mit weltlichem Schmucke angethan, einziehn. Wir flehen Sie daher an, Frau Marquise, sich zum Wohle des Himmels der weltlichen Wollust zu ergeben.“

„Meine Herren, erwiderte Frau von Maintenon, „ich weiß wahrlich nicht, was ich zu einem so sonderbaren Zumuthen sagen soll. Ich werde diesen Abend meinen Beichtvater, den Pater Gobelin,

sprechen. Ich werde ihn bitten, mir seinen Beistand zu verleihen, um die Geheimnisse der Gnade zu erforschen. Ich will mit ihm gemeinschaftlich abwägen, was ich von meinem eigenen Heile auf das Spiel setzen darf, um dem Könige zu dem seinigen zu verhelfen, und den Entschluß in ihm anzuregen, die Ketzerei zu bekämpfen, die jetzt überall ihr Haupt erhebt."

Der Pater Gobelin war ohne Zweifel der Ansicht des Paters Lachaise und Bossuets, denn die Unterhaltungen werden täglich länger. Der Ministerrath wird bei der Frau von Maintenon gehalten, was bei den Maitressen des Königs ein untrügliches Zeichen der höchsten Gunst ist.

Eine Sünderin, welche mit der himmlischen Gnade ausgestattet ist, konnte dem Könige den Umgang solcher Frauen nicht lassen, welche nur nach profanen Zwecken handeln. Als die Frau von Maintenon die letzte Stufe der Favorite erstieg, hörte der König auf, die Prinzeß Soubise heimlich zu sehen, aber sie wird fortwährend mit der größten Achtung behandelt. Sie genießt noch viel Einfluß bei Hofe, ihre Briefe gelangen unmittelbar in des Königs Hände, und werden von diesem sofort eigenhändig beantwortet. Will die Prinzeß mit dem Könige sprechen, so verschwinden alle Wachen, und alle Thüren sind ihr geöffnet, sie gelangt ohne Aufenthalt in das Kabinet des Königs, und unterhält sich mit

diesem, an dessen Seite sitzend. Diese Maasregel ist wahrscheinlich von der neuen Favorite angeordnet, und wird nur bei der Prinzeß Soubise in Anwendung gebracht.

Was alle die andern Maitressen des Königs betrifft, so haben deren Hoffnungen plötzlich Schiffbruch gelitten, selbst die Barke der Desoeillets ist gescheitert. Dies war die Tochter der Schauspielerin gleiches Namens, ein Mädchen von 16 Jahren, für welches der König seit einiger Zeit seufzte. Die Verzweiflung hat die arme Kleine nach zehn Tagen in das Grab geführt: der König hatte ihr einen Gatten ausersehen; er beschenkte sie reichlich; es wurden alle Anstalten zur Hochzeit getroffen, aber an dem Tage, an welchem sie vor den Altar treten sollte, lag sie auf der Bahre.

Frau von Maintenon ersetzt alle diese Hülfsliebschaften; die Gnade muß sehr stark in ihr sein, aber man wird sich darüber nicht wundern, wenn man sich des Portraits erinnert, welches ich schon von ihr entworfen habe.

Der Friede ist keine Fessel für ehrgeizige Herrscher; Ludwig XIV. hat zwar die Verträge von Nimwegen unterzeichnet, aber da er sich stark genug fühlt, sie zu brechen, wirft er ihr Joch ohne Gewissensbisse ab. Ohne den andern Mächten irgend eine Anzeige davon gemacht zu haben, setzte Lud-

wig XIV. im vergangenen Jahre zu Metz und Breisach Gerichtshöfe nieder, um alle die Ländereien mit seiner Krone zu verbinden, welche einst, gleichviel zu welcher Zeit, zu den neueroberten Provinzen gehört hatten. Nur aus eigner Machtvollkommenheit ladete der König vor seine Gerichtshöfe, die nur aus seinen Unterthanen zusammengesetzt waren, mehrere Fürsten des Reiches, und forderte von ihnen den Lehnseid unter Androhung der Entsetzung. Unter den Fürsten, welche Ludwig XIV. so mit Gewalt zu seinen Vasallen machte, war auch der Churfürst von Trier, der Churfürst von der Pfalz, der König von Schweden, und sogar der König von Spanien. Die Erstern verweigerten die Unterwerfung, und wurden einiger Besitzungen beraubt; die Letzteren demüthigten sich, da sie nicht durch die Gewalt der Waffen ihr Recht zu behaupten vermochten. Aber Ludwig XIV. blieb hierbei nicht stehen: Straßburg, eine freie Stadt, welche ihrer Lage nach eine mächtige Republik war, und einen wichtigen Punkt in Hinsicht des deutschen und französischen Handels bildete, Straßburg hatte schon längst die Lüsternheit des Königs erregt, und die 900 Stück Geschütz, welche sich in dem Arsenale der Festung befanden, trugen nicht wenig dazu bei, seine Begierden gebieterisch zu machen. Louvois hatte dahin gestrebt, die Straßburger durch seine Lieblingswaffe, die Intrigue, zu unterwerfen; aber er konnte ihnen

keinen Vortheil vorführen, der in ihren Augen die Unabhängigkeit überwog, welcher sie genossen. Geld hatten sie so viel, daß sie nicht darnach trachteten, noch mehr desselben als Preis für ihre Freiheit zu erwerben; auf die Ehren des Hofes legten sie keinen Werth. Man mußte daher zu dem letzten Beweisgrunde der Herrscher die Zuflucht nehmen, und Ludwig XIV. ließ 20,000 Mann gegen Straßburg marschiren. Man sagt, in diesem letzten Augenblicke hätten die Behörden sich unterworfen. Genug, sei es nun Verrath, oder Entmuthigung, nach 24 Stunden kapitulirten die Bürgermeister. Vor acht Tagen hielt Ludwig XIV. mit seinem ganzen Hofe seinen Einzug in Straßburg.

Der Gifthof hält seine Sitzungen noch immer. Er hat dieses Jahr einen Schäfer bei Vincennes, Namens Bray, und dessen Mitschuldigen, Jakob Dechaux zum Galgen und Feuertode verdammt. Aber dieser Gerichtshof ist nicht in der Aufklärung beharrt, welche er anfangs in Bezug auf das Verbrechen der Zauberei zeigte; täglich zieht er Propheten, Verkäufer von Amuletten, und dergleichen Leute vor sein Tribunal. Was soll man von den ernsten Magistratspersonen denken, welche unwissend genug sind, einen Schäfer oder Fleischer, welche nicht einmal lesen können, im Verdachte der Zau-

berei zu halten, und ihn auf diesen Verdacht hin zu verdammen. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß diese Ersten der Richter Frankreichs kürzlich einen Bauer auf dem Grèveplatz dem Feuer überlieferten, weil er des Umganges mit dem Teufel beschuldigt war. Einige Tage zuvor ließ der Gifthof ein junges Mädchen, welches sich den Forderungen eines stürmischen Temperamentes hingab, als vom Dämon besessen, einkerkern.

Seit längerer Zeit herrscht der Gebrauch, daß Frauen und Mädchen aus den vornehmsten Familien in den Balleten auf dem Theater des Hofes tanzen; diese vornehmen Schönen machen sich nicht das geringste Bedenken daraus, die Einzelnheiten ihrer Reize oder Mängel dem Urtheile der Zuschauer Preis zu geben, welche zwar in einer Hinsicht ausgesucht sind, in der andern Hinsicht aber auch wieder leichtfertig und boshaft genug. Die Frauen hingegen, deren Geschäft es ist, für Geld das Parterre zu unterhalten, haben sich bis jetzt stets davon zurück gezogen, in den Ballets auf den öffentlichen Theatern zu tanzen, indem sie so einem Gefühle der Sittlichkeit huldigten, von dem unsre Gräfinnen, Marquisinnen und Prinzessinnen nichts wußten. Dies Jahr sind zum ersten Male bezahlte Tänzerinnen auf der Bühne aufgetreten; eine Neue-

nung, welche den Absatz der Augengläser sehr vermehren wird.

In dem Augenblicke, wo Frau von Maintenon eine geheime Verbindung mit Ludwig XIV. schloß, brach der Graf d'Auvigné, Bruder der Favorite, mit seiner Frau, in Folge eines bis zum Aeußersten gediehenen ehelichen Auftrittes. Die Marquise, von dem Aergernisse in Kenntniß gesetzt, hat sich in den Streit gemischt, um eine Trennung, ohne zu großen Lärm zu bewirken. D'Aubigné, zufrieden, von seiner Frau befreit zu sein, hat sich Allem unterworfen, was Frau von Maintenon von ihm verlangte. Sie brachte ihn wie einen Knaben in ein Haus, wo mehrere Männer von Stande ohne Klosterregel unter der Aufsicht einiger Priester mit einander leben. Auf dem Wege dahin lachte er aus vollem Halse, weil seine Schwester ihm wollte glauben machen, er sei fromm geworden. Die Gräfin nahm nicht eben so bereitwillig die Zuflucht in einem Kloster an, allein sie mußte sich dennoch fügen. Frau von Maintenon sorgt für die einzige Tochter aus dieser unglücklichen Ehe.

Der Graf d'Aubigné war noch nicht lange in demselben Kloster, wohin seine Schwester ihn gebracht, als er auch schon wieder seinen alten Gewohnheiten nachging, von denen ich hier einige

Worte sagen muß. Er ist nicht nur Spieler und Freund von Leckerbissen, sondern verfolgt auch überall die Mädchen, welche nicht eben allzuschnell vor ihm fliehen, da sie wissen, daß er bei Hofe gut angeschrieben steht. Der Graf unterhält stets einige Geliebten, mit denen er entweder in ihren eigenen Familien lebt, oder in der Mitte ihrer Genossinnen; unter diese Mädchen vertheilt er rücksichtslos all sein Geld, und läßt sich dann öfters welches von ihnen wiedergeben, wenn er selbst keines mehr hat, und auf einen neuen Transport wartet. D'Auvigné ist nicht gerade schön, aber er hat etwas Angenehmes, Gefälliges in seinen Mienen und Wesen. Sein Benehmen ist zuweilen etwas frei, und geht sogar bis zur Unanständigkeit, aber in den Bürgerfamilien, welche er besucht, gilt dies für eine liebenswürdige Freiheit der Sitte des Hofes. Der Graf ist thöricht bis zur Ausschweifung, aber unterhaltend, geistreich, originell; dabei gut, friedlich, geduldig, und nur übermüthig in Bezug auf das Glück seiner Schwester. Von Nichts spricht er lieber, als von der Zeit Scarrons, dem unglücklichen Wittwenstand Franziska's und ihrer galanten Abenteuer, welche er mit ihrer jetzigen Frömmigkeit in Paralelle stellt. Seine Zuhörer, welche den ungeheuern Einfluß der Frau von Maintenon kennen, gerathen nicht selten darüber in die größte Verlegenheit, daß sie seine unbescheidenen Reden, denen sich nicht leicht Ein-

halt thun läßt, nur mit angehört haben. Selbst bei Hofe spricht er zuweilen mit gleicher Freiheit.

Das Glück des Grafen hat mit dem seiner Schwester gleichen Schritt gehalten. Im Jahre 1670 war er noch einfacher Capitain, seit der Zeit aber hat er mehrere Gouvernements erhalten, und deren Wichtigkeit stieg mit jedem Schritte der Gunst der Frau von Maintenon, und an dem Tage, an welchem die Marquise sich der weltlichen Wollust opferte, wurde ihr Bruder zum Feldmarschall ernannt.

D'Aubigné blieb an seinem neuen Aufenthaltsorte nicht ruhiger, als er es früher in den Corps gewesen war, wo er gedient, oder in den Städten, über welche er das Gouvernement geführt hatte. Er entfernte sich mehrere Wochen hinter einander, und kehrte meistentheils nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs zurück. Endlich gab Frau von Maintenon die Hoffnung auf, einen Menschen zu bessern, welcher mit 40 Jahren wilder war, als mancher Page mit 16; sie ließ ihn daher nach seinem Willen leben, und begnügte sich damit, ihn in Hinsicht des Geldes etwas kurz zu halten.

Seit dem Tode des Marschalls von Laferté, welcher im vergangenen Jahre starb, bedecken seine Wittwe und sein Sohn sich mit Schande. Kürzlich fand zwischen dem Herzoge und seiner Mutter ein abscheulicher Auftritt Statt, welcher noch jetzt

der Gegenstand des Gespräches bei Hofe ist. Die Marschallin, welche keine von den Wohlthaten verdienen würde, welche der König ihr als Belohnung für die Dienste ihres Gemahles gewähren könnte, befindet sich gegenwärtig in großer Geldverlegenheit. Zu alt, um sich durch ihre Anbeter bezahlen zu lassen, und es unter ihre ersten Bedürfnisse rechnend, ihre Liebhaber selbst zu bezahlen, verlangte sie fortwährend von ihrem Sohne ein Witthum. Der Herzog hat nicht Vermögen genug, um die Ausgaben des ausschweifenden Lebens zu bestreiten, welches er selbst führt; er war daher weit entfernt, das Begehren seiner Mutter zu erfüllen, sondern erwiderte im Gegentheil, daß er nicht Lust hätte, sich zu Grunde richten zu lassen, wie sie seinen Vater zu Grunde gerichtet hätte. Seine Mutter erwiderte zornig, es komme ihm nicht zu, über sie ein Urtheil zu fällen, da er selbst sich täglich der höchsten Verachtung der Stadt und des Hofes aussetze. Der Herzog erwiderte: wenn er dies thue, so folge er darin nur dem Beispiele seiner Mutter, die er eine alte H . . . nannte, und der er die Namen aller ihrer Anbeter vorhielt. Er nannte 72, und die Marschallin, durch ein solches Zeugniß überführt, blieb einige Augenblicke stumm vor Staunen, dann aber gewann sie doch wieder so viel Muth, ihm zu erwidern, seine Frau hätte vielleicht 80 gehabt, sie könne sich nur nicht gleich auf die Namen besinnen.

Die Marschallin beklagte sich am folgenden Tage bei dem Grafen d'Olone, von dem sie wußte, daß er mit ihrem Sohne eng verbunden sei. „Was der Teufel,“ erwiderte der Graf, welcher sich nicht zu großer Achtung verpflichtet halten mochte, „Ihnen wird nur, was Ihnen gebührt. Wie können Sie verlangen, daß Ihr Sohn Sie achte, nachdem Sie Alles, vom Scepter bis zum Schäferstabe, gekostet haben?“

Dessen ungeachtet machte der Graf dem Herzoge Vorwürfe; aber dieser wollte sich zu nichts verstehen, und der Erfolg lehrte, daß er seiner Mutter nicht Unrecht gethan hatte. Vor einiger Zeit hat die Herzogin ein Haus eröffnet, in welchem Tag und Nacht gespielt wird. Wer Geld hat, ist willkommen, sei er nun vornehmen oder geringen Standes. Der Name einer vornehmen Dame und die Reize leichtfertiger Frauen, welche sich daselbst versammeln, locken zahlreichen Besuch dorthin, und Fremde wie Einheimische verlieren ihr Geld und opfern mit Freuden den letzten Thaler, da die Artigkeit der Wirthin und die Reize der andern Frauen ihnen reichliche Entschädigung dünken. Vor einigen Tagen hatte ein Schweizeroffizier sein sämmtliches Geld verloren, und unterhielt sich nun damit, das Spiel zu beobachten; da bemerkte er denn bald das Verfahren, dessen Opfer er geworden. Es war zu spät, sich gegen den Verlust zu schützen, aber noch

immer Zeit genug, sich dafür zu rächen. Nachdem er die ganze Nacht über die Art und Weise der Rache nachgedacht hatte, setzte er am Morgen eine genaue Beschreibung des Treibens und Betruges in dem vornehmen Spielhause auf, ließ dies drucken, und an allen öffentlichen Orten anschlagen. Ehe der Abend erschien, wußten die 500,000 Einwohner der Hauptstadt, daß man die Fremden bei der Wittwe eines Marschalls von Frankreich bestehle. Gestern beim Lever erhielt der König die Kunde davon, und zwei und einer halben Stunde darauf war die Marschallin exilirt.

Die Ausschweifungen einer Menge junger Herren vom höchsten Range machen ungeheures Aufsehen; Ludwig XIV. hat sich gezwungen gesehen, sie sämmtlich zu exiliren, und das zwar eines Vergehens wegen, über welches mein ganzes Geschlecht im höchsten Grade aufgebracht sein muß. Ich schaudre, indem ich mich gezwungen sehe, einiges von einer geheimen Gesellschaft zu sagen, welche diese Abscheulichen gründeten, und deren erstes Gesetz war, auf alle Frauen Verzicht zu leisten. Die Mitglieder mußten sich bei der Aufnahme mancherlei Ceremonien unterwerfen: die vorzüglichste hiervon war, die abscheuliche Verbindung des Aufzunehmenden mit einem der Großmeister des Ordens. Dies waren der Marquis von Biron, der Herzog von Grammont,

der Chevalier von Tilladet und der Herr von Manicamp. Ein Prinz von Geblût, und der Herzog von Vermandois, natûrlicher Sohn des Kônigs und der Herzogin von La Vallière, sind ebenfalls in den Orden aufgenommen worden. Das Ordenszeichen, welches unter dem Hemde getragen wurde, war ein Kreuz, auf welchem man einen Mann sah, der die Frau mit den Fûßen von sich stieß. Verabscheuungswûrdige Italiener! Der Prinz von Geblût ist eben so wie seine Gefâhrten der Ausschweifung exilirt worden, aber der junge Herzog von Vermandois,, kaum 15 Jahre alt, empfing eine fûhlbarere Strafe; er hat viermal die Ruthe erhalten. Ludwig XIV. hat in dieser Angelegenheit eine heilsame Strenge bewiesen.

Ninon scheint mit jedem Jahre eine neue moralische Vollkommenheit sich anzueignen, wâhrend die Zeit an ihren Reizen so leise vorûber schreitet, daß man von ihren 66 Jahren auch nicht die mindeste Spur entdeckt. Im Jahre 1682 wie im Jahre 1638 ist die Haut des Frâuleins von Lenclos glatt, weich und weiß. Ihr Gesicht, welches ein schônes Oval bildet, hat nichts von seiner griechischen Reinheit verloren; ihre schwarzen, glânzenden Augen athmen bezaubernde Wollust, und ihr Lâcheln vollendet die Eroberung, welche ihr Blick begonnen hatte. Die Stimme, jener unbegreifliche Laut des Herzens,

genügt bei Ninon, Alles zu fesseln, was ihr naht; man könnte sie anbeten, ohne sie zu sehen; gleich dem Echo verführt sie durch den Zauber ihrer Stimme! Ich sah gestern dieses bewundernswerthe Geschöpf in ihrem Gartensaale; ihre Kleider waren beinahe von Gaze; keine Schnürbrust, keine Bänder, die gewöhnlichen Hülfsmittel einer verschwimmenden Taille und eines abnehmenden Busens, waren sichtbar; sie war die geschmückte Anmuth ohne Schmuck der Kleidung!

„Vor 45 Jahren," sagte mir der alte Herzog von Villeroi, „befand ich mich auch einst in diesem Garten; Ninon war bei mir, fast eben so gekleidet, wie Sie sie jetzt erblicken. Ihre Haare waren nicht schwärzer, ihr Mund nicht frischer, ihr Gang nicht leichter und lebhafter. Jetzt aber, indem ich diese Zauberin betrachtete, sagte ich zu mir selbst: ich glaube, sie ist noch schöner als gestern. Ja, fuhr ich in dem Selbstgespräche fort, so freundlich lächelte sie mir auch gestern zu, als wir unter jener Linde mit einander koseten. Ich wendete den Blick dabei unwillkürlich nach dem Baume, und weithin warfen seine blätterreichen Aeste den Schatten; sein Stamm war zwei Mal so stark, als ich im Leibe. Das war meine junge Linde, und das Gestern, dessen ich mich erinnerte, ein schöner Frühlingstag während der Kindheit Ludwigs XIV. Aber Ninon war zu beiden Zeiten dieselbe. Wir dürfen nicht

daran zweifeln, meine liebe Gräfin, daß sie in irgend einem Winkel ihres Gartens eine kleine Quelle der Jugend hat."

Der Geist Ninons ist eben so jung geblieben, als ihr Körper; ernst oder ausgelassen, wie die Umstände es mit sich bringeu, geht sie mit unbegreiflicher Leichtigkeit von den Forschungen der Wissenschaft auf die Neckereien der Galanterie über, von der Weisheit der Philosophen auf die Thorheiten der Liebe. Spreche sie ernst oder leichtfertig, stets bewundert, stets liebt man sie. Weshalb soll ich von ihrer Jugend sprechen, um der Masse von Liebhabern zu erwähnen, die sich in ihre Nähe drängten, des Concertes von Seufzern, welches unablässig ihr Ohr berührte? Finde ich sie nicht mit mit 66 Jahren eben so wie mit 18 von Anbetern umringt. Aber ihre Herrschaft hat sich sogar noch vergrößert. In der Jugend war sie nur von Männern aufgesucht, aber im Alter wird ihr Hof durch alle Frauen von Geist vergrößert. Den Hof besuchte sie niemals, und dennoch gehen beide Geschlechter nur zu ihr, um den Anstand, die feine Sitte zu lernen, deren wahrer Prüfstein ihre Gesellschaft ist; dies kann aber auch nicht anders sein, denn fast seit undenklicher Zeit bildet sich alles, was zum Hofe gehört in der Schule Ninons. In der Mitte der liebenswürdigen Gesellschaft, welche sich alle Abende bei Ninon versammelt, denkt Niemand an

die Leichtfertigkeit ihres früheren Lebenswandels, noch an ihre gegenwärtigen Ausschweifungen. Aber bei Ninon hat das Bedürfniß der Natur seine Stunden; dann ist ihre Thüre verschlossen, und wenn man zu dieser Zeit bis in ihr Boudoir vordringen würde, so fände man die Tochter des Lautenspielers ganz wieder; hier giebt sie sich der Leidenschaft, der rohen Sinnlichkeit ohne Rückhalt hin, doch, sind ihre Begierden gestillt, so schließt die moderne Laïs mit verschämter Hand den Schauplatz ihrer Schwäche, und erscheint dann in der Gesellschaft lebhafter, geistreicher, liebenswürdiger, als zuvor. Racine, Boileau, Longepierre, Senécé, Lafare, Chaulieu, ziehen sämmtlich aus ihrem Umgange Vortheil. Chapelle wohnte längere Zeit den Abendgesellschaften Ninons bei, aber als seine Trunkenheit in den letzten Jahren zu sehr überhand nahm, ließ sie ihm ihr Haus verbieten.

Frau von Maintenon hat dem Könige bei der Reise nach Chambord ein Schauspiel neuer Art aufführen lassen. Die Favorite will sich der Gunst der Königin versichern, und hat eingesehen, daß sie zu diesem Zwecke einige Opfer bringen mußte. Sie hat daher den König beredet, sich Maria Theresien während dieser ganzen Reise, deren Dauer sie übrigens kurz genug bestimmt hat, hinzugeben. Die gute Königin, welche ihrer Frömmigkeit ungeachtet, gegen

Vernachlässigungen im Punkte der Liebe sehr fühlbar ist, hat es sehr bald erfahren, daß sie die seltene Huldigung der Frau von Maintenon verdanke. In ihrer Freude hat sie der Marquise so viele Beweise ihrer Huld verliehen, als sie von ihrem Gemahle Beweise der Liebe empfangen hatte. „Ich glaube," sagte sie bei ihrer Rückkehr, „Gott hat diese Frau auserſehen, mir das Herz meines Gemahles, welches Frau von Montespan mir entwendet hatte, wieder zu zuführen." — Arme Königin!

Das Geschrei: „Es lebe der König!" hört seit acht Tagen nicht auf, und vermischt sich mit dem Geläute der Glocken von Versailles und Paris, und dem Donner der Kanonen: wir haben einen Herzog von Burgund. Wir haben in der Hauptstadt weder Arbeitstage noch Nächte; man tanzt, man trinkt, man ißt, man singt, man umarmt sich. Die Straßen sind mit Tafeln bedeckt. Das Volk ißt zum Frühstück, zum Mittag und zum Abend, wird überall reichlich bedient, und bezahlt nirgends. Lully hat seine Oper „Perseus" umsonst gegeben. Man ging an diesem Tage durch einen großen Triumphbogen in das Schauspielhaus; am Abend schienen die Arkaden in Feuer zu schwimmen, und rechts und links sprudelten zwei Fontainen Wein. In Versailles herrscht gleiches Entzücken, der König läßt sich von aller Welt umarmen; die freudenerfüllte Menge dringt

sogar bis in das Wochenzimmer der Dauphine. In der Mitte des Schloßhofes werden alle Abende mächtige Freudenfeuer angezündet, und in der Trunkenheit seiner Freude hat das Volk hier sogar die Parkets verbrannt, welche für die große Gallerie bestimmt waren. Bontems beklagte sich über diesen Verlust bitterlich gegen den König, dieser aber erwiderte: „laß ihnen die Freude; wir werden leicht andere Parkets bekommen, aber ein solcher Taumel des Volkes ist selten.“

Keine Freude ist indessen ungetrübt; so sind denn auch jetzt der König, der Dauphin und die Dauphine genöthigt, seit acht Tagen die albernsten Schmeicheleien, Glückwünsche, Gedichte u. s. w. anzuhören.

„Mein Gott, wie traurig würde ich werden,“ sagte der Dauphin gestern, „wenn ich lange unter solchen Freuden hinbringen müßte.“

Ein Phänomen, welches sich in der Mitternacht vor der Geburt des Herzogs von Burgund gezeigt hat, giebt zu vielfältigen Gesprächen und Vermuthungen Stoff. Gerade um die zwölfte Stunde erhellte plötzlich ein großer und glänzender Stern den Horizont über Paris und Versailles. Er verbreitete eine solche Helligkeit, daß man jede Schrift hätte lesen können.

Duquesne beschießt seit einiger Zeit die Stadt

Algier, und bedient sich dabei einer neuen Art von Fahrzeugen, welche Bombarden genannt werden. Der Erfinder derselben, ein junger Mann, Namens Petit=Renaud, hat, wie fast alle Erfinder, viel Mühe gehabt, bis er gehört wurde, und als ihm dies endlich gelang, machte es ihm wieder viel Mühe, den Herren des Kriegsrathes begreiflich zu machen, daß es möglich sei, einen schweren Mörser auf einem leichten Fahrzeuge mit Erfolg anzuwenden, aber die Erfahrung ist besser, als alle Theorie. Die Bombarden haben sich durch die mit ihnen angestellten Versuche als brauchbar erwiesen, und mit ihrer Hülfe wird man vielleicht Algier unterwerfen.

Um einen solchen Krieg zu führen, den einzigen, welchen der König gerade bei der Hand hat, sollte es nicht nöthig geschienen haben, eine neue Auflage zu verhängen; dessen ungeachtet hat Colbert eine eingeführt, und zwar eine von sonderbarer Art. Von jedem Dutzend Eier, welches auf den Markt gebracht wird, müssen in Zukunft zwei Sols abgegeben werden. Die Beamten, welche zur Erhebung dieses Zolles bestimmt sind, werden mit dem Spottnamen „Eierinspectoren" belegt.

Man findet große Schwierigkeiten, das Schloß von Marly in dem engen, unzugänglichen, sumpfigen Thale zu erbauen, das man zu seiner Stelle auserſehen hat. Ungeheure Summen sind bereits

verwendet worden, um den Morast auszutrocknen, und ein Fundament legen zu können, oder um Hügel abzutragen, dadurch eine Aussicht zu gewinnen. Der König wollte Anfangs hier nichts weiter haben, als eine Einsiedelei, aber der Appetit ist ihm, wie das Sprichwort sagt, während des Essens gekommen: es müssen Teiche, Canäle, Gärten, und ein Park geschaffen werden; ein ungeheures Gebäude soll an die Stelle des bescheidenen Landhauses kommen, welches Ludwig XIV. anfangs beabsichtigte. In Versailles hat man dies Jahr eine große Maschine zu bauen begonnen, welche nach Art eines Aquaducts das Seinewasser nach Versailles schaffen soll.

Stadt und Hof werden seit einiger Zeit durch einen Raub beschäftigt, der am hellen Tage und mit ganz besonderer Frechheit begangen wurde. Frau von Bellefonds machte im November einen Besuch bei ihrer Schwester, der Prinzeß von Mazarin, welche Pensionairin im Kloster von Chaillot ist. Der Tag war schön, und die beiden Damen gingen, mit einander plaudernd, auf einer Terrasse auf und nieder, welche den Garten nach der Flußseite zu umschließt. Am Ende der Terrasse ist ein Gitter, welches sich nach dem Quai öffnet. Unter dem Vorwande, ihre Schwester auf dieser Seite herauszulassen, sandte die Prinzeß von Mazarin zu der Aeb-

tissin, um sich den Schlüssel erbitten zu lassen. Der Grund war sehr glaubhaft, kein Anlaß zum Verdacht vorhanden, und das Gitter wurde daher geöffnet. Kaum war dies geschehen, als die Prinzeß hinausstürzte, und von einem Manne empfangen wurde, den man auf der Stelle für den Marquis von Richelieu erkannte. Die Nonnen baten die Herzogin von Bellèfonds dringend, den Flüchtlingen ihre Leute sogleich nachzuschicken; aber sei es nun Einverständniß, sei es ein anderer Grund, genug, sie weigerte sich, dies Begehren zu erfüllen. Am folgenden Tage ward bei dem Parlamente die Bitte angebracht, die Flüchtlinge verfolgen zu lassen. Das Verfahren dazu wurde auch sofort eingeleitet, aber der König, welcher hiervon Kenntniß erhielt, untersagte jeden fernern Schritt in dieser Sache. Der Marquis von Richelieu hielt hierauf bei dem Könige darum an, für unschuldig erklärt zu werden. Man war am Hofe sehr geneigt, ihm diese Erklärung zu gewähren; indessen erachtete man es doch für nöthig, das Parlament um sein Urtheil zu befragen. Dieses hatte den Muth zu erklären, daß die Freisprechung des Marquis gegen das Gesetz sein würde, aber dessen ungeachtet ist sie erfolgt, und man sieht daher ganz deutlich, daß es unter der Regierung Ludwigs des G r o ß e n nur da Gerechtigkeit giebt, wo das Vergnügen des Königs es will.

Während aber der König sich bei weltlichen Angelegenheiten so nachsichtig zeigt, beginnt er in Hinsicht der Religion immer strenger und intoleranter zu werden, und es scheint, als sei er fest entschlossen, die Protestanten um jeden Preis zu bekehren. Das sind die ersten Früchte, welche wir den Rathschlägen der Frau von Maintenon verdanken; bald werden wir einen frömmelnden Hof haben; schon jetzt fangen die Höflinge an, eine andere Maske vorzunehmen, nur noch einige Monate, und sie werden ihren andern Lastern auch noch die Heuchelei hinzufügen. Was ich von der Bekehrung des Königs behaupte, ist keine bloße Vermuthung, sondern hat einen auffallenden Beleg für sich. Mademoiselle Lefèvre hatte dem Könige ein Buch dedicirt, aber Niemand wollte wagen, es demselben zu übergeben, da die Verfasserin das Unglück hatte, Protestantin zu sein. Montausier führte endlich die Lefèvre in das Cabinet des Königs; seiner Gewohnheit nach empfing Ludwig die Dame sehr artig, kaum aber hatte sie sich entfernt, als er dem Herzoge sehr trocken sagte: „Sie thun Unrecht, Leute von dieser Religion zu protegiren. Ich werde verbieten, daß jemals mein Name einem Werke vorgesetzt werde, welches einen Protestanten zum Verfasser hat; auch werde ich befehlen, daß man alle Exemplare dieses Buches wegnehme.“

Der Herzog von Montausier hat am Hofe einen

Ton der Freimüthigkeit zu bewahren gewußt, den er selbst in Gegenwart des Königs nicht verleugnet. „Sire,“ erwiderte er, „schützen Sie auf diese Weise die Wissenschaften? Ich sage es Ihnen ganz offen: ein König darf nicht bigott sein.“ Er fügte dann noch hinzu, er werde der Mademoiselle im Namen des Königs danken, und ihr hundert Louis-d'or auszahlen; es hinge dann von Sr. Majestät ab, ihm dieses Geld wieder zu erstatten oder nicht.

Sechstes Kapitel.

1683 und 1684.

Der König fällt sich den Arm aus. — Frau von Montespan weint aus Ueberlegung. — Verliebtheit des Dauphins. — Der kleine Harem. — Die Hofdamen der Dauphine werden abgeschafft. — Die Dauphine und Bessola. — Tod der Königin. — Ihr Character. — Die Mohrin von Moret. — Das tête à tête und der Aderlaß. — Bemerkung der Herzogin von Noailles. — Beschreibung von Versailles, wie es im Jahre 1683 war. — Das Oeil de Boeuf. — Contre-Minister; was sie waren. — Colberts Tod. — Ein letztes Wort über diesen großen Mann. — Der König will seinen Sohn zum römischen Könige machen. — Belagerung von Wien; dessen Rettung durch Johannes Sobiesky. — Undankbarkeit des Kaisers Leopold. — Tod des Herzogs von Vermandois. — Gerüchte darüber. — Mütterliche Zärtlichkeit einer Betschwester. — Geburt des Herzogs von Anjou. — Pension für den Erfinder der Maschine von Marly. — Der wirkliche und der Bohnenkönig. — Fromme Ermahnungen. — Das Lager von Maintenon. — Sterblichkeit der Arbeiter. —

Louvois Herzlosigkeit. — Der alte Jesuit. — Unterwerfung Algiers. — Edler Stolz Duquesnes. — Englische Eigenthümlichkeit. — Die Maskerade. — Der Busen der Frau von Maintenon. — Der Diebstahl in den Zimmern des Königs. — Die Siamesischen Gesandten. — Die gebrandmarkten Deserteure.

Der König ist in dem Walde von Fontainebleau auf der Jagd gestürzt, und hat sich dabei den Arm ausgefallen. Als Frau von Maintenon dies erfuhr, brach sie in heftige Thränen aus. Das verdroß Frau von Montespan, und sie sagte: diese Frau ist sehr kühn, daß sie da weint, wo nur mir die Thränen zukommen, und weinte hierauf gleichfalls sehr heftig. Der König hat sich gegen diesen Beweis der Theilnahme sehr gleichgültig gezeigt, denn als er sich nach Fontainebleau hatte bringen lassen, erhielt Athenaïs keinen Zutritt in des Königs Gemächer.

„Dann,“ sagte sie zu dem Herzoge von St. Aignan, welcher ihr den Zutritt unter tausend Versicherungen des Bedauerns verweigerte, „dann bitten Sie wenigstens den König, daß er mir erlaube, in seinem Vorzimmer zu bleiben, und die Leute daselbst zu unterhalten, damit meine Reise wenigstens nicht ganz unnütz gewesen sei.“

Obgleich der König ganz wiederhergestellt ist, jagt er doch noch nicht zu Pferde; er fährt in einem leichten, mit vier Pferden bespannten Wagen, und

macht selbst den Kutscher. Zu Vorreitern nimmt er Knaben von zehn Jahren, die er selbst einübt. Auf diese Weise verfolgt er das Wild mit eben der Leichtigkeit, als wenn er zu Pferde wäre.

Man erzählt sich aber noch ganz ins Geheim, daß der Dauphin seine Tage bei der Prinzeß von Conti zubringe, der Tochter des Königs und der Herzogin von La Vallière, und folglich seiner Schwester, und man findet, daß in dieser Liebe etwas mehr als geschwisterliche Zuneigung sich offenbare. Vielleicht ist es aber nur eine jener galanten Launen, welche den Prinzen sehr oft zu befallen scheinen. Früher sah man den Dauphin bis zur Raserei verliebt in eine der Hofdamen seiner Gemahlin, Fräulein von Rambure, eine lebhafte, feurige, derbe Schönheit, welche ihren Anbeter nicht schmachten ließ. Die Prinzeß bemerkte zwar diese Intrigue sehr bald, aber nach dem achten Tage ließ sich ihr nicht mehr Einhalt thun. Auf diese erste Hofdame folgte eine zweite, eine dritte, eine vierte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Prinz nicht eher einhalten wird, als bis er das Ende der Liste erreicht hat. Vielleicht würde er dann bei dem Fräulein von Rambure wieder angefangen haben, allein auf die Bitten seiner Schwiegertochter entließ der König sämmtliche Hofdamen der Dauphine. Um indessen Alles zu sagen, muß man erwähnen, daß der Dauphin seiner Gemahlin treu geblieben

sein würde, wenn er bei ihr auf mehr Zärtlichkeit, und selbst nur auf mehr nachgiebige Gefälligkeit hätte rechnen können. Aber Victorine von Baiern, deren anfängliche Liebenswürdigkeit nur ein Schein war, findet nur in dem Umgange einer Kammerfrau, Namens Bessola Gefallen; diese hat sie mit sich aus Deutschland gebracht, und scheint ganz von ihr gefesselt zu sein. Die Prinzeß schließt sich mit diesem Mädchen oft ganze Tage in ihr Zimmer ein, und Fenster und Thüren sind dann bei ihr hermetisch verschlossen. Unzufrieden über diese Sonderbarkeit, und unwillig darüber, daß die Prinzeß sich stets in deutscher Sprache, von der er nicht ein Wort versteht, mit ihrer Kammerfrau unterhält, beklagte der Dauphin sich kürzlich über seine Gemahlin bei dem Könige. „Wahrlich Madame," sagte ihr dieser, „ich begreife Sie nicht, daß Sie die Unterhaltung Bessola's den glänzendsten Festen vorziehen, deren einziges Verdienst ist, Ihre Milchschwester zu sein. Wollen Sie deren Glück wirklich, so gestatten Sie, daß ich das Mädchen verheirathe, und der Mann wird ihr dann gewähren, was ich nicht vermag."

„Nein, Sire," erwiderte die Dauphine hastig, „sie würde ihren Mann lieben, vielleicht eben so sehr als mich, und ich müßte vor Eifersucht sterben."

„Wahrhaftig Madame," erwiderte Ludwig XIV. ziemlich kurz, „das ist eine sonderbare Antwort,

und ich muß fast vermuthen, daß Sie in Baiern eine Colonie von Lesbos haben."

Bei diesen Worten wendete er der Prinzeß den Rücken, und fügte nur noch hinzu, sie hätte es lediglich sich selbst zuzuschreiben, wenn der ganze Hof sie miede, und der Dauphin sich Maitressen hielte. Als daher der König die Hofdamen der Dauphine verabschiedete, gab er weniger den Bitten seiner Schwiegertochter nach, als den Vorstellungen der Frau von Maintenon über das Aergerniß, welches dieses innere Serail des Dauphins gebe.

Als der Dauphin keine Hofdamen mehr zur Hand hatte, wendete er sich an die Schauspielerinnen, und unter andern gewann auch die Raisin seine Gunst.

Der Hof machte zu Anfange des Frühlings eine jener Reisen, welche der König so gern unternimmt, da sie ihm Gelegenheit zu Entfaltung des Luxus geben, gegen welchen seine überhandnehmende Frömmigkeit ihn noch nicht abgestumpft hat. Ludwig XIV. will Burgund, Lothringen und den Elsaß durch seinen und seines Hofes Glanz blenden. Ueberall Feste, Lobsprüche, Unterwürfigkeit; der König war ganz in seinem Elemente. Die Königin, welche an dieser Art der Anbetung nicht sonderliches Gefallen findet, war während der ganzen Reise traurig; mit mehr Widerwillen als je trug sie die Last

der Repräsentation; und endlich am Tage der Rückkehr nach Versailles wurde sie von einem heftigen Fieber befallen. Am zweiten Tage darauf war sie todt. Der König verließ Maria Theresia während ihrer letzten Augenblicke nicht, und man sagt, er hätte in einer spanischen Unterredung seine Reue darüber ausgedrückt, daß er die Zärtlichkeit, welche sie fortwährend für ihn gehegt, so schlecht vergolten. Diese Versicherung fachte den erlöschenden Lebensfunken in ihr noch einmal wieder an. „Ich sterbe zufrieden," sagte sie, „wenn es wahr ist, daß Sie mich noch lieben." Nach einer langen Ohnmacht, welche ihr die Sprache raubte, kam Maria Theresia wieder zu sich; sie winkte die Frau von Maintenon an ihr Bett, nahm deren Hand, drückte sie an ihr Herz, zog dann den Trauring von dem eigenen Finger, und steckte ihn der Favorite auf. Man hätte den Blick, mit welchem sie diese Handlung begleitete, fast nicht anders auslegen können, als daß sie dem Könige zeige, welche Wahl er treffen solle, wenn er sich wieder vermähle.

Der Tod der Königin macht wenig Eindruck bei Hofe; die Einwohner von Paris haben ihn kaum erfahren, und fast ganz Frankreich weiß nichts davon. Man könnte sogar sagen, Frankreich wisse selbst nicht, daß Maria Theresia seine Königin war. Sie galt für eine Heilige, aber ihre Tugenden waren nur negativ, d. h. sie entsprangen aus dem

Nichtvorhandensein von Lastern. In der ersten Zeit ihrer Ehe machte die Königin, Gott weiß aus welcher Absicht, sich eine sonderbare Art von Keuschheit zùm Gesetze, so daß sie sich zuweilen die rechtmäßigsten Freuden versagte. Sie entfernte dadurch den König von sich und erlangte auch späterhin nie die geringste Herrschaft über seinen Geist; auch war sie in seiner Gegenwart stets so ängstlich, daß sie ihn nur zitternd anzureden vermochte. Maria Theresia starb in einem Alter von 45 Jahren, und bei ihrem Tode rief der König aus: „das ist der erste Kummer, den sie mir verursacht!“

Wie läßt sich der fleckenlose Ruf der Königin mit dem Dasein einer kleinen Mohrin vereinigen, welche in dem Kloster zu Moret mit der größten Heimlichkeit erzogen wird, und für die natürliche Tochter Maria Theresia's gilt? Ich will hier niederschreiben, was das allgemeine Gerücht über diese Angelegenheit sagt. Duquesne hatte der Königin einen jungen Mohren, Namens Nabo, zum Geschenke gemacht; dieser war ein geschickter Jongleur, und unterhielt die Königin durch seine Künste, ihr in der Einsamkeit, in welcher sie lebte, eine angenehme Zerstreuung gewährend. Als dieser Afrikaner anfing französisch zu sprechen, war seine Unterhaltung voll Leben, Geist und Witz, und man behauptet, er hätte endlich der Königin so sehr gefallen, daß ihre ganze Tugend nicht hinreichte, sie vor einer

Schwäche zu bewahren, welche der schönste Mann der Christenheit in ihr nicht zu erwecken vermocht haben würde.

Nabo starb ganz plötzlich, und kurz darauf wurde die Königin von einer Tochter entbunden, welche so schwarz war, daß der Accoucheur Felix sie für todt ausgeben zu müssen glaubte. Die Negerin wurde in das Kloster nach Moret geschickt, und dort von den Nonnen erzogen, ohne daß diese ihre Herkunft kannten. Man versichert, daß Maria Theresia auf ihrem Sterbelager Ludwig XIV. von der Existenz dieses Kindes in Kenntniß gesetzt habe. Der König ging nach dieser Entdeckung nur ein einziges Mal nach Moret, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und seit dieser Zeit darf in seiner Gegenwart Niemand von dieser Angelegenheit sprechen. Was ist nun an dieser ganzen Sache Wahres? So viel allein ist gewiß, daß ein junger Mohr in der Umgebung der Königin lebte, daß zur Zeit der Niederkunft der Königin ein Mohrenkind in das Kloster von Moret geschickt wurde, und daß Bontems alle Jahre dahin eine starke Summe Geldes und ein Corallenhalsband überbringt.

Nach dem Tode Maria Theresia's zog sich Ludwig XIV. nach St. Cloud zu Monsieur zurück, wo er die ersten Tage seines Wittwerstandes zubrachte. Frau von Maintenon zögerte nicht, sich zu ihm zu begeben, und da er allein mit ihr zu sein wünschte,

ließ er Louvois befehlen, daß er die Dauphine abhalten solle, gleichfalls nach St. Cloud zu kommen. Größerer Sicherheit wegen verordnete der Minister der Prinzeß einen Aderlaß am Fuße, wofür er als Grund angab, daß sie guter Hoffnung sei. Die Prinzeß hielt es nach der Operation für ihre Pflicht, dem Könige einen Condolenzbesuch abzustatten, doch Louvois sagte ihr trocken: „Der König bedarf Ihrer Gegenwart nicht, wohl aber der Staat eines Prinzen." Als Frau von Noailles diese Art von tête a tête der Frau von Maintenon mit dem Könige erfuhr; sagte sie ganz laut und öffentlich: „Man muß diesen Menschen sobald als möglich vermählen, sonst heirathet er die erste beste Wäscherin, welche ihm gefällt, und Geschick genug besitzt, ihn zu beherrschen." Bei der Rückkehr aus Versailles wurden der Frau von Maintenon Zimmer angewiesen, welche denen des Königs gerade gegenüber liegen. Ludwig XIV. bringt hier des Vormittages drei bis vier Stunden zu, begiebt sich nach der Mahlzeit wieder zu ihr und bleibt dann gewöhnlich bis Mitternacht.

Der König hat erklärt, daß er seinen Sitz ganz in dem neuen Schlosse aufschlagen, und nur noch selten nach St. Germain gehen werde. So verläßt er also einen Aufenthalt, den jeder Andere aufsuchen würde. Frische Luft, köstliche Aussicht, klares Wasser, entzückende Spaziergänge, reiche Jagd, eine

freundliche Stadt; — so vereinigt St. Germain Alles, was es Bequemes und Angenehmes giebt. Dem Allen zieht der König den traurigsten Aufenthalt vor, denn wie ich bereits erwähnte, gab es in Versailles weder Holz, noch Wasser, noch Aussicht. Hier wollte indessen Ludwig XIV. die Natur seinem Willen unterwerfen; in diesem Grabe so vieler Millionen setzt Alles in Staunen und Verwunderung, aber Nichts erfreut oder gefällt. Das Schloß, welches vor etwa 22 Jahren zu bauen angefangen wurde, ist nie nach einem festen Plane aufgeführt worden; während dieser langen Zeit änderte sich des Königs Wille so oft, und andere Bedürfnisse machten andere Einrichtungen nöthig, so daß überall die größte Ungleichförmigkeit bemerkbar ist. Prachtvolle und geschmackvolle Theile des Schlosses stoßen an kleinliche und geschmacklose. Die Gemächer des Königs und der Königin entbehren der frischen Luft, sind finster, und haben keinen großen Ausgang. Alle Reichthümer, welche hier aufgehäuft sind, alle Schätze der Kunst reichen nicht hin, die Mängel des Ganzen zu verbergen. Nur die große Gallerie, welche jetzt eben vollendet wird, entspricht den Begriffen von Pracht und Größe, die sich Jeder von dem Schlosse macht, der es noch nicht gesehen hat. Die Meisterwerke der Kunst lassen hier jeden Fehler vergessen. Diese Gallerie ward fast ganz von dem berühmten Le Brun ausgeführt, der den Plan dazu

entworfen hatte; sie ist 220 Fuß lang, 30 breit, und 37 hoch. Siebzehn Bogenfenster, welche die Aussicht nach den Gärten gewähren, verleihen der Gallerie Licht. Selbst zu den Holzverzierungen und Schlössern hat Le Brun die Zeichnungen entworfen. Die 48 Säulen, welche die Decke tragen, sind von einer eigenen, durch Le Brun erfundenen Ordnung; die Capitäler, so wie die Piedestals sind von vergoldeter Bronze; die Gesimse sind durch Stukkaturarbeit verziert; in dem Carnies sind Trophäen ausgehauen, um welche Kinder Blumengewinde schlingen. Die meisten dieser Stukkaturarbeiten sind von Coysevox. Das Gewölbe der Gallerie bildet eine elliptische Höhlung, und Le Brun hat hier in den glücklichsten und sinnreichsten Allegorien eine Menge Ereignisse aus der Regierung Ludwigs XIV., von 1661 bis zum Frieden von Nimwegen, angebracht. Die Gemälde, welche in neun großen und zehn kleinen Tableaux bestehen, von denen einige noch nicht vollendet sind, lassen das Talent des Erfinders bewundern, ich unternehme jedoch keine Beschreibung, da die Feder nur unvollkommen wiedergiebt, was der Pinsel geschaffen hat.

Bei der Kapelle erkennt man allenfalls den großartigen Plan, allein dieser ist in der Ausführung gänzlich verfehlt worden. Das Gebäude bietet den Anblick eines ungeheuren Catafalkes, dessen Architektur durchaus nicht mit dem Ganzen überein-

stimmt. Im Innern scheint Alles der Reinheit der Verhältnisse geopfert zu sein. Nur die Gallerie des Königs ist zweckmäßig angelegt; die Seitengallerien kann man als unzugänglich betrachten, so eng, dunkel und feucht sind die Treppen, die zu denselben führen.

Wenn man die zahllosen Säle und Zimmerreihen des Schlosses von Versailles durchschritten hat, staunt man mit Recht, weder einen Ballsaal, noch einen Schauspielsaal gefunden zu haben; beide ließen sich jetzt nur noch anbringen, wenn man die Unregelmäßigkeit des Ganzen noch mehr vergrößern wollte.

Was soll man über die so viel gerühmten Gärten von Versailles sagen? In der Sandwüste hat keine Pflanzung haften wollen; so hat man sich denn damit begnügen müssen, in der Nähe des Schlosses Blumenbeete und einen ungeheuren Rasenplatz anzulegen, der im Sommer nur mit der größten Mühe durch fortwährende Bewässerung erhalten werden kann. Will man zu dem Schatten gelangen, welcher sich hinter dieser heißen Zone erstreckt, so verbrennt man sich den Fuß an dem glühenden Sande, durch den man waden muß, und den man selbst im Innern des Parkes überall angehäuft hat, da der Boden so sumpfig ist, daß man versinken würde. Allenthalben trifft man auf Bäche, aber sie sind von ihrem natürlichen Laufe ab=

gelenkt, und wenn die Arbeiten des Röhrmeisters sie nicht mit Wasser versähen und in Bewegung setzten, fast gänzlich ausgetrocknet. Ludwig XIV. hat durchaus gewollt, daß Versailles einen großen Park haben sollte; man hat daher einen Flächeninhalt von fünf Stunden mit einer Mauer umgeben, aber dieser Raum ist fast nichts Besseres, als eine weite Wüste; die Bäume kommen auf dem dürren Boden nicht fort, und das Wildpret schleppt sich nur mühsam umher.

Unter den ausgezeichneteren Theilen des Schlosses von Versailles muß ich noch eines zweiten Vorgemaches erwähnen, welches mit den großen Gemächern in Verbindung steht. Es zeichnet sich weder durch seine Bauart, noch durch seine Verzierungen aus, sondern höchstens durch die gewaltige Finsterniß, welche hier herrscht, und die von der großen Höhe herrührt; diese Dunkelheit hat den Baumeister veranlaßt, in dem Fries eine große runde Oeffnung anzubringen, von der das ganze Gemach den Namen des **Oeil de Boeuf** erhalten hat. Dieses Vorzimmer, welches in Hinsicht der Kunst so wenig Bemerkenswerthes bietet, nimmt in Rücksicht der Moralgeschichte des Schlosses einen bedeutenden Platz ein. Hier versammeln, drängen und stoßen sich die Höflinge, den Augenblick erwartend, wo sie Zutritt in die Gemächer des Königs erhalten; wie in einem Spiegel kann man hier alle Leidenschaften,

Laster und Lächerlichkeiten des Hofes und der Stadt erblicken. Kein ärgerlicher Auftritt ist so klein, daß er nicht in dem **Oeil de Boeuf** durch irgend eine Trompete verkündet würde. Es entlasse oder nehme eine Frau einen Geliebten; es verkaufe eine Schauspielerin ihre Erstlinge; es schleiche ein Beichtvater heimlich zu seinem Beichtkinde; ein Abbé schnüre oder entschnüre eine Marquise; ein verrathener Geliebter ziehe sich nach La Trappe zurück; eine ungetreue Gattin werde in das Kloster gesperrt; ein armes kleines Mädchen ziehe die Lehrstunden eines Dragonercapitains denen ihrer Gouvernante vor; — so wird alles dies schon am nächsten Tage in dem **Oeil de Boeuf** erzählt und bekrittelt. Die Großen selbst geben hier Possen an, welche voll Wind und ohne Geist sind; der Ehrgeizige bereitet hier seine Intriguen vor, der Neidische seine Falschheit, der Aufschneider seine Lügen. In einer Ecke dreht sich der Schöngeist des Tages, den Angenehmen spielend, auf einem Absatze herum, und schlägt die Nebenstehenden mit seinem Degen, der nie größeres Unheil anrichten wird. Weiterhin geben zwei Herren sich die Hände, umarmen sich zwei Damen, welche nur in der gegenseitigen Absicht, sich zu stürzen oder sich zu schaden hierher gekommen sind. Hier urtheilt man über die neueste Oper ab, dort erinnert man hinter dem Fenstervorhange an die Wiedererstattung einer gestern im Spiele geborgten

Summe. So ist also das **Oeil de Boeuf** der Tummelplatz der Falschheit, der Versammlungsplatz schöner Geister, die Schule der Galanterie, und ein allgemeines Echo. Was ich übrigens von diesem Vorzimmer im Schlosse zu Versailles sage, ließe sich ziemlich von jedem Versammlungsorte der Höflinge behaupten. St. Germain, Fontainebleau, Rombouillet, Compiegne, St. Cloud, Chambord haben gleichfalls ihr **Oeil de Boeuf**; Marly wird das seinige auch erhalten. Das **Oeil de Boeuf** ist überall, wo die Höflinge sich bewegen, lügen, intriguiren, betrügen, und vielen Lärm, aber weiter auch nichts machen. Gestern unterhielt man sich im **Oeil de Boeuf** ganz leise von den Contre-Ministern, welche der König an die verschiedenen fremden Höfe geschickt hat. Diese sonderbaren Agenten sind bei den fremden Herrschern auf keine Weise accreditirt, haben aber den Auftrag, als Spione über das Betragen der Gesandten des Königs zu wachen, und Alles zu berichten, was sie erforschen. Die Posten der Contre-Minister werden durch achtbare Leute nicht sehr gesucht, aber Louvois, von welchem der Plan zu dieser Absendung heimlicher Gesandten herrühren soll, hat dazu Sprachlehrer, Tanzmeister und selbst Friseure erwählt, welche alle in der Fremde ihr Handwerk auf doppelte Art treiben.

Noch sprach man davon, daß Colbert diese Neueruug gewiß nicht billigen würde, da verbreitete

plötzlich die Schreckenspost das Gerücht von dem Tode dieses ausgezeichneten Ministers. Man wußte zwar, daß der General-Controlleur krank sei, aber man hatte keine Ahnung von der Gefahr seiner Krankheit. Der Verlust eines solchen Mannes ist unersetzlich, wenigstens kennt man durchaus Niemand, der im Stande wäre, die Menge von Posten, welche Colbert in seiner außerordentlichen Thätigkeit zugleich begleitete, zu versehen, oder auch nur einem der Verwaltungszweige, die er leitete, vorzustehen. Colbert schien für Ludwig XIV. geschaffen zu sein; er wünschte Alles zu thun, hatte jedoch nicht die Sucht, Alles zu beherrschen. Der König unterdrückte vom Beginn seiner eigenen Herrschaft an, die Posten eines Connetable, Admirals, Oberintendanten und Premierministers, deren Inhaber gewöhnlich weit mehr darnach strebten, sich einen Theil des Purpurs anzueignen, als sich dem Staate nützlich zu erweisen. Colbert war gerade das Gegentheil solcher ehrgeizigen Diener; er wollte stets nur für das allgemeine Wohl wirken, und wenn dieses nicht stets durch seine Maasregeln befördert wurde, so lag dies daran, daß er nur sehr selten freie Hand hatte. Indem er die Marine vergrößerte, den äußeren Handel begünstigte, viel für den Flor der Manufacturen und Künste that, eröffnete er für das Land alle Quellen des Wohlstandes; aber die ununterbrochenen Kriege haben dem Volke noch

nicht Zeit gelassen, alle diese Vortheile zu benutzen, und die Auflagen, welche Colbert machen mußte, um den ungeheuren Ausgaben Louvois zu genügen, haben dem Erstern allgemeinen aber gänzlich unverdienten Tadel zugezogen. Was die Vortheile betrifft, welche dem Staate aus den Arbeiten des thätigen Ministers erwachsen sind, so lassen sie sich durch die Zusammenstellung einiger Zahlen leicht erkennen. Im Jahre 1661 waren die Staatseinkünfte 84,222,096 Livres, im Jahre 1683 betrugen sie 116,873,478 Livres; die Verwaltung des General-Controlleurs hat sie daher um 32,651,382 Livres erhöht.

Colbert stirbt in einem Alter von 64 Jahren. Es verbreitet sich jetzt das Gerücht, er sei in Ungnade gestorben, aber dies ist nicht glaubwürdig, denn noch in seinen letzten Stunden waren seine Zimmer von Leuten erfüllt, welche ihn von den Angelegenheiten des Königs unterhalten wollten.

„Mein Gott,“ rief er aus, als er dies hörte, „will man mir denn nicht einmal so viel Zeit lassen, zu sterben?“

Die vorgebliche Ungnade Colberts wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß seine Gemahlin ihm wenige Stunden vor seinem Tode einen eigenhändigen Brief des Königs voll der größten Lobsprüche für seine langen und wichtigen Dienste überbrachte. Der große Mann nahm diesen Brief und legte ihn unerbrochen unter sein Kopfkissen, indem er sagte:

„man ist wenig für dergleichen Schmeicheleien empfänglich, wenn man im Begriff ist, vor den König der Könige zu treten.“

Claude Le Pelletier, ein achtungswerther Richter, der indeß noch keinen weitern Beweis von seinen Fähigkeiten gegeben hat, als daß er ein Strafgesetzbuch ausarbeitete, ist von Ludwig XIV. zum Nachfolger Colberts gewählt worden. Die Marine bleibt dem Maquis von Seiguelai übertragen, dem Sohne des General-Controlleurs, der bereits unter seinem Vater diesem Zweige der Verwaltung vorstand.

Die Aufmerksamkeit unserer Krieger wurde einen Augenblick auf die Stadt Wien gerichtet, welche mit 200,000 Türken, unter dem Befehle des Vezir Kara Mustapha, belagert wurde, und welches von der Kaiserlichen Familie bereits aufgegeben war. Während Leopold floh, waffnete sich Ludwig XIV. Der Titel eines Beschützers des Reiches, schmeichelte seiner Eitelkeit, und sein Ehrgeiz strebte darnach, seinem Sohne den Titel eines römischen Königs zu verschaffen. Aber Johannes Sobiesky, König von Polen, zeigte sich schneller und uneigennütziger; mit forcirten Märschen rückte er an der Spitze einer Handvoll tapferer Polen gegen die Hauptstadt des östreichischen Kaiserreiches. Ihm schloß sich bald darauf das kleine Heer Karls V., Herzogs von Lothringen, an, welchem der flüchtige Kaiser das Wohl seines Reiches anvertraut, oder vielmehr überlassen

hatte. Johannes Sobiesky brachte den Muselmännern, welche sich vor den Mauern Wiens der Ueppigkeit überlassen hatten, eine gänzliche Niederlage bei; Kara Mustapha floh, und Leopold sah sein Reich gerettet. Der König der Polen hatte einen Beweis wahrer Größe gegeben, indem er sein eigenes Land verließ, um seinem Nachbar zu Hülfe zu kommen. Auch von jener Größe, welche man conventionell nennen muß, sollte bei dieser Gelegenheit ein Beweis gegeben werden! Ehe Leopold in seine befreite Residenz wieder einzog, pflog er mit seinen Vertrauten darüber Raths, wie ein deutscher Kaiser einen Wahlkönig zu empfangen habe.

„Mit offenen Armen!" rief der Herzog von Lothringen aus; „denn er hat das Reich errettet!"

Aber Keiner stimmte dem Rathe des Herzogs bei. Der Erretter wurde mit Kälte und stolzer Würde empfangen, und Leopold erwarb sich den Ruhm, in den Gesetzen der Etiquette erfahren, aber zugleich auch die Schmach, der Undankbarste der Menschen zu sein.

Was that während dessen Ludwig XIV.? Unzufrieden darüber, daß das Haus Oestreich die Hülfe, die er ihm angeboten, nach den Bedingungen, die er dabei gemacht, nicht angenommen hatte, griff er in den Niederlanden wieder zu den Waffen, und ließ Courtray durch den Marschall d'Humières belagern; den Vorwand zu diesen neuen Feindselig-

keiten gaben einige unerfüllt gebliebene Punkte des Friedens von Nimwegen. Man weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit er selbst dessen Bedingungen erfüllt hatte.

Der junge Herzog von Vermandois sollte bei der Belagerung von Courtray seine ersten Waffenthaten vollbringen, und zu gleicher Zeit den Flecken auszulöschen trachten, den er als Mitglied jenes verruchten Ordens auf sich geladen hatte. Der Flecken ist ausgelöscht, aber mit dem Leben des armen Jünglings. Man sucht in der Welt das wenig glaubwürdige Gerücht zu verbreiten, dieser natürliche Sohn Ludwigs XIV. sei an den Folgen der Trunkenheit gestorben. Heimlich sagt man sich indessen, daß der Herzog wenige Tage vor seiner Abreise in heftigen Streit mit dem Dauphin gerathen sei, und die Kühnheit so weit getrieben habe, den muthmaaßlichen Thronerben zu schlagen. Man fügt noch einige Details hinzu, die ich hier verschweigen muß.

Als man der Schwester Louise mit aller möglichen Schonung die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes beibrachte, rief sie mit frommer Ergebung aus: „Ach! ich habe weit mehr seine Geburt, als seinen Tod zu beweinen."

Courtray hat sich den Truppen des Königs am sechsten November ergeben.

Was das unächte Königsgeschlecht durch den

Tod des Herzogs von Vermandois verloren hat, wurde durch die Geburt von einem zweiten Sohne des Dauphins, Philipp, Herzog von Anjou*), reichlich ersetzt. Auch bei dieser Gelegenheit haben wieder mehrere Feste Statt gefunden, doch währten sie weder so lange, noch waren sie so glänzend, als die bei der Geburt des Herzogs von Burgund. Man wird überall kälter, selbst gegen die Vermehrung des Königsgeschlechtes. Der König hat dem Herrn von Ville, einem gebornen Lütticher, eine Pension von 8000 Livres verliehen, weil er die Maschine von Marly erfunden hat; das heißt noch das Geld gut anwenden.

Am fünften Januar, dem Tage des Bohnenfestes, wurden in dem Schlosse von Versailles auf vier oder fünf Tischen durch die Fügung des Zufalls Scherzkronen vertheilt, welche dem Besitzer der wirklichen viel zu lachen gaben. Jeder Bohnenkönig ernannte Gesandte und Gesandtinnen, um den Herrschern, seinen Nachbarn, seine Glückwünsche über ihre Thronbesteigung abzustatten. Ludwig XIV., zu einem dieser Gesandtschaftsposten auserſehen, wurde an den Hof geschickt, welchen der Oberstallmeister zwischen zwei Riechfläschchen und den Trümmern eines Kuchens hielt.

*) Späterhin Philipp V., König von Spanien.

Der erlauchte Gesandte bat Se. Majestät um Ihre Gunst für seine Begleiterin. Der König gewährte diese gnädigst, und fügte dann noch hinzu: „auch Sie, Herr Gesandter, verdienten, daß Ihr Glück gemacht würde, wenn es nicht bereits geschehen wäre."

Am Tage nach diesem Feste zeigte Ludwig XIV. sich wieder ganz als wirklicher Herrscher. Er machte mehreren seiner Höflinge bittere Vorwürfe, daß sie die Ostern bisher nicht beachtet, ermahnte alle Gegenwärtigen, dies in Zukunft mit Eifer zu thun, und sagte, daß er es ihnen Dank wissen würde. Einige Tage darauf verwies der König es in der Kirche dem Marquis von Gèvres sehr hart, daß er sich während der Messe unaufmerksam zeige, und auf der Stelle ertheilte er dem Major der Garde den Befehl, ihm alle diejenigen namhaft zu machen, welche während der Messe mit einander geplaudert hätten. Das sind wieder Früchte von den Unterhaltungen der Frau von Maintenon. Ludwig XIV. schreitet schnellen Schrittes auf dem Wege des Heiles vorwärts. Man muß hoffen, daß die Bekehrung vollkommen sein möge. Es ist auch religiös, das Volk nicht auszusaugen, um der Verschwendung zu genügen, die Verträge zu beachten, welche man selbst dictirt hat, und das Blut seiner Unterthanen nicht in Kriegen zu verspritzen, welche nur durch den Stolz oder den Ehrgeiz des Herrschers angeregt werden.

Man verfolgt die unglücklichen Protestanten auf alle mögliche Weise. Ein neuerdings erlassener Befehl gebietet, daß ihnen alle ihre Kinder unter 16 Jahren entrissen, und bei denen ihrer Verwandten erzogen werden sollen, welche dem katholischen Glauben angehören.

Die Maschine von Marly, welche allein Versailles mit dem nöthigen Wasser versieht, reicht nicht hin, um die Dürre dieser Gegend zu mildern, welche 395 Fuß über dem Wasserspiegel der Seine liegt, und daher bei niedrigem Wasserstande zuweilen die Arbeiten der Maschine gänzlich unnütz macht. Die schönen Springbrunnen, die Meisterwerke der Kunst, hören in der heißen Jahreszeit oft plötzlich auf zu spielen, obgleich zu ihrer Unterhaltung wahre Meere von Wasserbehältern angelegt sind. Ludwig XIV. beklagte sich hierüber kürzlich gegen Louvois, da sagte ihm dieser, daß er ein Mittel ersonnen habe, diesem Mangel für immer abzuhelfen. „Und was ist das für ein Mittel?" fragte Ludwig XIV. lebhaft. „Eine höchst schwierige Arbeit," entgegnete der Minister, „aber deshalb der Regierung Ew. Majestät würdig. Ich sehe nämlich die Möglichkeit ein, den Fluß Eure von seinem Laufe abzulenken, und ihn bis vor die Thore Ihres Palastes zu führen. Befragen Ew. Majestät Ihre Ingenieure, um die

Ausführbarkeit dieses Planes, und wir können dann das Heer dazu anwenden."

„Wie die Römer also," rief der König aus, und diese Aehnlichkeit allein reichte schon hin, ihm den Plan lieb zu machen.

„Ja, Sire, wie die Römer," entgegnete Louvois. „Ew. Majestät haben dieselben im Kriege so oft übertroffen, und es ist daher gewiß Ihrer würdig, ihnen auch in Hinsicht auf Riesenwerke gleich zu kommen."

„Es ist wahr," entgegnete der König schon fast gänzlich entschlossen, „wir haben jetzt Frieden, und das wäre ein Mittel, die Thätigkeit der Infanterie zu erhalten. „Was denken Sie davon, Marquise?" sagte er, sich zu der Frau von Maintenon wendend.

„Sire, ich sehe dabei nichts Unausführbares," erwiderte die Favorite, welche Louvois durch Ernennung ihres Bruders, des Grafen d'Aubigné, zum Generallieutenant in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte.

Die Ingenieure wurden zu Rathe gezogen, und waren weit entfernt, sich dem Plane Louvois zu widersetzen, vielmehr unterstützten sie denselben mit allem Eifer, und mochten wohl dabei ihre Gründe haben. Colbert war todt, und es gab daher im Ministerrathe Niemand mehr, der sich einem Plane widersetzt hätte, welcher die bisherigen Verschwen-

dungen sämmtlich an Unsinnigkeit übertraf. Noch ist kein Monat verflossen, seit Louvois dem Könige seine Idee mittheilte, und schon sind 22000 Mann Infanterie in einem Lager zwischen Chartres und Maintenon versammelt. Hier nämlich will man die Eure abschneiden, um sie nach Versailles zu leiten. Will man ein treues Bild der ersten Folgen dieses Riesenwerkes haben? Hier ist es: In dem Lager sind Krankheiten ausgebrochen; sei es nun durch angestrengte Arbeiten, sei es durch ungesunde Luft in einer sumpfigen Gegend, sei es endlich durch die ungeheure Hitze des Sommers, gegen welche die Soldaten sich durch kaltes Wasser zu schützen suchen, genug, die Krankheiten sind so mörderisch, daß jede Nacht mehrere Wagen voll Todte aus dem Lager geschafft werden. Es ist aber den Truppen unter Androhung der härtesten Strafen verboten worden, von dieser großen Sterblichkeit zu sprechen; man stellt sich bei Hofe, als wüßte man nichts davon, und Louvois hat daraus die Nothwendigkeit geschöpft, die Truppen bis auf 36000 Mann zu vermehren. Ob sie nun in Feindeslande sterben, oder hier, das gilt gleich; opfern sie doch ihr Leben hier wie dort im Dienste des Königs.

Man glaube übrigens nicht, daß nur allein die Soldaten der Ansteckung in dem Lager zu Maintenon ausgesetzt sind; die Offiziere, die Obersten, die Generale selbst durften das Lager nicht eine Minute

verlassen. Bleich, gelb, abgemagert, wanken sie umher, als traurige Beweise von der wilden Tyrannei eines Ministers. Während diese Arbeiten, deren Ende sich noch nicht absehen läßt, Frankreich mehr Menschen kosten, als ein blutiger Krieg; während der Staatsschatz nur mit Mühe die nöthigen Mittel erschwingt, diese ungeheure Thorheit zu bezahlen, empfängt Ludwig XIV. jeden Morgen Glückwünsche über das Fortschreiten eines Werkes, welches lediglich zur Befriedigung einer Laune unternommen wird.

Frau von Maintenon hat abermals den Posten einer Oberhofmeisterin der Dauphine, welcher durch den Tod der Herzogin von Richelieu erledigt worden ist, ausgeschlagen. Die Herzogin d'Arpajon hat auf die erste Bitte der Frau von Maintenon den Posten erhalten. Die Herzogin ist die Schwester eines gewissen Marquis von Beuvron, welchen Fräulein d'Aubigné einst geliebt hat. Alles, was diesem Manne angehört, wird bei Hofe lebhaft protegirt, und dies beweist, daß sich in der Mitte frommer Gebräuche die Erinnerung an das Vergnügen nicht ganz verliert. Um gerecht zu sein, muß ich indessen hinzufügen, daß Frau von Maintenon nicht nur für die Wollust, sondern auch für die Dankbarkeit Gedächtniß zu haben scheint. Dieser Tage zeigte sich in den Vorzimmern der Favorite, welches fast eben so, wie das des Königs mit Höflingen angefüllt

ist, ein Greis, welcher die Marquise zu sprechen verlangte. In das Kabinet zu ihr eingelassen, sagte er: „ich muß eine Erinnerung von 40 Jahren in Anspruch nehmen, Frau Marquise. Erinnern Sie sich noch, daß Sie sich bei Ihrer Rückkehr aus Indien täglich an das Thor des Jesuitenklosters von La Rochelle begaben, wo die Priester an die Armen Suppe vertheilten? Erinnern Sie sich dessen noch?"

„Ja, mein Herr," erwiderte die Marquise erröthend, nachdem sie einen Augenblick gezögert hatte.

„Ich unterschied Sie vor der Menge der Betelnden," fuhr der Greis fort, „der Adel Ihrer Züge sagte mir, daß Sie weder für eine solche Lage, noch für eine solche Gesellschaft geboren seien. Aber ich erwecke Ihnen unangenehme Gefühle. . ."

„Nein, nein, fahren Sie fort," sagte die Favorite, deren Busen gewaltsam auf- und nieder wogte, „ohne Furcht können Sie mich an das erinnern, welches anzuhören Gott mir die Kraft verleiht."

„Ich bemerkte," fuhr der Erzähler fort," wie schwer es Ihnen ward, um das Almosen zu bitten, und ich hatte Mitleid mit Ihnen."

„So sind Sie es, mein Herr," fiel Frau von Maintenon ihm in die Rede, „welcher mir die Demüthigung ersparte, öffentlich betteln zu müssen, und mir die Suppe in meine elende Wohnung schickte?"

„Ich war es, Frau Marquise, und es that mir herzlich leid, mich auf eine so geringe Unterstützung beschränken zu müssen.

„Diese zarte Sorgfalt gab mir das Leben doppelt wieder, indem sie mich mit der mir nöthigen Nahrung versah, und mir das herzzerreißende Gefühl ersparte, das Mitleid der Menschen bettelnd in Anspruch nehmen zu müssen. — Was kann ich für Sie thun?“

„Lange Zeit beschäftigte ich mich damit, Unterricht zu geben,“ fuhr der bejahrte Jesuit fort, „aber ich machte nur schlechte Geschäfte. Könnten Sie mir zu einer Pfründe verhelfen, so würde ich mein Leben in Ruhe und Gemächlichkeit beschließen.“

„Ich kann Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches nicht versprechen,“ erwiderte die Marquise, „denn von mir hängt die Vertheilung der Pfründen nicht ab. Nehmen Sie indessen hier diese 100 Louisd'or, und ich verspreche Ihnen jährlich eine gleiche Summe.“

In diesem Augenblicke trat der König zu der Marquise ein, und sie machte ihn mit ihrem ganzen Verhältnisse zu dem Jesuiten bekannt. Durch diese scheinbare Demuth gewann sie in den Augen des Königs noch unendlich.

Endlich nach zwei Bombardements ist Algier besiegt; der König wird Gesandte von dem Herr=

scher der Barbaren empfangen, welcher durch den Herrn von Tourville gezwungen worden ist, um Frieden zu bitten. Dieser tapfere Seemann wird ohne Zweifel besser belohnt werden, als Duquesne, gegen welchen Ludwig XIV. sich nicht sehr dankbar bezeigte, und zwar — weil er Protestant ist.

„Sire," sagte dieser würdige Stützer der französischen Marine, „als ich für Ew. Majestät focht, dachte ich nicht daran, ob Sie von einer andern Religion wären, als ich; aber aus Pflichtgefühl habe ich gedient, und nicht aus Ehrgeiz, und so bin ich durch den Erfolg belohnt genug."

Bei Gelegenheit der Einnahme von Algier muß ich eines höchst charakteristischen Zuges der Engländer Erwähnung thun. Ludwig XIV. hatte die Freilassung der Christensclaven mit zur Bedingung des Friedens gemacht. Unter diesen Sclaven befanden sich auch einige Engländer. Indem man sie an Bord der französischen Schiffe brachte, äußerten sie, daß wahrscheinlich die Furcht vor ihrer Regierung ihre Freilassung bewirkt habe; man sagte ihnen, daß dies nicht der Fall sei, und erzählte ihnen von der Großmuth Ludwig XIV. Kaum hatten sie es vernommen, als sie wieder in die Gefangenschaft zurückgeführt zu werden verlangten, weil sie ihre Freiheit keinem andern, als ihrem eigenen Herrscher, verdanken wollten. Man erfüllte

ihren Willen, und freudigen Muthes ließen sie sich die Fesseln wieder anlegen.

Am vergangenen Donnerstage ist bei Hofe eine große Redoute gewesen; der König sandte sämmtlichen Damen der Dauphine Geld zur Bestreitung ihrer Anzüge, und bezahlte auch die Masken der Herren, welche an dem Balle Theil nahmen. Dieses Fest ist durch zwei Züge von Verwegenheit verschiedener Art merkwürdig. Ein Trupp von Masken begegnete der Frau von Maintenon in einer Thür, eine dieser Masken greift der Favorite an den Busen, worauf diese ausrief: „das ist Monseigneur, er allein in Frankreich ist dazu verwegen genug.“ Es war in der That der Dauphin, und Ludwig XIV., welcher eine Maitresse nicht für ein Familiengut hält, schmollte während des ganzen Abends mit seinem Sohne. Während der Dauphin tastete, und dem König zuredete, wurde einem armen Cavallerieoffiziere mitten in der Gesellschaft seine Börse aus der Tasche gestohlen. Er beklagte sich laut über seinen Verlust, und als der König dies hörte, ließ er ihm die 100 Louisd'or wieder erstatten, welche, wie der Offizier sagte, in der entwendeten Börse enthalten gewesen sein sollten.

Um dem Könige die Entbehrung gewisser Freuden, die er früher genoß, und nach denen er noch

jetzt ein antidevotes Verlangen hegen soll, weniger fühlbar zu machen, hat Frau von Maintenon kleine Zerstreuungen, ohne gefährliche Folgen, ersonnen. Sie läßt nämlich Ludwig XIV. den Gesandten der unbedeutendsten Herrscher mit festlichem Gepränge Audienz ertheilen; das schmeichelt dem Stolze und der Eitelkeit des Königs, und er vergißt darüber süßerer Freuden und eines wohllüstigeren Thrones. Gestern nach der Messe empfing der König die Gesandtschaft eines Griechen, welcher durch geschickte Intriguen Großvezier des Königs von Siam geworden ist, und in dessen Namen über jenen Theil Indiens herrscht *). Die Gesandten, welche Ludwig XIV. reiche Geschenke überbracht hatten, machten den Antrag eines Handelsbündnisses, und baten den König um Unterstützung an Truppen, besonders aber an Offizieren. Ludwig entzückt, daß der Ruhm seines Namens bis in die Mitte Asiens gedrungen ist, versprach diesen Indiern, ihrem Herrn zwei Gesandte zu schicken, eine Truppenabtheilung, mehrere Edelleute, und endlich auch sechs Jesuiten. Den Nutzen dieser Letztern konnten die Siamesen

*) Phalk Constanze, der Sohn eines Gastwirthes in Cephalonien, war Barkalu oder Premierminister des Königs von Siam geworden. Sein Ehrgeiz verleitete ihn indessen, nach dem Throne seines Herrn zu streben, und er wurde niedergemetzelt. Seine Wittwe mußte als Magd in der Küche des Königs dienen.

durchaus nicht einsehen. Ein neuerdings erlassener Befehl verordnet, daß die Deserteure nicht mehr wie bisher mit dem Tode bestraft, sondern auf die Galeeren geschickt, und im Gesichte gezeichnet werden sollen. Der Gedanke, die Todesstrafe für ein Vergehen zu unterdrücken, welches eigentlich nichts ist, als ein Mißbrauch der natürlichen Freiheit, rührt von dem Könige her; aber den Erfindungsgeist Louvois erkennt man offenbar in der gräßlichen Strafe, an der Stirn eines Menschen für die ganze Zeit seines Lebens das Zeichen eines Verbrechens einzubrennen, welches oft nur aus augenblicklicher Unüberlegtheit entsprungen ist. Dieses Brandmahl wird nicht nur die Soldaten treffen, die sich der Desertion schuldig machen, sondern auch den grausamen Minister, welcher diese Strafe erfunden hat.

Siebentes Kapitel.
1685.

Der Abbé Dubois tritt auf. — Die vornehmen Kaufdamen. — Wohlfeiler Handel. — Der Dauphin kann nicht tausend Louisd'or geborgt erhalten. — Tod Carls II., Königs von England. — Empfang der Gesandten von Algier. — Ursprung des Place Vendôme. — Souper in den kleinen Gemächern; Lotterie. — Die Prinzen von Conti verlassen heimlich den Hof, um in Ungarn zu kämpfen. — Die Cadetten von Charlemont. — Mademoiselle Loyson und die Badenden. — Briefwechsel der Herren, wel-

che in Ungarn fochten. — Die Moscowitischen Abgesandten. — Der schwarze Fuchs. — Sonderbare diplomatische Note. — Die Mutter Polignac. — Bruch zwischen Mademoiselle und Lauzun. — Rückkehr der Prinzen von Conti an den Hof. — Die Protestanten, Dragonaden, Widerruf des Edictes von Nantes. — Tod des Kanzlers Le Telliers. — Grammont's Bemerkung über ihn. — Beschreibung von Marly — Frau von Montespan wird vom Hofe entfernt. — Der Herzog von Maine; sein Portrait. — Die vier Favoriten. — Tod des Prinzen Armand von Conti; sein Charakter. — Sein Bruder nimmt den Namen Conti an; sein Portrait. — Ton bei Hofe. — Intriguen der Frau von Montespan, um sich heirathen zu lassen. — Die heimliche Vermählung.

Monsieur hat dem Herzoge von Chartres, seinem Sohne, ein sonderbares Geschenk gemacht, und zwar durch einen Untergouverneur, Namens Dubois. Dieser ist eine Art von Abbé, welcher jedoch, nach der allgemeinen Meinung, die ersten Weihen nicht empfangen haben soll, und vielleicht weder eingesegnet, noch getauft ist. Aber in Folge der vorzüglichen Bekanntschaften, welche Dubois sich mit allen Friseurmädchen und hinter den Coulissen unserer Theater gemacht hat, wird er wahrscheinlich sehr bald steigen. Er ist der Sohn eines Apothekers zu Brieve-la-Gaillard. Ich weiß nicht, wie er es gemacht hat, um bei seiner Ankunft in Paris Bekanntschaften anzuknüpfen, aber er hat sich Gönner erworben, und darf jetzt auf schnelles Steigen rechnen. Gestern nach dem Abendessen haben sich der König und der Dauphin zur Frau von Mon-

tespan begeben. Die ehemalige Favorite hatte mehr als 200 Personen zu sich eingeladen, und für ihre Gesellschaft eine neue, höchst sinnreiche Unterhaltung ausfindig gemacht. In ihrem sehr umfangreichen Gesellschaftssaale war eine Messe errichtet worden; die schönsten Frauen der Gesellschaft machten die Verkäuferinnen in den Buden und waren verkleidet, jedoch ohne Gesichtsmasken. Besonders die Töchter der Marquise, die Prinzessinnen von Nantes und Blois waren ausgezeichnet hübsch. Wohlfeiler sah man nie kaufen als hier, denn alle die Waaren wurden umsonst gegeben. Der König fand das Fest mit vielem Geschmacke angeordnet, aber der Dauphin nahm nur geringen Antheil an der allgemeinen Freude. Traurig, nachdenkend, niedergeschlagen, setzte er sich in eine entfernte Ecke des Saales und dachte an eine Kammerfrau, Namens Laurenze, welche die Dauphine fortgeschickt hatte, da sie von dem Dauphin guter Hoffnung war. Der Prinz ist um so betrübter, da das arme Mädchen zu ihrer nahen Niederkunft tausend Louisd'or bedarf, und der muthmaßliche Thronerbe sich bis jetzt vergebens bemüht hat, diese Summe aufzutreiben.

Carl II., König von England, ist gestorben. In seinem eigenen Reiche betrauert man seinen Tod nur sehr wenig, und in dem ganzen übrigen Europa wird seinem Andenken geringe Achtung gezollt. Im Unglücke und im Exil aufgewachsen, konnte er

die Würde seines Ranges nicht wieder gewinnen, als Monck ihm das blutige Scepter Karls I. überreichte. Seine Politik ward stets von dem Parlamente beherrscht, und dieses strebte unablässig dahin, seine Macht zu beschränken. Monck war ihm unentbehrlich zur Bewahrung seiner Krone, wie er es zu deren Erwerbung gewesen. Der Cavallier, welcher Ludwig XIV. den Tod Carls II. und die Thronbesteigung Jacobs II. notificirte, erzählte, daß der verstorbene König noch in seinen letzten Augenblicken zur katholischen Religion übergetreten sei.

Die Gesandten des Dey's von Algier sind am vergangenen Mittwoch nach der Messe von dem Könige empfangen worden. „Sire," haben sie durch ihren Dollmetscher sagen lassen, „unser Gebieter nimmt sich die Freiheit, Ew. Majestät ein kleines Geschenk zu überreichen, und hofft, daß Sie es nicht ablehnen werden." Sie baten ihn hierauf, an eines der Fenster zu treten, und zeigten ihm auf dem Marmorhofe zwölf der schönsten arabischen Pferde, welche der Dey ihm übersandte. Ehe der König diese Ungläubigen entließ, sagte er ihnen noch, daß er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Befehl ertheilt habe, ihnen die größte Ehre angedeihen, und ihnen alle Sehenswürdigkeiten seiner Hauptstadt zeigen zu lassen.

Der König hat den Kauf des Hotel Vendôme

abgeschlossen; er zahlt den Schuldnern des Marschalls von Vendôme 600,000 Livres, und dem Marschall ein Schlüsselgeld von 6000 Louisd'or. Das Hotel soll niedergerissen werden, und Julius Harduin Mansard hat den Befehl erhalten, Pläne zu einem Platze einzureichen, welcher an dessen Stelle angelegt werden soll. Gestern Abend war in den kleinen Gemächern des Königs Souper von siebenzehn Couverts; diese waren für den König, den Dauphin, die Dauphine, die Prinzeß von Conti, Mademoiselle de Nantes, die Damen Montespan, Maintenon, Thiange, Arpajon, Rochefort, Monchevreuil und Bussy, und den Fräuleins Byron, Rambure, Lövenstein, Grammont und Hamilton bestimmt. Vor und nach dem Souper war eine Lotterie von 3000 Loosen, unter denen sich nicht mehr als 24 Nieten befanden. Diese letzteren fielen in verschiedene Hände, durch eine Sonderbarkeit aber, welche Frau von Maintenon nicht blos dem Glückszufalle zuschreiben wollte, erhielt Fräulein von Lövenstein die sämmtlichen vier Geldgewinne, deren jeder aus 500 Stück Louisd'or bestand. Die ganze kleine Abendunterhaltung kostet nicht mehr als 30,000 Thaler. Wir werden sehen, wie der ehrliche Le Pelletier, der Nachfolger Colberts, sich bei dergleichen Verschwendungen zu benehmen weiß.

Bei der Rückkehr von diesem Feste erfuhr der König, daß der Prinz von Conti und dessen Bru-

der, der Herzog von Roche-sur-Yon, den Hof heimlich verlassen hätten, um nach Ungarn zu gehn, und sich dort für die Sache des ungarischen Adels zu schlagen. Der König war sehr ungehalten hierüber, die Prinzeß von Conti schien indeß diese Unzufriedenheit nicht zu theilen. Jedes Ding hat zwei Seiten.

In Charlemont war ein Kadettencorps, zur Ergänzung der Officiere bei den Regimentern bestimmt. Diese jungen Leute, empört über die Strenge der Duellgesetze, haben die Flucht eines ihrer Kameraden begünstigt, der sich geschlagen, seinen Gegner getödtet hatte, und nun seine Strafe empfangen sollte. Siebenzehn von ihnen, nicht zufrieden ihn zu befreien, haben ihn bis nach Namur begleitet, und sind dann wieder zu ihrer Compagnie zurückgekehrt. Auf einen Befehl des Hofes, oder vielmehr Louvois, haben diese siebenzehn jungen Leute loosen müssen, weil zwei von ihnen erschossen werden sollten, und gestern hat Ludwig XIV. die ganze Kompagnie aufgelöst. Der König schien hierauf traurig zu sein, und der Graf von Grammont unternahm es, ihn aufzuheitern. „Sire,“ sagte er ihm, „haben Sie noch nichts von den beiden schönen Schwestern Loyson gehört, von denen die eine blond, die andere brünette ist, und von deren Galanterie ganz Paris spricht, obgleich sie selbst sich

alle Mühe geben, für tugendhaft zu gelten. Die Eine dieser Schwestern, welche den merkwürdigen Namen Toutine führt, fuhr gestern am Ufer der Seine hin, da bemerkte sie in der Nähe der Porte St. Bernhardt Badende, welche ganz nackt an der Seine standen. Johann, rief sie ihrem Kutscher zu, kehre schnell um, ein solcher Anblick ist nicht zu ertragen. — Wahrlich der König sollte befehlen, daß man sich nur in anständiger Kleidung baden darf. — Ew. Majestät mögen nun selbst in Erwägung ziehen, ob ein so wichtiger Gegenstand nicht im Ministerconseil zu Rathe gezogen zu werden verdient.“ Der König lachte herzlich und die Kadetten von Charlemont waren vergessen.

Der König hatte den beiden Prinzen von Conti ihren abenteuerlichen Ritterzug nach Ungarn noch nicht vergessen, zumal sie auch mehrere andere junge Herren des Hofes zu gleicher Thorheit verleitet hatten, z. B. die Herren von Liancourt und Alincour. Jetzt ist der Zorn des Königs verdoppelt worden. Er hat mehrere Couriere auffangen lassen, durch welche die Prinzen an ihre Freunde in Frankreich schrieben. Der Briefwechsel wurde nicht nur in höchst leichtfertigen Ausdrücken geführt, sondern auch des Königs selbst wurde darin auf eine geringschätzende Weise Erwähnung gethan. Liancourt sagte unter anderm: Ludwig der Große sei ein Theater-

könig in Hinsicht der Repräsentation, und ein Schachkönig in Hinsicht des Kriegführens.

Der König hatte den Kummer, bei der aufgefangenen Correspondenz mehrere Briefe der Prinzeß von Conti, seiner Tochter, zu finden, welche die beißendsten Anmerkungen über Frau von Maintenon und auch über ihn selbst enthielten. Der König machte der Prinzeß darüber sehr harte Vorwürfe; sie warf sich ihm zu Füßen und bat um seine Verzeihung, die sie auch erhielt, da ein Vater, wenn er auch ein stolzer Monarch ist, doch nie ganz aufhören wird, Vater zu sein. Nicht ganz so leicht ging aber die Sache für die Herren von Liancourt und Alincour ab; der König zeigte ihren Vätern, den Marschällen von La Rochefoucault und Villerois, die Briefe, und erklärte, daß die jungen Herren bis auf weiteren Befehl vom Hofe entfernt bleiben sollten.

Einige Tage nach dem Empfange dieser Briefe bemerkte die Favorite, daß der König noch immer traurig sei; sie fragte daher den Minister Croissy, ob er nicht eine jener feierlichen Audienzen bereiten könne, welche dem Könige so sehr gefielen. Er erwiderte, daß sich zufällig die beste Gelegenheit dazu biete, da in St. Denis moskowitische Abgesandte angekommen wären.

Die russische Gesandtschaft bestand jetzt vielleicht zum ersten Male aus Männern höhern Ran=

ges; für gewöhnlich vertrauen die Czaren dergleichen Sendungen armen Strohjunkern an, denen sie einen anständigeu Erwerb zuwenden wollen. Eine solche Gesandtschaftsreise wird sogar zuweilen als Speculation betrachtet, und deshalb bezahlt, um dieselbe zu erhalten. Während der Reise verkaufen dann die Gesandten die Waaren, mit denen sie sich versehen, und ihr Gewinn ist dabei um so größer, da sie überall auf Kosten der Herrscher verpflegt werden.

Der Marschall d'Humieres wurde gestern den moskowitischen Gesandten nach St. Denis entgegengeschickt, und führte sie in Equipagen des Hofes zur Audienz. Der König hat sie im Thronsaale empfangen, die Prinzen aber haben sie nicht zu sehen bekommen. Die Moskowiter sind die besten Schachspieler; unsere besten Spieler sind gegen sie nur Stümper.

Unter andern Geschenken haben die Gesandten Iwans auch zwei sehr kostbare Pelze von schwarzem Fuchs überreicht. Dies Thier lebt in Sibirien; es ist so schwer zu tödten, und sein Fell wird so hoch geschätzt, daß ein Verbannter, der seine ganze Lebenszeit in Sibirien zuzubringen verurtheilt ist, seine Freiheit erhält, wenn es ihm gelingt, der Regierung drei schwarze Fuchsfelle abzuliefern.

Eine Verhandlung der sonderbarsten Art, und wie sie in den Annalen der Diplomatik gewiß sel-

ten vorkömmt, hat kürzlich stattgefunden. Unser Gesandter in Spanien meldete dem König, er habe Ursache zu fürchten, daß eine Verschwörung gegen das Leben der Königin Marie Louise, Tochter von Monsieur, im Werke sei, und daß sogar schon jetzt Angriffe auf das Leben derselben versucht worden seien. Unmittelbar nach dem Empfange dieser Botschaft erhielt der Minister von Croissy den Auftrag, dem spanischen Gesandten zu notifiziren, daß 100,000 Mann über die Pyrenäen rücken und das Land verwüsten würden, wenn sich nur die geringste Spur eines Angriffes auf das Leben der Königin zeige; ja diese Drohung solle sogar dann erfüllt werden, wenn Maria Louise jetzt zufällig bald an einer Krankheit stürbe.

Ich weiß nicht, welche Wirkung diese Drohung hervorbringen wird, aber wenn ein solcher Anschlag wirklich in den Köpfen der Spanier existirt, so dürfte er schwerlich zu hintertreiben sein.

Während die arme Marie Louise auf diese Weise der Erfüllung ihrer traurigen Ahnungen entgegensieht, hat der König wieder eine seiner natürlichen Töchter in eine gute Familie verheirathet. Mademoiselle de Nantes ist mit Louis von Bourbon Condé, Enkel des großen Condé, vermählt worden. Der Prinz ist leidenschaftlich in seine kleine Cousine verliebt, und in der That ist die Prinzeß ein allerliebstes Weibchen, sehr hübsch und voll Geist;

doch ich glaube, daß dieser sich zum Spott und zu beißenden Sarkasmen neigt. Der Herzog von Bourbon giebt seinem einzigen Sohne 50,000 Thaler jährliche Renten, und die Herzogin sichert ihm nach ihrem Tode 400,000 Thaler zu. Der König giebt seiner Tochter ein jährliches Einkommen von 100,000 Frank und als Mitgift 1 Million, wobei 200,000 Livres in Meublements. Unter andern Hochzeitsgeschenken hat der König der Prinzeß auch noch ein Perlenhalsband verehrt, welches man 100,000 Thaler an Werth schätzt. So ist denn also ein Zweig des Hauses Bourbon-Condé auf das Haus Bourbon-Mortemart gepfropft, wie ein anderer auf das Haus Bourbon-La Vallière. Die jungen Gatten wurden gestern in der Kapelle von Versailles getraut. Aber am Abend trennte man sie wieder, bis sie stark genug zur wirklichen Ehe sein werden. Der alte Spasmacher Grammont fragte mich diesen Morgen: „Wird eine Probe deshalb mit der jungen Frau angestellt werden?“

Die Herzogin von Polignac hat, trotz ihres Exils, die Hoffnung genährt, ihren Sohn mit einer Dame vom Hofe zu vermählen; Sie warf ihre Augen auf das Fräulein von Rembure, ungeachtet des Abenteuers derselben mit dem Dauphin, oder vielleicht eben deswegen. Für Familien, welche schnell in die Höhe wollen, sind dergleichen Verbindungen sehr vortheilhaft. Die Herzogin begab sich daher in

der Hoffnung nach Paris, daß der König die Vergiftungsgeschichte vergessen haben sollte, aber Ludwig XIV. hat ein gutes Gedächtniß. Er ließ ihr dieser Tage befehlen, sich sofort wieder in ihr Exil zu begeben. Dann versprach er dem Fräulein von Rembure für ihre Ausstattung zu sorgen, doch unter der Bedingung, daß die Mutter Polignac in keine Berührung mit dem Hofe komme.

Seit Lauzun Pignerol verlassen hat, gab er Mademoiselle häufig Veranlassung, mit ihm unzufrieden zu sein. Während der vier Jahre der heimlichen Ehe sind mehrere bedeutende Zwistigkeiten unter den Gatten vorgefallen. Selbst bei einer Frau, welche die Störung ihrer Vergnügungen fürchtet, geht die Geduld zuweilen aus. Mademoiselle zeigte sich immer schwieriger zu den Versöhnungen, und verlangte endlich sogar, daß er von einem Ende der großen Gallerie im Palaste Luxemburg bis zu dem andern auf den Knieen zu ihr rutsche. Der stolze Lauzun gehorchte; er mußte die Alte schonen, da sie die Schlüssel zum Geldkasten in ihrer Gewalt halte. In Folge dieser Versöhnung erlangte Mademoiselle die Rückberufung Lauzuns an den Hof; er erschien seitdem Einmal daselbst. Er mochte wohl auf einen recht freundlichen Empfang von Seiten des Königs gerechnet haben, dieser aber zeigte sich gleichgültig und kalt, und so sah man denn Lauzun seitdem nicht wieder in Versailles.

Seit der Scene in der Gallerie, hatte die Prinzeß nicht mehr Ursach zur Zufriedenheit mit ihrem Gatten, als früher. Er war kalt, verdrießlich, zuweilen sogar grob gegen sie. Eines Tages, als er von der Jagd zurückkehrte, vergaß er so ganz, was er einer Enkelin des großen Heinrichs schuldig sei, daß er ihr im gebieterischen Tone zurief: „Louise von Orleans, ziehen Sie mir die Stiefeln aus.“ Als Mademoiselle sich heftig über diese Insolenz beklagte, machte Lauzun mit dem Fuße eine Bewegung, welche das Maaß der Beschimpfungen füllte, die er sich bisher schon erlaubt. Plötzlich gewann die Prinzeß jetzt das ganze Gefühl ihrer Würde, und mit Stolz herrschte sie ihm zu: „Entfernen Sie sich, und kommen Sie mir nie wieder vor die Augen.“ Dieser Bruch war der Letzte.

Während der Marschall von Estrées die Barbaresken von Tunis und Tripolis zwang, der französischen Flagge Ehrfurcht zu beweisen, empfingen die beiden Prinzen von Conti zu den Füßen des Königs ihre Verzeihung. Bei ihrer Rückkehr aus Ungarn einige Wochen vom Hofe verbannt, erhielten sie endlich den Befehl zur Rückkehr an denselben. Ohne des ärgerlichen Briefwechsels weiter zu erwähnen, begnügte sich der König damit, ihnen zu sagen: „Meine Herren, die Prinzen von Geblüt sind besser in meiner Nähe, als irgendwo anders.“

Ungeachtet dieser schönen Worte haben dennoch einige Personen, welche mit den Gesinnungen des Königs wohl vertraut sind, dem Herzoge von La Roche-sur-Yon die Weisung zukommen lassen, sich einige Tage vom Hofe entfernt zu halten, da sein Anblick dem Könige nicht angenehm sei. Wäre Mademoiselle de Blois weniger jung, so könnte sich der Herzog gleich wieder in Gunst setzen, indem er sie zum Altare führte, aber sie ist noch ein bloßes Kind, und er muß daher seine Ungnade in Geduld tragen.

So lange Colbert lebte, hat der König die Protestanten nie öffentlich verfolgt, denn der große Minister ließ ihn in denselben Unterthanen sehen, welche mit an dem Wagen des allgemeinen Wohles zögen. Der Pater La Chaise und Frau von Maintenon wagten es nicht, ihre bigotten Predigten den Vernunftgründen entgegen zu setzen, mit denen der Generalcontrolleur seine Rathschläge zu unterstützen wußte. Nun aber dieser Mann todt ist, der seinem Gebieter nie etwas anderes rieth, als was er für das wahre und allgemeine Beste nothwendig hielt, nun wird der König unablässig von den Organen der Intoleranz bestürmt, und der wilde Louvois brach den Zügel, den Colbert dem Fanatismus angelegt hatte. Seit dem Ende des Jahres 1684 fängt man an, die protestantischen Kirchen nieder-

reißen zu lassen, welche nicht mit in dem Edicte von Nantes erwähnt sind. Bald sendete man den Hugenotten Missionaire, um sie zu bekehren, und Dragoner, um diejenigen zu züchtigen, welche sich nicht bekehren ließen *). Von allen Kanzeln lobten katholische Priester die gegen die Hugenotten angewendete Strenge, und suchten sie zu rechtfertigen. Schrecken verbreitete sich in den Provinzen; schauderhafte Thaten wurden durch die Bekehrer vollbracht: hier schmiedete man mit den gemeinsten Verbrechern Männer zusammen, deren einziges Vergehen darin bestand, nicht begriffen zu haben, was man von ihnen verlangte; dort wurden Frauen schmählich behandelt und gepeitscht, weil sie französische Hymnen gesungen; wieder an einer andern Stelle hauchten Priester am Galgen oder auf dem Rade ihr Leben aus, weil sie eine edle Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter bewiesen hatten. Eine wüthende Soldateska schleppte zitternde Greise zum Altare, und zwang sie mit geschwungenem Säbel, einen Gott des Friedens und der Gnade anzuerkennen. In Saintonges und Languedoc zeigte sich die Verfolgungswuth erfinderisch in Erschaffung neuer Qualen: hier war es besonders, wo man Männer und Frauen bei den Haaren in ihren Häu-

*) Diese Dragoner wurden die gestiefelten Missionaire genannt.

sern oder an den Bäumen in ihren Gärten aufgehangen fand; andere wurden mit Stecknadeln gespickt, mit glühenden Zangen gezwickt, oder mit Blasebälgen aufgepumpt; Andere wurden bei den Beinen aufgehangen, oder von grausamen Verfolgern in den Wäldern gleich den wilden Thieren gehetzt. Schwuren die Protestanten, um diesen grausamen Verfolgungen zu entgehen, ihren Glauben ab, so wurden sie alsbald mit Spionen umringt, welche ihre Reden beobachteten, jeden ihrer Seufzer zählten, und sie zuweilen, des Rückfalls verdächtig, in die abscheulichsten Kerker warfen. Bis an den Rand des Grabes verfolgte man die Priester, und brachte sie oft noch in eben dem Augenblicke um, wo schon das Gesetz der Natur ihnen das Leben abforderte; starben sie dann, ohne die Worte ausrufen zu können: „Ich trete zurück," so wurden ihre Leichen mit Füßen getreten, in Stücken zerrissen und auf den Schindanger geworfen.

Nicht alle Missionarien aber verfuhren mit dieser furchtbaren Grausamkeit. Wenn Laville, Latrousse, Mavillac, Märtyrer machten, so bewies dahingegen Fenelon, daß man mit der Sanftmuth der Apostel vielleicht noch mehr hätte ausrichten können. Unter den grausamsten Peinigern der Hugenotten zeichneten sich besonders auch die Jesuiten von Wannes aus, denn diese peinigten selbst die Bekehrten noch auf mannichfache Weise. Daß der ka-

tholische Glaube mehr gewonnen haben würde, wenn das Verfahren Fenelons allgemeiner geworden wäre, läßt sich leicht begreifen, dennoch aber haben die Jesuiten von Warennes bei Hofe Recht bekommen. Auf ihr Anhalten wurde durch den Pater Lachaise der redliche Fenelon auf der Liste der Pfründen gestrichen, auf welcher er für das Bisthum Angers eingeschrieben war. Louvois schrieb den Befehlshabern der Truppen, oder vielmehr der Henkersknechte: der König will, daß die äußerste Strenge gegen alle die angewendet werde, welche sich weigern, seiner Religion anzugehören.

Der Minister, welcher diesen abscheulichen Befehl gab, handelte dabei zwar meistentheils aus eigenem Antriebe, aber gewiß ist es, daß die Dragonaden im mittägigen Frankreich der Absicht des Königs nicht zuwider waren. Er hat in der That gesagt: „Ich will, daß man mit der äußersten Strenge gegen die verfahre, welche sich nicht zu meiner Religion bekennen wollen.“

Am 22. October endlich hob der König, welcher sich zu Fontainebleau befand, das von Heirrich IV. erlassene Edikt von Nantes auf. Das Edikt von Fontainebleau gebietet den Priestern, welche sich nicht bekehren wollen, das Königreich binnen viezehn Tagen zu verlassen. Sie gehorchen, und bei weitem die größere Mehrzahl der Heerde wird ihren Hirten folgen, ungeachtet des Walles von Musque-

ten, welche Louvois an den Gränzen und in den Häfen aufgeführt hat. Schon jetzt sind aus dem Reiche eine große Menge Glas=, Papier=, Leinwand=, Hut= und Stahl=Fabrikanten, von Kupferschmieden, Uhrmachern und vielen andern nützlichen Handwerkern und Künstlern verschwunden; sie wenden Holland, England, Deutschland und der Schweiz jene Schätze der Industrie zu, welche den genannten Ländern bis jetzt noch fehlten, und an denen Frankreich ärmer wird.

Man sollte glauben, daß der Widerruf des Ediktes von Nantes dem Papste angenehm sei, aber dem ist nicht so. Innocenz XI. ist ein verständiger Mann, welcher die christliche Welt nach den Grundsätzen des Evangeliums beherrschen will. Als Kirchenoberhaupt scheint er sehr gleichgültig gegen den unglücklichen Staatsstreich, den Ludwig XIV. ausgeführt hat, und als Politiker tadelt er ihn hart.

Der Widerruf des Ediktes von Nantes ist der Gegenstand des härtesten Tadels gewesen, und zwar nicht blos im Auslande, sondern auch in Frankreich, am Hofe, ja sogar in Gegenwart des Königs. Vor etwa drei bis vier Tagen sagte der Graf von Avaux zu dem Könige, daß eine Menge von Kaufleuten Frankreich verließen, welche wenigstens drei bis vier Millionen mit sich nähmen. „Mein Reich nimmt eine Abführung ein,“ erwiderte der König.

„Das ist wohl möglich, Sire," entgegnete der Graf, „aber auf ein solches Abführungsmittel kann die Schwindsucht folgen."

Der alte Kanzler Le Tellier war hoch erfreut über die Dragonaden, welche sein Sohn befahl; indem er das Edikt unterzeichnete, rief er aus: jetzt, Herr, nimm deinen Diener zu dir, denn mit meinen eigenen Augen habe ich deinen Ruhm erblickt."

Es scheint, als hätte Gott ihn für diese Aeußerung züchtigen wollen, denn er starb am 31. März, am 9. Tage nach der öffentlichen Bekantmachung jenes unglückseligen Ediktes. Le Tellier ließ seine Gewandtheit in den Geschäften durch einen hohen Grad der Falschheit vergessen; er konnte deshalb sich keine Freunde bewahren. Er war neidisch, ehrgeizig und sehr geschickt, solchen Personen zu schaden, deren Einfluß er fürchtete. War es ihm gelungen, irgend einen Nebenbuhler in der Gunst des Königs zu stürzen, so zeigte sich in seinen Zügen die boshafteste Freude. Als der Kanzler eines Tages mit freundlichem Gesichte aus dem Kabinette des Königs kam, sagte der Marschall Grammont: „es ist mir, als sähe ich einen Marder vom Taubenschlage kommen, und sich den Bart lecken."

Marly ist zwar noch nicht vollendet, aber doch wenigstens bewohnbar, und die Reisen nach diesem nahen Schlosse haben begonnen. Der König er-

nennt die, welche ihm nach Marly folgen sollen. Man versichert, dies sei nur geschehen, um Frau von Montespan aus den Listen zu streichen; dennoch aber ist sie schon zwei Mal auf Bitten der Frau von Maintenon zugelassen worden. Die Personen, welche die Reise mitmachen, wohnen zu zwei und zwei in den Flügeln, welche ich hiernächst beschreiben werde. Die Damen, und eben so auch die Herren, finden in ihren Zimmern Alles, was zu ihrer Toilette nöthig ist. Wird eine Dame auf die Liste gesetzt, so hat ihr Gemahl die stillschweigende Erlaubniß, sie zu begleiten. Die neuen Reisen sind der Gegenstand ehrgeizigen Strebens bei Hofe, und es werden sogar allerhand Negotiationen angewandt, um auf die Liste zu kommen. Die Prinzeß Montauban, welche noch nicht zur Begleitung gekommen war, bot neulich der Prinzeß Harcourt eine bedeutende Summe, um an deren Stelle mitreisen zu können. Da ich selbst durch ein glückliches Ungefähr von der vierten Reise an, auf die Liste kam, ist es mir möglich, eine genaue Beschreibung des Schlosses von Marly zu geben.

Durch eine köstliche Allee gelangt man zu dem Schlosse, dessen Park mit dem von Versailles zusammen stößt. Ein Gitter von sehr schöner Arbeit schließt den Hof, welcher rund ist, und um den rings herum die Ställe sich befinden. Das Haupt=

gebäude besteht aus einem großen Schlosse von vier Flügeln, und um dieses herum stehen auf jeder Seite in gleichen Entfernungen sechs kleinere Gebäude. Das Schloß ist von Außem mit korinthischen Säulen verziert; in den Zwischenräumen sind nach Zeichnungen von Lebrun Alfresco-Gemälde von Rousseau, Trophäen, Allegorien und Devisen vorstellend. Jede Fronte des Hauptgebäudes ist mit einem großen Balkon geziert; die Treppen, welche in der Mitte und an den Flügeln angebracht sind, werden von sechs Kindergruppen und acht vergoldeten Sphynxen geziert; die Arbeit ist von dem Meisel eines jungen Künstlers, Namens Coustou. Diese Treppen, welche zu vier Vorhallen führen, bilden den Eingang zu den Zimmern des Erdgeschosses, welche für den König und die Prinzen vom Geblüt bestimmt sind. Diese Zimmer hängen mit dem großen Saale zusammen, welcher achteckig ist, und vier große Kamine hat. Dieser große Saal ist mit jonischen Säulen geschmückt, und die Arbeit der Decke stellt die Jahreszeiten vor. Vier große Fenster verbreiten hinlängliches Licht über den weiten Raum. Im Entrésaal und in der ersten Etage sind auch noch Zimmer für die Herrschaften bestimmt; die zweite Etage aber ist nur für Herren und Damen, welche den Dienst haben. Dem Schlosse gerade gegen über ist eine große Esplanade, das Amphitheater genannt, auf dessen Brüstung vierzehn schöne Vasen stehen;

diese Brüstung ist mit Platten von verschiedenfarbigem Marmor bekleidet.

Die Wasserkünste Marlys sind von ausgezeichnetem Geschmack, besonders das Stück der „Winde.“ Die Gärten, in denen man Alles findet, was die Kunst Geschmackvolles zu bieten vermag, sind durch Durusé angelegt.

Aber zu wie vielen unnützen Ausgaben haben die Wasserkünste und die Gärten von Marly Veranlassung gegeben. Ludwig XIV. wollte, wie ich es bereits erwähnt habe, anfangs hier nur ein kleines Gebäude angelegt wissen, in dem er, begleitet von etwa acht bis neun Herren des Hofes und einigen Lakaien zwei bis drei Nächte zuzubringen vermöchte. Aber während der Arbeit veränderten sich seine Absichten, und der Plan mußte vergrößert werden, alle Hindernisse mußten schwinden. Und was war dazu alles erforderlich? Große Bäume, mit ihrem ganzen Laubwerke bedeckt, wurden von Compiegne oder Fontainebleau herbeigebracht, und ergötzten den König einige Tage durch den trügerischen Schein einer üppigen Vegetation. Sie starben bald, wurden aber so schnell durch andere ersetzt, daß man den Wechsel nicht bemerken konnte. Auf diese Weise hatte Ludwig XIV. mehrere Jahre hindurch in Marly Schatten. Wie seine Laune wechselte, mußten oft Boskets in Wasserstücke verwandelt werden, und mit Staunen bestieg man da die

Gondel, wo man noch wenige Monate zuvor kühlenden Schatten gesucht hatte, und wieder einige Monate später hatten die Wasser abermals den Bäumen Platz gemacht. Zwanzig Mal wurden die Wasserbecken in Wasserfälle, die Springbrunnen in Kanäle verwandelt; die mit kostbaren Vergoldungen und künstlicher Arbeit geschmückten Fischbehälter wurden, kaum vollendet, wieder zerstört, um einem Rasenplatze zu weichen. Mit einem Worte, Marly ist auf dem besten Wege, wenigstens eben so viel zu kosten, als Versailles.

Seit langer Zeit wünschte der König schon, daß Frau von Montespan sich vom Hofe entfernen möchte; der stete Anblick dieser Mitschuldigen einer langen Reihe von Schwächen und Sünden stört den König in seiner jetzigen Frömmigkeit. Frau von Maintenon, welche noch immer befürchtet, daß eine solche Ungnade ihrem Einflusse zur Last gelegt, und als die schreiendste Undankbarkeit getadelt werden möchte, hat die Entfernung der ehemaligen Favorite noch immer verzögert; da aber der König den unangenehmen Anblick nicht länger ertragen wollte, hat endlich Frau von Maintenon selbst die Verkündigung seines Willens übernehmen müssen. Frau von Montespan brach in lautes Geschrei aus, zerriß die Spitzen ihrer Kleidung und fiel in Krämpfe; dann sprang sie plötzlich auf und rief, man solle ihr ihre

Kinder bringen, um sie in Stücken reißen zu können. Als sie sich etwas beruhigt hatte, sagte sie zur Frau von Maintenon: „Wenn ich dem Könige vor vierzehn Jahren geglaubt hätte, so würden Sie mich jetzt nicht umbringen.“

Die Favorite verlangte indeß von ihrer Vorgängerin eine bestimmte Antwort für den König. „Ich werde sie ihm bald und direct zukommen lassen,“ entgegnete die Montespan; „ich denke, weder des Königs Geduld zu erschöpfen, noch die Ihrige.“

Ungeachtet dieses Versprechens hat die Marquise dennoch gezögert, dem Willen des Königs nachzukommen, und es ist daher ein zweiter Bote an sie abgesandt worden, der sich selbst angetragen hatte. Acht Tage sind seitdem verronnen, und noch hat der Hof sich nicht von dem Erstaunen erholt, das ihn ergriff, als er erfuhr, dieser zweite Bote sei niemand anders als der Herzog du Maine, der eigene Sohn der Marquise. Der auffallende Entschluß, seine Mutter zur Entfernung vom Hofe zu bewegen, verdient wohl einiger Erklärung, und es scheint mir daher hier der passendste Ort, das Portrait dieses jungen Mannes zu entwerfen. Obgleich noch sehr jung, besitzt doch der Herzog einen so feinen Verstand, einen so richtigen Takt zur Intrigue, wie man ihn selbst bei den ältesten Höflingen nicht findet. Unter dem Scheine der größten Einfachheit verbirgt dieser Bastard des Königs eine seltene

Schlauheit und Gewandtheit. Er weiß die Menschen, mit denen er in Berührung kömmt, schnell und richtig zu beurtheilen, besitzt die Kunst, sich ihres Vertrauens zu bemächtigen, und mißbraucht es nur sehr selten nicht, denn sein Ehrgeiz läßt ihn keine Rücksicht auf Andere nehmen. Unerfahrne lassen sich durch das Ansehen der Sanftmuth, der Schüchternheit des Herzogs, durch seine frommen Betheurungen, leicht täuschen, der Blick des Erfahrnen entdeckt aber hierin den Betrug; die Vorsehung selbst drückte der Stirn der Heuchler den Stempel der Falschheit auf. Der Herzog du Maine hatte bei seinem scharfen Beobachtungsgeiste das ungeheure Wachsthum der Gunst seiner ehemaligen Gouvernante bemerkt, so wie das schnelle Sinken des Einflusses seiner Mutter. Unter diesen Umständen konnte seine eigene Lage bei Hofe leicht sehr gefährlich werden, wenn er seine kindlichen Pflichten erfüllte. Er entfernte sich von denselben, und ergab sich ganz der Frau von Maintenon. Er mußte ihr eine Bürgschaft seiner Anhänglichkeit verschaffen, und konnte dann des Preises dafür gewiß sein. Die Entfernung der Frau von Montespan bot die Gelegenheit, seine Ergebenheit gegen Frau von Maintenon auf das Bündigste zu beweisen, und er schauderte nicht, sie zu ergreifen. Der Bastard des Königs ging zu seiner Mutter, fest entschlossen, ihr die bestimmte Weisung zu geben, sich ohne Zögern und ohne Rück-

kehr vom Hofe zu entfernen. Aber die Marquise ließ ihren Sohn nicht vor sich, und gebot ihm, sich sogleich aus ihrer Wohnung zu entfernen. Dessen ungeachtet genügte der Schritt, den er gethan, der Frau von Maintenon; von diesem Tage an begann eine innigere Verbindung zwischen ihnen, und ein wechselseitiger Austausch der Zärtlichkeit.

Am folgenden Tage schickte Frau von Montespan dem Könige alle Juwelen, welche sie je von ihm empfangen, zurück, und noch an demselben Abende verließ sie Versailles, um nie wieder dahin zurück zu kehren.

Fast der ganze Hof ist über die Entfernung der Frau von Montespan erfreut; ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihre Launen, hatten während ihrer Herrschaft fast jedem der Höflinge irgend eine Demüthigung zugezogen. Die Bosheit ihrer Zunge war fast eben so sehr gefürchtet, als der giftige Stachel der Natter. Frau von Montespan liebte den König nur aus Ehrgeiz, alle Männer aber aus Temperament. Nichts kam der Unbeständigkeit dieser Frau gleich, ausgenommen etwa ihre Wollust und ihr Ehrgeiz. Um die eine oder die andere dieser Leidenschaften zu befriedigen, beugte sie ihren Stolz, wenn die Umstände es heischten.

Seit einigen Jahren werden bei der Frau von Montespan die Anfälle der Frömmigkeit häufiger; sie empfindet öfters Gewissensbisse. In den Anfäl-

fällen ihrer Melancholie bleibt sie nicht einen Augenblick ohne das größte Entsetzen; während der Nacht kann sie nur zwischen zwei andern Frauen schlafen; und wenn während dieser Zeit der Donner erschallt, giebt sie der sonderbaren Laune nach, ein unschuldiges Mädchen an ihren Busen zu nehmen; sei es nun, daß sie glaubt, die Unschuld dieses Kindes wende die Strafe des Himmels von ihr ab; sei es, daß sie wähnt, der Donner des Himmels könne sich irren; genug, so lange das Gewitter währt, läßt sie das Kind nicht von sich.

Seit die gefallene Favorite sich von dem Hofe zurück gezogen hat, ist sie fortwährend von Allem in Kenntniß geblieben, was dort vorgeht. Vor einigen Tagen kehrte ein Höfling von Fontainebleau zurück, wo der Hof sich damals aufhielt; er erzählte der Frau von Montespan, daß der König in der größten Vertraulichkeit mit der Frau von Maintenon zu leben scheine; daß er einen Theil der Nacht bei ihr zubringe, und daß man sie überall wie wirkliche Eheleute mit einander sprechen sähe. „Der Vergleich hinkt,“ erwiderte Athenaïs, „wenn sie mit einander verheirathet wären, würden sie sich nicht so lieben.“

Es sind Tabaksdosen erschienen, welche die Neugier in hohem Grade anregen; sie sind mit irgend einem Phantasiegemälde geschmückt, aber wenn man an einer verborgenen Feder drückt, erscheint ein sehr

unterhaltendes Bild. Es stellt die vier Maitressen vor, welche den König umringen; die Herzogin von La Vallière legt die Hand auf das Herz des Königs; die Herzogin von Fontanges legt sie auf seinen Geldbeutel; Frau von Montespan anders wohin, und Frau von Maintenon ergreift die Krone. Dieses sinnreiche Gemälde wird sehr theuer verkauft, und der Kaufmann kann nicht so viel solcher Dosen schaffen, als verlangt werden.

Der Prinz Ludwig Armand von Conti starb vorgestern zu Fontainebleau an den Pocken, mit denen er von seiner Gemahlin angesteckt worden war. Er hinterläßt keine Kinder, und sein Name geht auf den Prinzen La Roche-sûr-Yon über. Ludwig Armand starb ohne Beichte; während seiner Krankheit hat er nicht einen Augenblick der Besinnung gefunden, um den Forderungen der Religion genügen zu können. Man soll eigentlich gerades Weges in die Hölle fahren, wenn man auf diese Weise stirbt, aber bei einem Prinzen ist dies eine andere Sache. Die Sorbonne wird schon eine Milderung dieses harten Geschicks ausfindig machen. Ich bin überzeugt, Frau von Thianges denkt, ehe Gott so eine vornehme Person verurtheilt, müsse er die Sache zweimal überlegen. Der Verstorbene war in jeder Hinsicht unter der Mittelmäßigkeit; linkisch in seinem Benehmen, albern in seiner Anmaßung, machte er sich jeden Augenblick lächerlich; und obgleich

er nur Fehler besaß, war er doch so unerträglich stolz, daß er bei aller Welt verhaßt wurde. Der Prinz von Roche=sür=Yon gefällt dahingegen allgemein; er weiß wechselsweise solide, ernsthaft, leichtfertig bis zur Ausgelassenheit, zu sein, und entfernt sich nie von jener Einfachheit, welche stets gefallen wird. Aber welcher Sterbliche ist ohne Fehler? Man sagt von dem neuen Prinzen von Conti, was man von Cäsar sagte: „Er ist der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer.“

So ist denn unsere schönste Prinzeß Wittwe, und der König von Marokko kann ein leichtes Spiel finden. Aber ohne Rückhalt sei es gesagt, die Schönheit würde nicht mit dem geringen Theile der Gunst zufrieden sein, welche der Besitzer eines Serails ihr zuwenden könnte.

Seit Frau von Maintenon allein über das Herz des Königs herrscht, und seitdem er sich unter ihrer Leitung auf die Bahn der Frömmigkeit begeben hat, spricht man am Hofe nicht mehr von galanten Abenteuern; kaum wagen es einige junge Leute in den Fenstervertiefungen des Oeil de Boeuf sich etwas der Art zuzuflüstern. Dahingegen unterhält man sich in den Gemächern des Königs sehr laut über Gegenstände der Religion; Augenverdrehungen werden Mode; der Gang der Frauen ist ehrbar; die Busen werden bedeckt, das Roth verschwin=

det von den Wangen. Selbst bei dem Vergnügen schleicht sich ein gewisser Anstrich des Ernstes ein; unsere Damen werden spröde, unsere jungen Herren rühmen sich nicht mehr ihres Glückes bei den Damen. Die Feste werden seltener, die Bälle weniger besucht. Die Theater werden bald verödet sein, und dagegen die Prediger die Menge anlocken. Man wird zu Saint-Sulpice eben so viele volle Beichtstühle, als in der Oper leere Logen sehen. Ueberall giebt es Scrupel, wenn nicht in den Sitten, doch in den Gesprächen. Ueberall spricht man von Rom, von Indulgenzen, vom Jubeljahr. Die Pfarre von Versailles gilt mehr als ein Ministerium, der Pfarrer Hebert mehr als ein Staatssecretair. Durch ihn ist schon mehr als ein Parlamentsmitglied gezwungen worden, seine Stelle zu verkaufen, weil es das Benedicite nicht zu sagen wußte, und wenn der Krieg ausbricht, so wird kein Marschall Frankreichs eher eine Schlacht liefern dürfen, ehe er zur Beichte gegangen ist. Eben dieser Pfarrer Hebert, welcher unzählige Male von den Verführungen der Großen unterrichtet wird, bat kürzlich Frau von Maintenon, den König davon in Kenntniß zu setzen. „Ich habe dies mehr als einmal gethan,“ entgegnete sie, „aber stets hat er mir erwidert —: Ich müßte sie in den Zustand von Eunuchen versetzen lassen, um sie zu bessern.“

Ungeachtet dieser geringen heimlichen Unord-

nungen sah Frau von Maintenon überall glückliche Folgen der Neigung des Königs für sie und ihrer Gefälligkeit für ihn; sie erkannte auf der andern Seite auch, daß die stillen Freuden, welche sie dem Könige gewährte, seinen kälter gewordenen Sinnen genügten; und daß er in ihrer Unterhaltung mehr Vergnügen fände, als irgend eine andere Frau ihm gewähren konnte. Endlich waren die Sachen dahin gediehen, wo die Favorite sie haben wollte, um den großen Plan auszuführen, mit dem sie seit längerer Zeit beschäftigt war.

Eines Tages, als Frau von Maintenon allein mit dem Könige war, forderte sie plötzlich die Erlaubniß, sich vom Hofe zurückziehen zu dürfen.

„Was sagen Sie, Madame?" rief der König voll Ueberraschung und Schrecken aus.

„Sire," entgegnete sie weinend, „aus Barmherzigkeit, verweigern Sie die Erfüllung meiner Bitte nicht! Meine Pflicht gegen Ew. Majestät ist, wie ich glaube, erfüllt; Ew. Majestät haben die Hand in den Schätzen der Gnade; aber ich bin mit der ganzen Schmach der Sünde belastet. Ich bin in den Pfuhl der Sünde versenkt."

„Meine theure Marquise, Sie sind zu strenge gegen sich selbst," sagte der König. „Ich bin frei, und Sie sind es auch. Wir haben Beide gelebt. Die Rückkehr einer Keuschheit zu verlangen, wie

wir sie in unserer Jugend hatten, wäre von der Frömmigkeit zu viel gefordert.“

„So findet man sich mit dem Bösen ab,“ erwiderte die Marquise, „und bleibt mit einem Fuße in der Hölle stehen. Was mich betrifft, Sire, so will ich aus dem Abgrunde mich retten, in den ich hinabgestiegen bin, um Sie herauszuziehen. Ich kann mich über die heimlichen Mahnungen nicht länger täuschen, die ich allnächtlich empfange.“

„Können Sie an Mahnungen glauben, die Sie im Traume erhalten?“

„Ja, Sire, ich glaube daran, denn diese Mahnungen sind stets dieselben. Ich flehe Ew. Majestät an, daß Sie mir erlauben, mich zurückzuziehen, oder daß Sie sich bei mir in den Grenzen der Freundschaft halten. Sie können nicht wollen, daß ich ein Opfer der Schmach, der Gewissensbisse werde.“

Der König erwiderte in diesem Augenblicke nichts, da er Gewissensscrupel nicht bekämpfen wollte, welche er als eine natürliche Folge jener mystischen Frömmigkeit betrachtete, denen die Frauen so häufig unterworfen sind. Aber in der Stunde, zu welcher Ludwig **XIV.** bei der Frau von Maintenon gewöhnlich die Grenzen der Freundschaft übertrat, fand er den Wall der Schwierigkeiten neu aufgeführt, den er für immer verschwunden wähnte. Der König sah sich gezwungen zum Rückzuge, und

trat diesen sehr unzufrieden an. Die Favorite kannte die Ausdehnung ihrer Macht, und wußte, daß sie einen solchen Unwillen nicht zu fürchten habe; sie erwartete die Folgen der Entbehrung, die sie auferlegt hatte, ohne indeß die Mittel zu vernachlässigen, die sie zur gänzlichen Erreichung ihrer Absicht im Rückhalt hatte.

Der Pater Lachaise, Bossuet und Gobelin verstanden sich mit der Frau von Maintenon, weil sie fromm war, ihre Plane gegen die Jansenisten und Hugenotten unterstützte, und weil sie, obgleich ehemalige Protestantin, ihren ganzen Einfluß zur Widerrufuug des Edictes von Nantes aufgeboten hatte. Die Favorite hatte den Geistlichen schon wichtige Dienste geleistet, und konnte dies noch ferner; und was hatten sie für die Marquise gethan? Nichts, wenn es nicht der Rath war, sich dem Könige in die Arme zu werfen, wozu sie selbst schon entschlossen war, ehe sie den Rath von ihnen empfing. Frau von Maintenon sprach daher mit dem Bischof von Meaux, mit den Beichtvätern des Königs, mit ihrem eigenen, und sogar mit dem Pfarrer von Versailles. Sie bat diese Herren, sich zu erinnern, was die Religion bei Hofe vor ihren Unterhaltungen mit dem Könige war; sie machte sie darauf aufmerksam, welche Ehrfurcht gebietende Stellung die katholische Kirche seit einigen Jahren gewonnen, und fügte hinzu, daß sie ihres Theils

Gott für das danken müsse, was er durch sie hierbei gethan. „Aber,“ fuhr die gottesfürchtige Marquise fort, „rechnen Sie nicht ferner auf meine Theilnahme hierbei; die Anstrengung wird mir unmöglich, die Reue verzehrt mich; ich will mich nach Maintenon, und vielleicht sogar in ein Kloster zurückziehen.“

Die Herren beklagten sich laut über diesen Entschluß; sie sagten, daß dadurch die Hoffnung der Gläubigen zerstört würde, die der Jansenisten und Hugenotten aber neu belebt. „So dienen Sie mir,“ sagte die Marquise, „wenn Sie wollen, daß ich Ihnen noch ferner dienen soll. Ersinnen Sie ein Mittel, mich am Hofe zurück zu halten, ohne daß ich das Feuer der Hölle zu fürchten habe. Ersticken Sie vollends die Stimme der Sünde in dem Herzen des Königs, damit meine Stellung zu ihm von der Art sei, daß ich nicht darüber zu erröthen habe; meine Gegendienste werden einem solchen Dienste angemessen sein.“

Indessen verbreitete Frau von Maintenon das Gerücht ihrer bevorstehenden Entfernung vom Hofe; sie stellte sich sogar, als mache sie einige Vorbereitungen zur Abreise. Der König, in der That beunruhigt, und der kein anderes Glück mehr kannte, als in dem Umgange mit seiner bejahrten, aber immer noch liebenswürdigen und schönen Maitresse, ließ Bossuet und den Pater Lachaise zu sich rufen,

um sich über die Mittel zu berathen, wie seine Ruhe mit den Gewissensbissen der Marquise zu vereinigen sei. Die Verlegenheit des Bischofs von Meaux und des Pater Lachaise war sehr groß. Beide hegten das Verlangen, sich der Frau von Maintenon gefällig zu erweisen; sie fühlten, wie viel ihre Sache, ihr Ehrgeiz, durch den Rath, den sie jetzt dem Könige ertheilen sollten, gewinnen oder verlieren konnte, aber die Frage war höchst delicat. Die Neigung des Königs mußte nicht nur gerechtfertigt werden; diese Legitimation mußte auch mit der Würde des Thrones verträglich sein; die öffentliche Meinung durfte dadurch nicht verletzt werden. Die beiden Priester drehten sich in einem Kreise von Vorurtheilen, den sie nicht zu überschreiten vermochten. Sie mußten die Vorurtheile ihres eigenen Standes schonen, die des Volkes, und die des Königs selbst, welche noch gebieterischer sein konnten, als seine Liebe. Endlich, nachdem sie acht Tage über einem Mittel gesonnen hatten, glaubten sie alle Widersprüche vereinigen zu können, indem sie Ludwig XIV. zu einer heimlichen Vermählung, jedoch unter allen kirchlichen Formen, riethen. Der König zeigte sich anfangs abgeneigt gegen diesen Plan; er wollte erst Fenelons Meinung darüber kennen lernen, und dieser erklärte sich gegen diese Heirath. Der König zog hierauf Louvois zu Rathe; dieser Minister, vielleicht mehr von der Furcht be-

wogen, seinen Einfluß durch einen fremden geschmälert zu sehen, als weil er die Sache überhaupt für nicht passend hielt, warf sich dem Könige zu Füßen, um ihn zu beschwören, Frau von Maintenon nicht zum Altare zu führen. Der Dauphin, den der König über diesen nämlichen Gegenstand befragt hatte, wagte zum ersten Male, offen zu seinem Vater zu sprechen, und seine Antwort war eine mißbilligende.

Alles schien daher zu verkündigen, daß die Gewissensheirath, welche der Bischof von Meaux und der Beichtvater des Königs in Vorschlag gebracht hatten, nicht geschlossen werden würde, als eine kleine Unpäßlichkeit der Favorite plötzlich die Lage der Dinge änderte. Der Arzt Daquin war in das Zimmer der Frau von Maintenon berufen worden; der König befand sich hierselbst, als der Doctor eintrat. Der Arzt trat an das Bette der Kranken, befühlte ihren Puls, und fragte, ob sie nicht Ursache hätte, sich in andern Umständen zu glauben. Die Marquise antwortete nicht auf diese Frage, welche Daquin ganz natürlich fand, die Frau von Maintenon aber für die größte Unverschämtheit hielt. „Entfernen Sie sich,“ rief sie endlich aus, „und erscheinen Sie nie wieder vor mir!“

„Noch am Hofe!“ fügte der König hinzu.

„Da hören Sie selbst, wie gerecht meine Klagen waren,“ sagte die Marquise hierauf zu dem

Könige. „Ich hatte Unrecht, heftig zu werden; der Verdacht dieses Mannes gründet sich auf meinen Ruf. Mir ward nur, was ich verdiene!"

„Sie werden es nicht mehr verdienen," sagte der König, indem er das Gemach verließ.

Es fiel ein sehr heftiger Schnee, der Wind, welcher ihn vor sich her trieb, pfiff durch die Fenster des erzbischöflichen Palastes. Herr von Harley, neben einem großen Kaminfeuer sitzend, spielte mit seinem Almosenier Schach, und beklagte die armen Reisenden, welche dem Ungestüme dieser Witterung ausgesetzt wären. Plötzlich dröhnte der Hammer an dem großen Hausthore. Die Thüre öffnete sich, und es kam Jemand hastigen Schrittes auf das Kabinet des Erzbischofes zu; es war ein Courier des Hofes. Der Erzbischof erbrach die Depesche, las sie eilig durch, sagte: „Es genügt!" und der Courier entfernte sich.

„Treffen Sie die nöthigen Vorkehrungen," sagte nun der Erzbischof zu dem Almosenier; „es soll eine Trauung vorgenommen werden; schaffen Sie alles in einen Wagen, und begleiten mich dann."

Es schlug eilf Uhr auf der Kathedrale, als der Wagen den erzbischöflichen Palast verließ; um halb ein Uhr langten der Erzbischof und der Almosenier bei dem Schlosse von Versailles an. Bontems erwartete sie hier. Er führte sie über den Marmorhof, wo ihre Tritte tiefe Spuren in dem frischge-

fallenen Schnee hinterließen. Der treue Kammerdiener leitete die beiden Geistlichen in das Kabinet des Königs; Frau von Maintenon, im hohen Grade geschmückt, befand sich hier mit dem Könige; auch der Marquis von Montchevreuil und der Pater Lachaise waren zugegen. Als Ludwig XIV. den Bischof eintreten sah, sagte er: „Gehen wir!“

Schweigend ging man durch eine lange Reihe der Gemächer, einen Augenblick erleuchtet durch die Fackel, welche Bontems seinem Gebieter vortrug, und dann sogleich wieder in Dunkelheit versenkt. Man hörte nichts, als das Knarren des Parquets unter den Fußtritten der Vorübergehenden. Auf dem Wege durch die Gallerie betrachtete der König die lange Reihe der Familienportraits, welche einen Augenblick von dem Lichte der Fackel erleuchtet wurden. Er dachte vielleicht, daß keiner dieser erlauchten Ahnen sich eine solche Schwäche zu Schulden kommen lassen, wie die, welche er so eben begehen wollte. Endlich, im Begriffe, in die alte Kapelle von Versailles zu treten, welche zu der bevorstehenden Ceremonie bereits erleuchtet war, hafteten die Augen des Königs an dem letzten Portrait. Es war das Maria Theresias. „Es schien mir,“ sagte er zu Bontems, „daß sie mich mit Zorn betrachte.“

Der Erzbischof und der Beichtvater verrichteten den Dienst; Montchevreuil und der Kammerdiener dienten als Zeugen; das doppelte Ja wurde aus-

gesprochen, die Ringe gewechselt, und der König von Frankreich erneuerte mit Franziska d'Aubigné das Band der Ehe, welches durch den Tod der Infantin Maria Theresia und des mürrischen Scarron getrennt worden war.

Achtes Kapitel.

1686 und 1687.

Ein Morgen Ludwigs XIV. nach seiner geheimen Vermählung. — Entfernung des Dauphins von Frau von Maintenon. — Spottgedichte auf diese Dame. — Der durchsichtige Schleier des Geheimnisses. — Vorstellungen an Frau von Caylus. — Indiscretion der Frau von Heudicourt. — Der König gesteht seine Vermählung stillschweigend an Monsieur. — Das Crucifix und die kleine Predigt. — Die Dragoner als Apostel. — Frau von Caylus bei Hofe. — Sie wird verbannt. — Tod Chapelles. — Das Stift von St. Joseph. — Begründung der Erziehungsanstalt von St. Cyr. — Meinung des Pater Lachaise hierüber. — Geburt des Herzogs von Berri. — Neue Abgesandte von Siam. — Der Abbé Choisy und dessen schnelles Steigen. — Den Tag zuvor war er Frau. — Ludwig XIV. läßt sich eine Fistel operiren. — Den Chirurg Felix befällt ein Zittern. — Tod des großen Condé. — Petits-maîtres; Ursprung dieses Namens. — Erscheinung des wilden Jägers. — Das Gespenst in der Rüstkammer. — Der Herzog von Roquelaure und die Herzogin von Villeroi. — Die alte Coquette und die altmodischen Bänder. — Die Ligue von Augsburg. — Tod des Marschalls von Créqui. — Die Arbeiten von Maintenon. — Tod Lullys; sein Portrait. — Die lebende Bildsäule. — Kühnheit der Herzogin von Montmorenci. —

Antwort des Königs. — Predigt Ludwigs XIV., und Erwiderung des Dauphins. — D'Aubigné's Uebermuth. — Witzwort desselben. — Die fürstlichen Hostien.

Ich habe noch wenig über das Lever des Königs gesagt, welches seit seiner Jugend stets wechselte, eben so wie über die Anwendung, welche er von seinen Morgenstunden machte. Jetzt werde ich indessen von den ersten Stunden des Tages bei dem Könige sprechen.

Um acht Uhr im Winter, und um sieben Uhr im Sommer, erweckt der erste diensthuende Kammerdiener, welcher bei dem Könige schläft, Se. Majestät; sogleich tritt dann der erste Chirurg ein. Er reibt den König, und übergiebt ihm zuweilen ein Hemd, weil er sehr zur Transspiration geneigt ist; dann wird der Oberkammerherr gerufen, oder, wenn dieser nicht zugegen ist, der erste Cavalier des Jahres *), und mit ihm die Großwürdenträger. Wenn der Oberkammerherr eingetreten ist, nimmt er das Weihbecken seiner Majestät, zieht die Bettverhänge auseinander, und bietet dem Könige das Weihwasser. Dies ist der Augenblick, zu welchem diejenigen Personen, welche der Auszeichnung der großen Entrée genießen, den König unterhalten

---

*) Zu jener Zeit währte der Dienst des Kammerherrn jederzeit ein volles Jahr.

können. Wenn einer derselben ihm etwas zu sagen, oder ihn um etwas zu bitten hat, ziehen sich die anderen zu den Fenstern zurück, bis sie der König wieder herbeiruft. Nach dieser Unterhaltung überreicht der Oberkammerherr oder der erste Cavalier dem Könige ein Andachtsbuch, und während derselbe darin liest, ziehen sich sämmtliche Anwesende in ein anstoßendes Kabinet zurück. Bald darauf treten Alle wieder ein, und der Oberkammerherr überreicht den Schlafrock; hierauf werden die zweiten Entréen oder **Brevets d'Affaires** eingelassen. Fast zu gleicher Zeit wird auch die Kammer eingeführt *), mit den ausgezeichneten Personen, welche sich in derselben befinden. Diese Höflinge finden den König gewöhnlich mit seiner Fußbekleidung beschäftigt, und sind späterhin dabei zugegen, wenn er sich den Bart abnimmt; dies thut er selbst einen Tag um den andern. Wenn er sich rasirt hat, setzt er eine kleine, kurze Perücke auf, welche er den ganzen Morgen aufbehält. Zuweilen geschieht dies vor einer Toilette, welche ein blauer Lakei in das Zimmer rollt, noch häufiger läßt der König sich nur einen Spiegel vorhalten. Wenn er sich an die Toilette setzt, läßt er von Zeit zu Zeit seinen Zwerg kommen; dies ist ein Mann von 30 bis 35 Jahren,

---

*) Alle diejenigen, welche durch einen Diensttitel zu der Kammer des Königs gehören.

14 Zoll hoch, und mit einem Kopfe, der nicht viel größer ist, als der Stöpsel auf Flakons mit Wohlriechendem. Dieses Menschchen, welches dann auf die Toilette des Königs gestellt wird, hat wenig Verstand, aber seine Antworten sind freimüthig und naiv.

Sobald der König angezogen ist, kniet er auf seinem Betpulte nieder, um ein zweites Gebet zu halten; sämmtliche Geistliche, welche in dem Zimmer anwesend sind, fallen dann, wo sie gerade stehen, auf die Knie, die Laien aber bleiben aufrecht. Der Kapitain der Garden stellt sich neben das Ballustrum*), und bleibt hier stehen, bis der König sein Gebet beendet hat. Ist dies geschehen, so tritt Ludwig XIV. in sein Kabinet, und hierhin folgen ihm alle diejenigen, welche dazu berechtigt sind; deren Zahl ist sehr groß, da man dies Vorrecht kürzlich mit vielen Posten verknüpft hat. Der König ertheilt hier Jedem seine Befehle für den ganzen Tag, und man erfährt, was er bis zum Abend beginnen wird. Hierauf entfernen sich Alle. Die natürlichen Kinder des Königs bleiben gewöhnlich noch bei ihm, wenn sich die Masse der Höflinge verlaufen hat; auch ihre ehemaligen Gouverneure,

*) Eine kleine Ballustrade von vergoldetem Holze, welches vor das Betpult des Königs gestellt wird, und die Masse der Höflinge abhält, zu sehr heranzudrängen.

die Herren von O und Montchevreuil haben die Erlaubniß, zu bleiben. Es ist selten, daß nicht um diese Zeit die Intendanten der Schlösser und Gärten zu dem Könige kommen, um ihm Bericht über ihre Leistungen abzustatten, oder neue Pläne zur Genehmigung vorzulegen. Während dieser Unterhaltung findet sich die große Masse der Höflinge, deren kleinsten Theil der König bis jetzt empfangen hat, in der Halle ein; nur der Kapitain der Garden befindet sich in dem Schlafgemache, vor der Thüre sitzend, welche zu dem Kabinette des Königs führt. Man benachrichtigt ihn, wenn der Augenblick zur Messe erschienen ist; er öffnet dann die Thüre des Kabinettes, und führt den König in die Kapelle. Die Zeit, welche der König in seinem Kabinette zubringt, ist diejenige, während welcher er den fremden Gesandten, in Gegenwart des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, geheime Audienzen ertheilt. Er giebt dergleichen auch unmittelbar nach dem Gebete, und diese heißen dann besondere Audienzen. Wenn Ludwig XIV. sich in die Messe begiebt, wobei er durch die Masse der Höflinge schreitet, welche alle Gemächer erfüllen, hat ein Jeder das Recht, mit ihm zu sprechen, nachdem er zuvor den Kapitain der Garden davon in Kenntniß gesetzt. Eben so ist es auch bei der Rückkehr aus der Kapelle. Der König wohnt dem Gottesdienste auf seiner Tribune bei; nur bei den gro-

ßen Festen oder außerordentlichen Ceremonien geht er in den untern Raum hinab. Während der Messe singen die Mitglieder der königlichen Kapelle jederzeit eine Motette. Wenn der König in der Kapelle ist, versammeln sich in dessen Zimmer die Minister, wo die Personen höheren Ranges sich mit ihnen unterhalten können. Bei seiner Rückkehr beruft Ludwig XIV. den Ministerrath und der Morgen ist geendigt.

Der König kann es sich nicht verhehlen, daß der Dauphin seine geheime Vermählung mit der Frau von Maintenon mißbilligt; der Prinz hat ihm offen seine Gesinnungen erklärt, und macht sich kein Gewissen daraus, die Gemahlin seines Vaters seine „burleske" Stiefmutter zu nennen. Diese Entfernung des Thronerben von einer Dame, welche gegenwärtig dem Throne so nahe steht, bekümmert den König sehr; er trachtet ohne Unterlaß dahin, seinen Sohn zu bestimmen, daß er wenigstens politisch der Frau von Maintenon den Hof mache. Bald empfängt er bei ihr, um den Prinzen dahin zu locken; bald hält er den Ministerrath bei ihr, zu dem der Dauphin den Zutritt hat; aber nichts kann eine Annäherung bewirken. Vorgestern hatte der König in dieser Hinsicht einen unangenehmen Auftritt, von dem der ganze Hof Zeuge war. Als er aus der Messe kam, nahm er den Arm des

Dauphins, und führte diesen leise bis zu dem Zimmer der Frau von Maintenon, in der Hoffnung, ihn so hineinzulocken, aber plötzlich stand der Prinz stille, zog seinen Arm aus dem seines Vaters, neigte sich tief, und entfernte sich.

Die Heirath des Königs gefällt dem Publicum eben so wenig, als dem Dauphin; es sind mehrere Spottgedichte darauf erschienen. Dessen ungeachtet soll Frau von Maintenon, wie man behauptet, unter der Hand daran arbeiten, ihre Vermählung öffentlich erklären zu lassen; aber so ergeben der Pater Lachaise ihr auch ist, so weigert er sich doch, diesen ehrgeizigen Plan zu unterstützen. Die Gemahlin des Königs von Frankreich wird daher noch für lange Zeit nicht den Titel Majestät vernehmen, ausgenommen aus dem Munde der vertrautesten Diener, welche nicht ermangeln, ihr denselben fortwährend zu geben. Das Geheimniß der Verbindung des Königs mit der Frau von Maintenon wird durch sie selbst nur mit einem sehr durchsichtigen Schleier verhängt, und selbst diesen lüftet sie noch zuweilen. Als sie vor einigen Tagen von einem Spottgedichte hörte, rief sie voll Unwillen aus: „Sollte man mich für die Maitresse des Königs halten?“ Als dann einige Tage später ein Kind sie fragte: „Ist es wahr, Madame, daß Sie Königin von Frankreich sind?“ begnügte sie sich, ihm den Fächer auf den Mund zu drücken. Auch gegen einen

Bauer von Fontainebleau, als derselbe sie in Gegenwart von funfzehn Personen Majestät nannte, zeigte sie dieselbe Nachsicht. Sie begnügte sich, gegen ihre Umgebung zu äußern: „Wer mir naht, muß mir doch auch schmeicheln." Aber eine Freundin der Frau von Ceylus hat mir etwas Bestimmteres erzählt. Seit einiger Zeit hat Frau von Maintenon die Absicht, die Frau von Ceylus, ihre Nichte, bei Hofe einzuführen, aber sie ist etwas leichtfertig und galant; und man versichert sogar, Herr von L:fare sei nicht der Einzige, der von dieser letzten Eigenschaft der geistreichen Ceylus Zeugniß ablegen könne. Die Marquise machte ihrer Nichte einige Vorwürfe, und sagte ihr unter anderm: „Muß ich mich denn durch Ihre eigenen Fehler gezwungen sehen, Ihr Glück zu verzögern, da Sie hier die glänzendste Rolle spielen könnten, Sie, die Nichte einer Königin." Indessen muß ich doch auch anführen, daß Frau von Maintenon die Frau von Heudicourt einige Monate von Versailles hat entfernen lassen, weil sie in ihrer Gegenwart, von dem Könige und Herrn von Heudicourt sprechend, sagte: „Unsere Männer werden sobald nicht von der Jagd zurückkehren."

Ludwig XIV. beachtet indessen die Gesetze der Diskretion weniger. Eines Tages war er unwohl und lag zu Bett; Monsieur trat zu ihm ein und fand die Frau von Maintenon auf dem Rande seines Bettes sitzend. „Mein Bruder," sagte der

König, „an der Art und Weise, wie Sie mich vor der Marquise erblicken, können Sie erkennen, was mir dieselbe ist.“

Sei es nun Gottesfurcht, sei es das Verlangen, zu einer noch bestimmtern Stufe der Größe zu gelangen, kurz, die Gemahlin des Königs fährt auch jetzt noch in ihren frommen Ermahnungen fort. Dieser Tage ging der König mit ihr durch ein Zimmer, welches sie erst kürzlich ganz neu hatte meubliren lassen; vor einem Crucifixe blieb er stehen und sagte: „Dies ist ein zu ernster Schmuck, und ich rathe Ihnen, denselben wegnehmen zu lassen.“

„Wie,“ rief die Frau von Maintenon, „Sie scheuen sich, das Bild dessen zu sehen, den Sie lieben wollen, der jetzt Ihre Hoffnung, und im Tode Ihr einziger Trost ist?“

„Sie predigen wie ein Engel,“ sprach Ludwig XIV., und das Crucifix blieb stehen. Weshalb mischt sich in so viel religiösen Eifer nicht auch etwas Mitleid gegen die ehemaligen Religionsgenossen der Marquise?

In England sind Carricaturen erschienen, welche die vorzüglichsten derjenigen Personen darstellen, die an der Verfolgung der unglücklichen Protestanten Theil genommen haben, oder noch Theil nehmen. Die Herren Boufflers, von Baville, Marrillac, von Louvois, der Pater Lachaise, Frau von Maintenon und der König selbst, sind in Mönchs-

kleidern dargestellt. Die Ohren des Pater Lachaise sind breit, wie Feigenblätter, und der Zeichner hat das Gesicht Ludwigs XIV. in Gestalt einer Sonne gemalt, über welche sich die Kapuze breitet. Die übermäßig großen Ohren des Beichtvaters sind nicht ganz an ihrer Stelle, denn ungeachtet der Pater Lachaise Jesuit ist, hat er dem Könige schon öfters Vorwürfe über seine allzugroße Strenge gemacht, selbst auf die Gefahr hin, seinen Einfluß zu verlieren. Lachaise will ohne Zweifel den Untergang der Calvinisten und Protestanten, aber er will ihn durch sanftere Mittel, durch solche Mittel, welche nicht den Abscheu gegen Die erwecken, die sich für Apostel der einzig wahren Religion ausgeben. „Sie sind zu sanft," sagte einst der König zu dem Pater Lachaise. — „Nein, Sire," erwiderte der Beichtvater; „ich bin nicht zu sanft, sondern Sie zu hart."

Hatte er Unrecht? Schon mehr als 50,000 Protestanten sind als Opfer der grausamen Verfolgung gefallen, und davon 6000 durch Strick, Rad und Feuer.

Die Truppen, welche zu den abscheulichen sogenannten Dragonaden benutzt werden, sind bereits an Plünderung, Nothzucht und alle jene Excesse so gewöhnt, welche ihnen in den Dörfern und Städten der Protestanten erlaubt sind, daß sie die Unglücklichen als ihre sichern Opfer, und deren Vermögen als ihr rechtmäßiges Erbe betrachten. Die Führer

dieser gräßlichen Expeditionen fügen oft noch den Spott zu der Grausamkeit hinzu, und ihr Scherz macht sie dann wahrhaft den höllischen Geistern gleich. Tessé hatte vergangenen Winter eine Compagnie Dragoner in das Dorf Saintonge geschickt, um die Bewohner mit Gewalt zu bekehren. Die Aeltesten des Ortes beeilten sich, dem General zu schreiben, daß alle Einwohner bereit wären, ihren Glauben abzuschwören. Tessé ertheilte hierauf dem Capitain, welcher die Dragoner commandirte, den Befehl, mit seinem Detachement zurück zu kehren. Der Capitain, voll Verzweiflung, sich eine so sichere Beute entrissen zu sehen, sagte seinem Chef: „Herr General, die Schelme machen sich über uns lustig; wie können Sie nur an die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung glauben? Wir haben ja noch nicht Zeit gehabt, sie zu unterrichten.“

Entweder hatte die junge Frau von Ceylus sich gebessert, oder die Strenge der Frau von Maintenon nachgelassen, denn die erstere wurde im vergangenen Monate bei Hofe vorgestellt, und begann bereits zu gefallen; doch die Nichte unserer Halbkönigin ist schon wieder nach Paris verbannt worden. Die liebenswürdige Verwiesene wird sich leicht in einer Gesellschaft trösten, in welcher, außer dem geistreichen und zärtlichen Lafare, auch der romantisch-galante Vendôme, der üppige Abbé von Ro-

han, der glänzende Villeroi, der muntere Chaulieu, Anakreon mit der Tonsur, sich befinden. In solcher Gesellschaft kann Frau von Ceylus in Geduld das Ende ihres Exils abwarten.

Der geistreiche, muntere und unterhaltende Chapelle, der fruchtbare Versorger meines Tagebuches, ist gestorben; ich verliere die Unterstützung dieses liebenswürdigen Dichters, dessen Fehler ich seiner guten Eigenschaften wegen, übersah. Er starb gestern in einem Alter von 70 Jahren.

Frau von Montespan hatte in Paris ein großes Gebäude aufführen lassen, in welchem unter dem Schutze des heil. Joseph eine gewisse Anzahl junger Mädchen erzogen werden, und Unterricht in allen Arten weiblicher Arbeiten erhalten. Diese Anstalt ist löblich, und vergütet mehrere Irrthümer ihrer Gründerin. Frau von Maintenon, durch dies Beispiel angespornt, hat noch weiter gehen wollen. Sie hatte ihr Augenmerck höher gerichtet, und beabsichtigte die Gründung einer Anstalt, in welcher Töchter edler Familien eine Erziehung finden sollten, wie sie ihrem Range angemessen, die Armuth ihrer Aeltern sie ihnen zu ertheilen hinderte. Auf diese Weise sollten gediente Offiziere in ihren Kindern die Vergeltung für ihr vergossenes Blut empfangen. Frau von Maintenon glaubte mit Recht, daß eine solche Anstalt den Ruhm Ludwigs XIV. nur vermehren könne,

und nicht ohne Stolz machte sie für sich selbst Anspruch auf ein Patronat, welches ihr die Dankbarkeit und Achtung eines Theils des Adels zuziehen mußte.

Ein erster Versuch wurde zu Noisi gemacht, aber das Lokal war zu beschränkt, um dem Plane die gehörige Ausdehnung geben zu können; Ludwig XIV. ließ daher mit großen Kosten das Kloster von Saint-Cyr einrichten, in welchem 250 adeliche Fräuleins von 12 bis 20 Jahren auf Kosten des Staates und unter der Leitung der Frau von Maintenon, erzogen werden sollten. Der Pater Lachaise, welcher über diese Stiftung zu Rathe gezogen wurde, erwiderte: „Ich billige diesen Plan ohne alle Einschränkung, wenn man dabei nicht die Absicht im Hintergrunde hat, die jungen Mädchen zum klösterlichen Leben zu bewegen. Es ist unnöthig, die Klöster zu vermehren, dahingegen sehr ersprießlich, dem Staate wohlerzogene Frauen zu geben; wir haben genug gute Nonnen, aber keineswegs genug gute Familienmütter. Die vollkommnere Erziehung in St. Cyr wird treffliche Eigenschaften erwecken, aber diese müssen nicht in Klöster versperrt, sondern dazu benutzt werden, die Welt zu bessern."

Wir werden sehen, ob die Damen, welche die Anstalt zu St. Cyr leiten, diese Regel, welche man

von einem Jesuiten kaum erwarten sollte, zur Richtung ihres Benehmens machen werden.

Während man sich bei Hofe über die Geburt eines Herzogs Berry *) erfreut, führten der Abbé Choisy und der Herr von Chaumont, von Siam, wohin sie durch den König gesendet worden waren, neue Gesandten des Kaisers von Siam mit sich. Der König hat sie gestern in der Gallerie empfangen. Nachdem diese Siamesen dem Könige durch Zeichen die größte Ehrfurcht bezeugt hatten, entfernten, sie sich bis an das Ende der Gallerie rückwärts gehend, um seiner Majestät nicht den Rücken zuzukehren.

Als der Abbé Choisy zu seinem Gesandtschaftsposten nach Siam abging, fühlte Ludwig XIV. wahrscheinlich die Nothwendigkeit, ihm einen kirchlichen Charakter zu verleihen, und er mußte daher Schlag auf Schlag alle Grade empfangen. Am 7. Dec. 1684 wurden diesem Abbé die vier untersten Grade ertheilt, am 8. wurde er Subdiakonus, am 9. Diakonus, und am 10. Priester. Ich muß noch hinzufügen, daß er sich wahrscheinlich am Tage vor allen diesen Weihen zum Manne gemacht hatte, denn bis dahin sah man ihn nur in Frauenzimmerkleidern.

---

*) Dritter Sohn des Dauphin, geb. d. 31. Aug. 1681.

Diesen Morgen war der ganze Hof höchst überrascht, zu vernehmen, daß der König sich gestern eine Fistel operiren ließ; selbst die Königliche Familie wußte nicht, daß er dazu entschlossen gewesen sei. Es war Niemand in das Vertrauen gezogen, als Louvois, der Pater Lachaise, Frau von Maintenon, der erste Chirurg Fagon, und Felix, welcher die Operation besorgen sollte. In dem Augenblicke, wo dieser, der wegen seiner Geschicklichkeit berühmt ist, die Hand an Ludwig XIV. legen sollte, stellten sich ihm alle die Folgen lebhaft dar, die eine mißglückte Operation haben könnte, und seine Hand blieb regungslos. Der König selbst sprach ihm Muth zu, und Felix vollzog endlich die Operation. Doch befiel ihn darnach ein Zittern der Glieder, welches leicht dauernd sein könnte *).

Der große Condé lebt nicht mehr. So hat Frankreich denn seine beiden größten Generale verloren, die es jemals besaß. Bei der letzten Reise nach Fontainebleau war der Prinz krank geworden, und konnte seit der Zeit nicht wieder hergestellt werden. Dieser berühmte Mann starb in einem Alter von 65 Jahren. Große Ehrenbezeigungen sind diesem Helden gewidmet worden, dessen Name an so viele

*) Felix ist in der That von diesem Zittern nicht wieder befreit worden.

glänzende Waffenthaten des Königs erinnert; die Trauer Ludwigs XIV. war aufrichtig und lebhaft, und sie mußte es sein. Condé hat sich gegen die Krone vergangen, aber ein Mann, wie er, vergütet jedes Unrecht, indem er den Ruhm seines Vaterlandes durch seinen ganzen Ruf vergrößert. Das Herz des Prinzen ist in der Jesuitenkirche zu Paris neben dem Herzen Heinrichs von Condé beigesetzt worden. Er hinterläßt 160,000 Franks, um diejenigen Provinzen zu entschädigen, denen während der Bürgerkriege durch seine Truppen der meiste Schaden zugefügt worden ist; dies ist ein wahrhaft frommes Legat.

Als der große Condé jung war, hatte er weder in der Moral noch in der Politik solide Grundsätze; alle Parteien empfanden seine Unbeständigkeit, sobald sie aufhörten, seiner Eitelkeit schmeicheln zu können; alle Frauen sahen ihn ungetreu werden, sobald er kein Vergnügen mehr bei ihnen finden konnte. Er schätzte an dem weiblichen Geschlechte nur die Eigenschaften des Körpers, oder das, was diese geltend machen ließ: „Die Jugend einer Frau," pflegte er zu sagen „das ist ihre Schönheit. Ihr Verstand besteht in der Kunst, zu gefallen, und sich angenehm zu machen." Bei dieser Art zu denken, hatten die Frauen sich nicht großer Ehrfurcht von Seiten des Prinzen zu rühmen; er blieb sogar nicht immer in den Gränzen der Wohlanständigkeit.

Als er die Heere commandirte, hatte er eine Schule der Zärtlichkeit um sich gebildet, deren Gesetze eben nicht die der Schaamhaftigkeit waren. Die jungen Männer dieses Hofstaates gelangten gewöhnlich zu einer gewissen Autorität, wodurch sie den Namen petits-maîtres erhielten; und dieser ward späterhin bei Hofe beibehalten, um das hochmüthige, abgeschmackte, dünkelvolle Benehmen gewisser Herren zu bezeichnen. Der Prinz durfte nicht stolz darauf sein, einst der Chef dieser Klasse von Menschen gewesen zu sein.

Fontainebleau ist das Land übernatürlicher Erscheinungen; der wilde Jäger hat in seinen Wäldern gejagt, mit Hundegebell, Hörnerruf, Peitschenknall, Hallo der Jäger, und doch haben die Hufe der Rosse keine Spur zurückgelassen. Der ernste Sully selbst schwur meinem Vater, daß er mit eigenen Ohren den wilden Jäger gehört hätte. Aber auch aus neuester Zeit kann ich eine Geistererscheinung erzählen, obgleich unverbürgt; ich habe sie indessen von der Person selbst, der sie sich gezeigt hat. Einige Tage vor dem Tode des Prinzen kehrte einer seiner Kavaliere, der Herr von Vernillon, mit seinem Bedienten von der Jagd, etwa drei Uhr Nachmittags, zurück. Als sie sich dem Schlosse näherten, erblickte plötzlich Herr von Vernillon an dem Fenster der Rüstkammer ein mit einem Leichentuche bekleidetes Phantom. Sein Bediente erblickte es gleich-

falls. Im Schlosse angelangt, ging Herr von Vernillon sogleich zu dem Kastellan, ließ die Rüstkammer aufschließen, allein es zeigte sich durchaus nichts Verdächtiges darin, und der Kastellan versicherte, seit sechs Monaten sei außer ihm Niemand in die Rüstkammer gekommen.

Bossuet wird die Leichenrede des Prinzen halten, und mit derselben zugleich seine rednerische Laufbahn beschließen.

Der Herzog von Roquelaure hat Fräulein von Laval geheirathet, eine von den Hofdamen der Dauphine. Die junge Gattin ist etwas leichtfertiger Art. Villeroi hatte schon vor ihrer Verheirathung ein Verständniß mit ihr, und setzte dies auch nachher fort. Der Herzog kam dahinter, aber er ist Philosoph, und wußte sich zu helfen. Als er eines Abends den Marschall sich zu seiner Gemahlin begeben sah, verfügte er sich nach dem Hotel seines Nebenbuhlers, fragte nach der Herzogin, und verlangte, ungeachtet es schon sehr spät war, sie zu sprechen. Vorgelassen, sagte er: „Frau Herzogin, ich komme, um bei Ihnen zu schlafen, und das darf Sie nicht überraschen, da Ihr Gemahl bei meiner Frau schläft.“ Aber die Sache ist nicht gleich; Villeroi ist zwar nicht mehr jung, aber noch immer ein schöner Mann, Roquelaure dagegen der häßlichste Mensch in ganz Frankreich. Die Herzogin von Villeroi schickte ihn

daher, ungeachtet des Gesetzes der Reciprocität, unerhört zurück.

Das Kapitel von der Galanterie zu schließen, bemerke ich hier, daß die Herzogin von Vitry, nachdem sie sich gütlich von ihrem Manne getrennt hat, eine Wohnung in der rue Saint Honoré nahm, wo die fremden Gesandten ihr täglich den Hof machen. Lafeuillade sagte kürzlich von ihr: „Die Herzogin von Vitry gleicht den altmodischen Bändern, welche noch in das Ausland verkauft werden, wenn sie in Paris keinen Absatz mehr finden.“

Die ehrgeizigen Fürsten leben selten in Frieden mit ihren Nachbarn, selbst wenn sie aufgehört haben, nach Eroberungen zu streben. Durch die Intriguen des Prinzen von Oranien hat sich eine mächtige Ligue gegen Ludwig XIV. gebildet; der Prinz ist durch den persönlichen Hochmuth des Königs noch besonders aufgereizt. Zu Venedig, mitten unter den Freuden des Carnavals, wurde der Grund zu dem neuen Bunde gelegt. Der Kaiser, der König von Spanien, der Kurfürst von Brandenburg, Holland, der Herzog von Savoyen, und der Kurfürst von Baiern, haben den Allianz-Tractat gegen Frankreich unterzeichnet. Der Herzog von Neuburg, der neue Kurfürst von der Pfalz, hat sich dem Bündnisse angeschlossen. Dieser Prinz weiß es wohl, daß Ludwig XIV. die Absicht hat, die Ansprüche von

Madame auf die Erbfolge des verstorbenen Kurfürsten geltend zu machen.

In dem Augenblicke, wo so viel Mächte sich gegen Frankreich vereinigen, verliert dieses einen seiner besten Generale: Der Marschall Créqui starb vor acht Tagen.

Als Ludwig **XIV.** die Absichten seiner Feinde erfuhr, beschloß er einen Augenblick, die Arbeiten von Maintenon einzustellen, um den Staatskassen Kräfte zur Führung des Krieges zu lassen, welcher sich vorbereitet. Dieser Plan war verständig, aber ohne Dauer. Das Verlangen, durch Arbeiten, welche mit den Werken der Römer verglichen werden könnten, einen Fluß nach Versailles zu leiten, trug über die Vernunft den Sieg davon, und die Arbeiten wurden fortgesetzt. Indessen haben fast alle Ingenieure, erschreckt durch den riesenmäßigen Plan Louvois, die Ausführung desselben verweigert; Vauban allein hat ihn nicht über sein Genie erhaben gefunden, und in der That ist auch er allein der Ausführung fähig.

Lully ist in einem Alter von 54 Jahren gestorben; er hatte sich, indem er bei einer Probe den Tact schlug, den Zehen mit seinem Stocke verletzt, und das ist die Ursache seines Todes. Durch Ausschweifung waren seine Säfte verdorben; selbst diese kleine Wunde wurde dadurch so schlimm, daß

ihm eine Zehe abgenommen werden mußte, und in Folge dieser Operation starb er. Durch seinen Tod wird das Privilegium der Oper erledigt.

Ehe ich ganz von dem Verstorbenen scheide, kann ich dem Verlangen nicht widerstehen, einen Zug seiner Jugend zu erzählen, welcher beweist, daß sein Charakter sich stets zu leichtfertigen Scherzen neigte. Als er aus Florenz, seiner Vaterstadt, nach Paris kam, wurde Lully bei Mademoiselle als Kammerpage angestellt. Das, als Violinspieler ausgezeichnete Talent des jungen Italieners, machte diesen der Prinzeß bald angenehm, und gleich allen andern Dienern derselben, zögerte er nicht, ihre Güte zu mißbrauchen. Eines Tages, als Mademoiselle mit mehreren anderen Damen in dem Garten von St. Germain spazieren ging, sah sie ein Piedestal ohne Bildsäule. „Man hätte doch hier eine Bildsäule herstellen sollen,“ sagte sie im Vorbeigehen. Lully hörte diese Aeußerung, und plötzlich fuhr ihm der tollste, verwegendste Gedanke durch den Kopf. Er zieht sich ganz nackt aus, verbirgt seine Kleider hinter dem Piedestal, besteigt dieses, nimmt eine malerische Stellung an, und wartet so die Rückkunft von Mademoiselle ab. Als die Prinzeß von weitem eine Statue erblickt, wo noch den Augenblick vorher keine gestanden hatte, glaubt sie, daß ihre Augen sie täuschen. Sie kömmt näher, sieht aufmerksamer hin, und überzeugt sich, daß sie in der

That eine Statue sieht, aber — wie einige Zeichen und unwillkürliche Bewegungen verriethen, eine lebende. Die Damen schrien hinter ihren Fächern hervor, daß der Unverschämte bestraft werden müßte, aber die Prinzeß, bis zu Thränen lachend, sagte: „Nein, nein; ich verzeihe ihm diesen Streich der Neuheit wegen.“ — „Aber,“ wendete sie sich hierauf zu dem verwegenen Kammerpagen, „daß dergleichen nicht wieder geschieht, denn es ist nur das sehr, sehr geringe Verdienst der Neuheit dabei.“

In der Herzogin von Montmorency hatte Frau von Maintenon stets eine Gegnerin, Frau von Montespan stets eine eifrige Freundin. Am vergangenen Donnerstage lobte die Herzogin laut die ehemalige Favorite; der König hörte dies, trat näher und fragte: „Wer ist denn die Person, deren vortreffliche Eigenschaften Sie so rühmen?“

„Sire,“ erwiderte die Herzogin von Montmorency, ohne sich irren zu lassen, „ich spreche von einer Frau, welche die schönste Zierde des Hofes gewesen, wie sie gegenwärtig das Entzücken der Stadt ist.“

„So beeilen Sie sich, dieselbe zu nennen,“ entgegnete der König, „damit ich meine Bewunderung mit der Ihrigen vereinigen kann.“

„Es ist Frau von Montespan, Sire; sie, die Ew. Majestät Ruhm genug liebte, um Ihre Hand

auszuschlagen, wenn die ihrige noch frei gewesen wäre."

„Herzogin!"

„Ja, Sire; Frau von Montespan, welche nie, was Ew. Majestät dem Glanze Ihres Thrones schuldig sind, bis zu dem Grade vergessen haben würde, ihn theilen zu wollen."

„Madame," erwiderte der König stolz, „die Montmorencis haben etwas zu dem Glanze dieses Thrones beigetragen; aber die Krone will deren Frauen nichts verdanken, selbst nicht einmal einen Rath." Und mit diesen Worten wendete der König der eifrigen Freundin der Frau von Montespan den Rücken zu.

Der König machte diesen Morgen seinem Schwiegersohne, dem jungen Herzog von Bourbon, Vorwürfe über das ausschweifende Leben, welches er führt; besonders verlangte er die Theilnehmer eines Soupers zu erfahren, welches der Herzog gestern Abend in seinem Landhause gegeben.

„Ich könnte Ihnen die Männer nennen, Sire," erwiderte der Prinz, „denn sie haben Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um mich von dieser Ausschweifung abzuhalten; aber ich habe auf meinem Willen beharrt, und verdiene daher auch allein, Strafe zu leiden."

Dies edle Benehmen hat seine Früchte getra-

gen; der König hat nicht ferner darauf bestanden, die Namen zu erfahren, und Niemand ist bestraft worden.

Der Dauphin war gerade gegenwärtig, als der Herzog von Bourbon jenen Verweis erhielt, und der König glaubte bei dieser Gelegenheit seinem Sohne eine Strafpredigt à la Maintenon halten zu müssen, und sagte: „Mein Sohn, habe nie irgend eine galante Intrigue, denn außer dem, daß man dadurch Unrecht thut und Aergerniß giebt, findet man auch dabei nicht das Vergnügen, welches man sucht, sondern die Quelle zu tausendfältiger Reue."

„Ja wohl," erwiderte der Dauphin, „und da man auf dem Wege des Irrthums nicht anhält, wenn man will, können bloße Schwächen sehr große Thorheiten werden." — Der König erwiderte nichts.

D'Aubigné fand indessen, daß der Fehler, den der König beging, indem er seine Schwester heirathete, noch nicht groß genug gewesen sei, denn er war nicht damit zufrieden, zum Generallieutenant und Ritter vom heiligen Geist erhoben zu sein, und eines der ersten Gouvernements erhalten zu haben; sein Ehrgeiz verlangte auch noch nach der Würde eines Marschalls von Frankreich. „Es ist nicht zu viel für mich," sagte er in dem Oeil de Boeuf und in der Gallerie von Versailles; „der König kann nicht weniger für seinen Schwager thun, besonders da

er Vivonne, der doch nur sein Schwager im Vorbeigehen war, den Marschallsstab gegeben hat."

Der Graf macht der Frau von Maintenon täglich abscheuliche Auftritte, indem er ihr vorwirft, daß sie *seine Rechte* vergesse. „Triff deine Anstalten," sagte er ihr neulich, „ich muß Herzog und Pair werden." — „Ich wollte, ich wäre todt!" rief die Marquise aus. — „So hast Du die Aussicht, unsern Herrgott zu heirathen?" entgegnete ihr Bruder.

Die Prinzen müssen doch überall etwas voraus haben; die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt communiciren nicht mit gewöhnlichen Hostien, sondern haben *auserlesene*. Am vergangenen Sonntage feierte die Dauphine ihre Ostern in Versailles, da mußten zwei Weihen Statt finden, weil man vergessen hatte, für prinzliche Hostien zu sorgen. — Ich möchte wohl wissen, welchen Rechtfertigungsgrund die Theologen unter unseren Höflingen für diese doppelte Art der Hostien anzuführen vermöchten.

Neuntes Kapitel.

1688.

Der Ministerrath. — Der Tag des Königs. — Diner Sr. Majestät. — Das Fenster in Trianon. — Falscher Schluß des Streites darüber — Wirkliche Ursachen des Krieges von 1688. — Wahrscheinlicher Ursprung des Hasses Ludwigs XIV. gegen den Prinzen von Oranien. — Der Dauphin erhält den Befehl über die Armee. — Eitelkeit Ludwigs XIV. — Befehl der glücklichen Ehen. — Die kleine Spötterin. — Erste Erfolge unserer Waffen in Deutschland. — Politische Lage Englands. — Politik Ludwigs XIV. — Ehrgeizige Absichten des Hauses Oranien. — Erste Waffenthat des Dauphins. — Aufhören der Arbeiten von Maintenon. — Bemerkungen über Vauban. — Fehler Jakobs II. — Revolution in England. — Einfall Wilhelms III. — Schlacht von Salisbury. — Jakob II. wird entthront. — Benehmen Frankreichs dabei. — Rückkehr des Dauphins nach Versailles. — Kriegserklärung an Holland. — Es werden 74 Ritter des heiligen Geistes ernannt. — Revolution in Siam. — Lauzun wird zum Beistande Königs Jakob nach England gesandt. — Flucht der Königin und des Prinzen unter dem Schutze Lauzuns. — Reiseabenteuer. — Ankunft in Frankreich. — Ludwig XIV. und Mademoiselle.

Ich fahre fort, einen Tag Ludwigs XIV., nachdem dieser zu reiferem Alter gediehen ist, zu schildern. Ich habe schon anderwärts einige Worte von dem Ministerrathe gesagt, aber es war damals die Rede von der Zeit, wo Ludwig XIV., jung und prachtliebend, in seinen Ministern nichts als seine

ersten Bedienten sah; ich muß jetzt auch von der Zeit reden, wo der König, mehr durchdrungen von seiner wahren Würde, den Rath seiner Minister anhört.

Der Ministerrath versammelt sich gewöhnlich Sonntags, Montags und Mittwochs; selten finden am Donnerstag und Freitag Sitzungen statt. Ein oder zwei Mal des Monats beruft der König bei sich einen Rath der Depeschen zusammen, aber die Arbeiten desselben sind sehr unbedeutend, da die Minister jeden Morgen nach dem Lever die Befehle des Königs empfangen. Jetzt sitzen in dem Ministerrathe Alle, außer in den Depeschen-Conferenzen; in diesen sitzen nur der König, die Prinzen von Frankreich, und der Kanzler. Im Staatsrathe sitzen die Räthe, mit ihren Roben angethan, zwischen den Staatssecretairen; der Maitre des requêtes, welcher den Vortrag hat, bleibt stehen.

Während der Morgen des Donnerstag und Freitag, die den Staatsgeschäften nicht gewidmet sind, giebt der König gewöhnlich unvorhergesehene Audienzen an dergleichen Personen, welche durch die kleinen Eingänge eingeführt werden. Am Freitag, nach der Messe, empfängt Ludwig XIV. vor allen Andern seinen Beichtvater; die Unterhaltungen mit demselben sind nicht von bestimmter Dauer, und währen oft bis zur Mittagstafel.

An den Tagen, wo kein Ministerrath gehalten

wird, und sogar an diesen von Zeit zu Zeit, begiebt sich der König, wenn er aus der Messe kömmt, in die Zimmer der Frau von Maintenon; dies ist der Augenblick ihrer tête-à-tête, in Marly sowohl, wie in Fontainebleau. Die Unterhaltung verlängert sich häufig so sehr, daß noch vor ihrer Beendigung die Stunde zur Mittagsmahlzeit schlägt. Die Minister entfernen sich dann, nachdem sie drei bis vier Stunden gewartet haben, und die Staatsangelegenheiten werden verschoben.

Wenn der König „au petit couvert", d. h. allein, speiset, wird der Tisch in seinem Kabinet, dem Mittelfenster gerade gegenüber, gedeckt. Diese Mahlzeit ist mehr oder minder reichlich, je nachdem am Morgen „kleines" oder „ganz kleines Couvert" bestellt worden ist; aber selbst dies letztere ist noch sehr reichlich, und besteht, das Dessert ungerechnet, aus drei Gängen. Der König ist seit einigen Jahren ein sehr starker Esser geworden; öfters läßt er sich zwei, drei Teller Suppe geben, und ich selbst sah ihn ein Hühnerfricassée essen, ein Rebhuhn, mehrere Scheiben Schöpsenbraten, eine große Portion Salat, von mehreren Pasteten, und viel Dessert. Den Wein vermischt der König mit sehr viel Wasser; auch trinkt er keinen Liqueur. Wer ein feines Gehör hat, könnte vom benachbarten Zimmer aus das Geräusch vernehmen, welches er beim Kauen macht. Ludwig XIV. liebt die Fastenspeisen nicht,

und, ungeachtet seiner übrigen Frömmigkeit, fastet er daher auch nur selten am Freitag, Sonnabend und andern Fasttagen.

Wenn die Tafel gedeckt ist, und noch ehe der König erscheint, treten die vornehmsten Höflinge ein; späterhin werden Alle zugelassen, die bei Hofe bekannt sind. Der Oberkammerherr verrichtet den Dienst bei Tafel, und in seiner Abwesenheit der erste Kammerherr. Einer von beiden steht beständig hinter dem Stuhle des Königs; eben so auch der Kapitain der Garden, welcher dafür sorgt, daß während der Mahlzeit Niemand mit dem Könige spricht.

Der König ist in Trianon mit Louvois eines Fensters wegen, welches nicht von der Größe der übrigen war, in heftigen Streit gerathen, und der Kriegsminister, welcher Unrecht hatte, beharrte hartnäckig auf seiner Behauptung, so daß der König sich endlich sehr scharf gegen ihn ausgesprochen hat. Als der Kriegsminister in sein Hotel zurückgekehrt war, soll er gegen mehrere Freunde, welche ihre Besorgniß wegen des Tones aussprachen, den der König gegen ihn angenommen, geäußert haben: „Ich sehe keine andere Hülfe, als in einem Kriege, der mich unentbehrlich macht; und **parbleu!** er soll ihn haben.“

Es ist nicht unmöglich, daß Louvois so ge-

sprochen habe, aber es hieße dennoch einen gewagten Schluß machen, wenn man behaupten wollte, der Streit wegen des Fensters in Trianon sei der Grund des Krieges, der auf dem Punkte steht, auszubrechen. Die Ligue von Augsburg, deren Absichten dem Könige wohl bekannt sind, die Rüstungen von ganz Europa, die wenig verhehlten Absichten des Prinzen von Oranien auf den Thron von England, — dies sind die Gründe, welche Ludwig XIV. nächstens bestimmen werden, die Waffen zu ergreifen; Louvois wird den Krieg gewiß nicht unterdrücken, sondern vielmehr den König dazu antreiben. Der König freut sich vielleicht sogar aus persönlicher Abneigung gegen den Statthalter, die Waffen gegen denselben ergreifen zu können. Als Grund dieses Hasses, der sich bei allen Gelegenheiten offenbart, giebt man Folgendes an: Vor der Vermählung der Mademoiselle de Blois mit dem Prinzen von Conti ließ der König die Hand dieser Halbprinzeß dem Prinzen von Oranien anbieten, dieser aber erwiderte: „Die Prinzen von Oranien wären gewohnt, sich mit den rechtmäßigen Töchtern der Könige zu vermählen, nicht aber mit deren Bastarden.“ — Wäre diese Sache wahr, so ließe sich dadurch der Haß Ludwigs XIV. gegen den Statthalter vollkommen erklären.

Der Krieg ist ausgebrochen, und der Dauphin

hat den Befehl über die französischen Truppen in Deutschland übernommen. „Indem ich Dir das Kommando über meine Heere anvertraue,“ hat der König zu seinem Sohne bei dessen Abgange gesagt, „gebe ich Dir Gelegenheit, Deine Verdienste zu zeigen; beweise es Europa, damit es, wenn ich sterbe, nicht bemerke, daß der König von Frankreich todt ist.“.

Seine Eitelkeit wenigstens hat der König in dieser Ermahnung nicht verhehlt.

Der Prinz von Conti und der Herzog von Maine haben den Dauphin begleitet. Während diese jungen Prinzen dem Waffenruhme entgegengehen, schließt Ludwig XIV. sich oft den ganzen Morgen mit seiner alternden Lebensgefährtin ein, um Gewissensangelegenheiten zu berathen, und die Liste derjenigen Höflinge zu entwerfen, denen der Rath ertheilt werden soll, mit ihren Frauen gut zu leben.

Nach dem Essen ergötzt der König sich, seiner Frömmigkeit ungeachtet, an den Scherzen, den Neckereien, welche seine Tochter, die junge Herzogin von Bourbon, gegen Jedermann richtet, ihren Vater allein ausgenommen, den sie jedoch nur in seiner Gegenwart schont. Hat diese boshafte Schöne nichts mehr zu sagen, so sollte man sie, ihrem Aussehen nach, für das unschuldigste Lämmchen von der Welt halten.

Die Unternehmungen unserer Armeen am Rheine haben bereits Resultate gehabt; der Marqui von Boufflers hat sich Schlag auf Schlag Kaiserslautern's bemächtigt, Kreutznach's und Oppenheim's, während Uxelles Neustadt genommen hat. Um den Kurfürsten von Trier dafür zu bestrafen, daß er sächsische Truppen aufgenommen hat, welche gegen Frankreich marschirten, ließ der Dauphin Coblenz bombardiren; französische Truppen besetzten zugleich Trier, Speier und Worms.

Wenden wir indessen die Blicke auf England, über welchem das Gewitter einer Revolution auszubrechen im Begriffe ist. Wilhelm von Oranien schürt die Gluth, weil er aus der Unordnung Vortheil zu ziehen gedenkt. Seit längerer Zeit sieht Großbritannien, wie alle Staaten, welche an innerem Zwiespalte leiden, sich zu einem Tummelplatze fremden Ehrgeizes gemacht. Richelieu hatte bereits das englische Volk gegen das Haus Stuart aufgereizt, welches zu schwach war, und zu wenig Anhänger zählte, um einen solchen Kampf bestehen zu können. Auf Richelieu folgte Mazarin; dieser fand einen zuverlässigern Alliirten in Cromwell, als in dem flüchtigen Karl II.; er bekümmerte sich daher wenig darum, dem Blute Heinrichs IV. Unterstützung zu gewähren, und begnügte sich damit, der Wittwe Karls I. und dessen Kindern ein Asyl zu verschaffen, während er mit dem Protector einen Vertrag schloß.

Als Karl II. den Thron wieder bestiegen hatte, ohne daß Frankreich ihm dazu behülflich gewesen war, dachten Colbert und Louvois, wenn auch nicht aus rechtmäßigern, doch aus edlern Gründen daran, die Politik Mazarins zu verfolgen, das heißt, die Uneinigkeit zwischen dem Könige und dem Volke zu nähren. Der Generalcontrolleur erkannte, wie viel Frankreich an Macht und Reichthum durch ein gutes System des Handels, der Schifffahrt und der Manufacturen gewinnen könne. Der Kriegsminister dachte daran, ein Militairsystem aufzustellen, wie es dem Charakter Ludwigs XIV. angemessen sei, um aber seine großen Pläne realisiren zu können, mußte er durch die Eifersucht Englands nicht in seinem Handeln beschränkt werden; dies war aber ohne Zweifel der Fall, sobald die Einigkeit zwischen dem Könige von England und seinem Volke wieder hergestellt wurde. Die Stuarts waren im friedlichen Besitze des Thrones; man ersann das Mittel, Besorgnisse in ihnen zu erregen, ihnen ein Phantom der Opposition zu zeigen, welches stets bereit sei, sich aus der Mitte des Parlamentes zu erheben, um sie ihrer Macht zu berauben. Ein gewandter Agent, der Graf von Shafsbury, gewonnen durch das Gold Frankreichs, erhielt den Auftrag, dem unerfahrenen Karl II. vorzustellen, seine Sicherheit und seine Ruhe heischten, sich von einer solchen Abhängigkeit zu befreien. Er mußte dem

Könige bemerken, er habe die Macht des unumschränkten Herrschers für sich, und wenn er den katholischen Glauben wieder einführe, könnte er der Allianz Frankreichs und Spaniens gewiß sein; das Parlament aber sei nur durch das Uebergewicht der verbündeten Protestanten furchtbar.

Karl II. wagte nicht, diesen vorgezeichneten Plan ganz offen zu verfolgen, aber was er unternahm, diente doch dazu, das Parlament zu beunruhigen, dessen Eifersucht vorher nur in der Einbildung bestand; und zugleich ward dadurch in dem Hause Oranien der Gedanke erweckt, sich in den Protestanten Englands eine Stütze gegen das Haus Stuart zu erwerben, dessen Erbe an sich zu reißen, Oranien von nun an beschloß. Zwei Seemächte, England und Holland, arbeiteten gegenseitig an ihrem Verderben, und ließen so Frankreich freies Feld, sich auf dem Meere und in seinen Kolonien zu vergrößern. Ludwig XIV. blieb Verbündeter der beiden feindlichen Mächte, entschlossen jedoch, eine oder die andere nur schwach zu unterstützen, und nach Beschaffenheit der Umstände wohl auch zum völligen Sturze der einen oder der andern beizutragen. Während das System Ludwigs XIV. an Festigkeit gewann, gelangte Wilhelm III., Prinz von Oranien, zur Statthalterschaft, und nährte seine ehrgeizigen Absichten auf England, indem er beschloß, zu gleicher Zeit den englischen Thron über den Hau-

sen zu werfen, und den Plan Ludwigs XIV. zu zerstören. Dieser junge Prinz, welcher ernster Gemüthsart ist, einen scharfen Verstand, und unermüdliche Ausdauer hat, setzte sich an die Spitze der protestantischen Mächte, die er leicht überzeugte, daß ein Religionsbündniß nöthig sei, um sich den Absichten Ludwigs XIV. zu widersetzen, welche nichts Geringeres bezweckten, als die gänzliche Ausrottung des protestantischen Glaubens. Der Prinz von Oranien versäumte nicht, die nämlichen Besorgnisse auch unter dem englischen Volke zu verbreiten, welches dem Protestantismus sehr eifrig anhängt, und es dem Prinzen Dank wußte, sich zum Schützer desselben aufzuwerfen; zugleich warf es auf seinen eigenen König einen lebhaften Haß, weil dieser es eines solchen Schutzes ermangeln ließ. Der holländische Prinz, schon überzeugt, eine bedeutende Parthei in England zu besitzen, wartete nur auf die Gelegenheit, offen zu handeln; und um die Unternehmung, war die Zeit dazu gekommen, in günstigerm Lichte erscheinen zu lassen, heirathete er die Tochter Jacob's, Herzogs von York, und Nichte Karls II. Auf diesem Punkte standen die Sachen bei dem Tode Karls, und die Thronbesteigung seines Nachfolgers beschleunigte die Entwickelung dieses großen politischen Dramas. Ludwig XIV. und Wilhelm III. sahen mit gleicher Zufriedenheit Jacob II. den Thron besteigen. Der französische Mo=

narch schmeichelte sich, daß der glühende Katholicismus des neuen Beherrschers von England dort eine Revolution zum Ausbruche bringen müßte, deren Folge der Untergang dieser Nebenbuhlermacht sein würde; der Statthalter dagegen sah ein, daß der Augenblick eben dieser Revolution der sei, in welchem er mit aller Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, die Hand nach der Krone der Stuarts ausstrecken könne. Nach dem Gange, welchen die Angelegenheiten nehmen, darf man aber vermuthen, daß nur der Prinz von Oranien Recht haben wird.

Der Dauphin beginnt die Laufbahn der Waffenthaten rühmlichst, und der Sieg lächelt seinen ersten Schritten. In einem Zeitraume von zehn Tagen haben unsere Truppen sich Heilbronns bemächtigt, Heidelbergs, und Mainz's, und fast zu gleicher Zeit ist der Prinz in Philippsburg eingezogen, dessen Belagerung er persönlich geleitet hatte. Vauban hat indessen das Meiste zur Eroberung dieser Festung gethan.

Die Gegenwart Vauban's bei der Armee erinnert mich daran, daß die Arbeiten von Maintenon einstweilen eingestellt sind; der König bedurfte zu seiner Sicherheit sowohl seiner Infanterie, als seines ersten Ingenieurs. Die ungeheuren Berge von Erde, die bei Maintenon ausgegraben sind, werden

in drei bis vier Jahren nur noch schwache Beweise der hier vollbrachten Riesenarbeit liefern.

Seiner letzten Waffenthat ungeachtet ist Vauban immer nur noch Generallieutenant. Seit 25 Jahren ist er der erste Ingenieur der Welt, und noch hat der Marschallsstab seine glänzenden, wichtigen Dienste nicht belohnt. Vauban trug nicht weniger als Condé und Turenne zu dem Waffenruhme Ludwigs XIV. bei.

Jacob II. war kaum im Besitze des Thrones, als er sich auch schon beeilte, gleichsam als wolle er die Absichten seines Feindes, Wilhelms III., und seines angeblichen Bundesgenossen, Ludwigs XIV., unterstützen, die Hoffnungen dieser beiden Fürsten zu realisiren. Der englische König hat zu seinem Verderben die beiden Wege eingeschlagen, die ihn am unfehlbarsten dahin führen mußten; d. h. indem er mit unglaublicher Schwäche den Versuch machte, das Joch des Parlamentes abzuschütteln, und den Katholicismus ohne allen Rückhalt beschützte. Der Jesuit Peters, Beichtvater des Königs, wurde der That nach Premierminister des Reiches; ganz offen unterhielt Jacob an seinem Hofe einen Nuntius des Papstes, Jesuiten, Capuziner, während Innocenz XI. sich über ihn lustig machte, und das heilige Collegium von ihm sagte, er würde den Rest des Katholicismus in England ausrotten. Aber

Jacob beschränkte sich nicht darauf, die Katholiken zu beschützen, sondern begann auch, die Protestanten zu verfolgen. Sieben anglikanische Bischöfe wurden auf seinen Befehl eingekerkert. Endlich unterdrückte der unglückliche Prinz, durch sein Verhängniß getrieben, gewisse alte Vorrechte der Stadt London. Dieser letztere Staatsstreich war das Signal zu einer Revolution; sie brach aus, und Wilhelm von Oranien bestieg, um die Früchte derselben zu pflücken, seine Schiffe.

Den Prinzen von Oranien begleitete der Marschall von Schomberg, ein General von seltenem Verdienste, den der Widerruf des Edicts von Nantes aus den Reihen unserer Heere vertrieben; Wilhelm **III.** hatte sich beeilt, ihn in seine Dienste zu nehmen. Die holländische Flotte, welche 15,000 Mann an Bord hatte, war Ende Octobers unter Segel gegangen, aber durch ungünstige Winde zurückgehalten, konnte sie erst am 15. November die englischen Küsten erreichen; die Truppen landeten zu Torbay.

Jacob **II.**, von der Invasion seines Schwiegersohns in Kenntniß gesetzt, griff zu den Waffen, aber er zählte unter seinen Unterthanen zwanzig Feinde auf einen Freund. An der Spitze eines eilig zusammengerafften Heeres von Soldaten, auf die er nicht zählen konnte, lieferte er bei Salisbury eine Schlacht an Wilhelm von Oranien. Aber alle

Welt verließ ihn; mit allen seinen Generalen sah er auch Churchill, den Bruder seiner Maitresse, und sogar seine eigene Tochter, und den Prinzen von Dänemark, seinen Schwiegersohn, in das holländische Lager eilen. Das Wort Maitresse klingt immer sehr schlecht, wenn man von einem devoten Könige spricht, Jacob II. hatte aber dennoch eine, und hierauf bezieht sich mit, was Karl II. auf seinem Sterbebette sagte: „Mein Bruder wird drei Königreiche wegen einer Messe, und das Paradies wegen eines Mädchens einbüßen.“

Nach jenem Schlage kehrte der König in seine Hauptstadt zurück, wo die Verwünschungen einer wüthenden Volksmasse ihn empfingen. Bald indessen sah er sich gezwungen, London zu verlassen, nachdem er in seinem eigenen Palaste den Befehl dazu von dem Prinzen von Oranien empfangen hatte. Er zog sich nach Rochester zurück.

Wie unterstützte Ludwig XIV. den König von England in diesem Unglücke? Durch leere Worte! Es hat sich das Gerücht verbreitet, unser Gesandter, Herr von Barillon, habe Jacob II. ein Corps von 30,000 Mann angeboten, der König es aber auf den Rath des Lord Sunderland abgelehnt. Wen will man solchen Unsinn glauben machen? Sicherer ist es, daß Herr von Seignelai sich gegen Ludwig XIV. erbot, vierzig Schiffe zur Unterstützung des Königs von England auszurüsten. Dies beweist

aber weiter nichts, als daß der Marineminister in die Geheimnisse des Kabinettes von Versailles nicht eingeweiht ist. Louvois, die Seele desselben, hat das Project lebhaft verworfen, und als viel vortheilhafter einen Einfall in Deutschland in Vorschlag gebracht, welcher, weit entfernt, der Sache der Stuarts günstig zu sein, dem Statthalter völlige Freiheit zu handeln gegeben hat, indem er dadurch der Furcht eines Angriffes bei sich zu Hause überhoben ward. Ein Angriff auf Mastricht aber z. B., den Schlüssel Hollands, würde Jacob II. sehr ersprießlich gewesen sein. Dieser Angriff wurde jedoch unterlassen, und England erobert.

Die Unternehmung gegen Deutschland war indessen auch nicht von Dauer, denn der Dauphin kehrte schon am 28. November nach Versailles zurück, in eben dem Augenblicke fast, wo Jacob II. Thron und Reich an Wilhelm III. abtrat. Ehe der Dauphin die Armee verließ, besetzte er Mannheim und Frankenthal.

Der König hat am 3. December den Krieg an Holland erklärt, sechs Tage, nachdem Jacob seinen Thron an den Prinzen von Oranien abgetreten hatte. Das heißt, sich etwas spät zu Gunsten der Stuarts erklären, aber für das Interesse Ludwigs XIV. kömmt die Kriegserklärung noch früh genug. Am nämlichen Tage hat der König 74 neue

Ritter ernannt. Louvois hat fast alle Ernennungen bestimmt, nur die der Herren von Montchevreuil und Villarceau sind der Frau von Maintenon überlassen worden. Herr von La Tremouille ist seines Alters wegen dispensirt worden; die Dauphine hat sich für ihn verwendet. Wir erfahren vielleicht noch, weshalb.

Viele der neuen Ritter haben der Einsetzungsceremonie nicht beigewohnt, da sie die Kosten des Kostüms nicht zu erschwingen vermochten, welche gegen 30,000 Liv. betragen.

Der König empfing gestern die Nachricht von einer Revolution in dem Königreiche Siam; in dem Augenblicke, wo der Premierminister Constance seinen Herrn zu entthronen gedachte, hat dessen Günstling, Opra Pitracha, sich des Thrones bemächtigt, und seinen ehrgeizigen Nebenbuhler niedermetzeln lassen. So sind denn unsere indischen Niederlassungen zerstört.

Seit seinem Bruche mit Mademoiselle konnte Lauzun sich nicht mehr bei Hofe zeigen; aus Achtung für seine Cousine ließ der König ihm verbieten, vor ihm zu erscheinen. Indessen hatte der König dem Grafen kein neues Vergehen vorzuwerfen, und die alten hatte er durch zehnjährige Gefangenschaft zu Pignerol gewiß hinlänglich gebüßt. Ludwig XIV. glaubte, die Gerechtigkeit mit der Achtung

gegen seine Verwandte vereinigen zu können, indem er Lauzun zu Jacob II. sandte, mit dem Auftrage, für dessen und seiner Familie Sicherheit Sorge zu tragen. Dies war die erste, wirkliche Hülfe, welche der unglückliche Monarch von seinem Verbündeten empfing, und er war Ludwig XIV., dessen geheimer Beweggrund er freilich nicht ahnete, für diesen Beweis der Aufmerksamkeit unendlich dankbar. Die Folge der Ereignisse verlieh der Sendung Lauzuns ungleich mehr Wichtigkeit, als der König selbst geglaubt hatte. Der ehemalige Günstling ist ein unternehmender Mann, gewandt in Intriguen, und ehrgeizig. Er rettete der Königin von England und dem Prinzen von Wales die Freiheit, vielleicht sogar das Leben.

Im Laufe des Monat December hatte Lord Powitz den Prinzen von Wales heimlich von Portsmuth nach London gebracht, und ihn dort in einem schlechten Hause der Vorstadt verborgen. Der König und die Königin selbst waren heimlich nach London gekommen, um den Plan der Flucht auszuführen, den Lauzun entworfen hatte, und der nur von hier aus bewerkstelligt werden konnte. Es war beschlossen, daß die Königin und der Prinz zuerst, und unter dem Schutze des Grafen, entfliehen sollten. Die Flucht des Königs allein ließ sich dann sicherer und leichter bewerkstelligen. In der Nacht der Flucht schlief Jacob II. bei seiner Gemah-

lin, aber er ließ sie um 1 Uhr Morgens aufstehen, um sie dem Grafen Lauzun anzuvertrauen, der sie in dem Schlafzimmer in Empfang nahm.

„Hier ist die Königin," sagte der unglückliche König weinend. „Nehmen Sie auch den Prinzen, meinen Sohn, mit sich; ich vertraue Beide Ihrem Eifer, Ihrer Treue an. Verlassen Sie sie nicht eher, bis Sie selbst sie in die Hände des allerchristlichsten Königs von Frankreich, des frömmsten und größten aller Herrscher, überliefert haben." — Dies waren die eignen Worte Jacobs. Nach einem traurigen Lebewohl hob Lauzun die Königin in einen Wagen, und sie holten nun das Kind mit seiner Amme und seiner Wartefrau aus dem Verstecke ab. Der Wagen, dessen man sich dabei bediente, gehörte dem Residenten der Republik Florenz; er brachte die Flüchtlinge an das Ufer der Themse nahe bei Westminster, wo ein katholischer Schiffer, den Lauzun gewonnen hatte, und auf dessen Treue er sich verlassen konnte, ihrer wartete. Die Nacht war finster; es regnete in Strömen, und der Fluß, durch den Regen angeschwellt, schlug brausend gegen die Ufer. Man durchschiffte ihn dessen ungeachtet so schnell, daß der Miethswagen, den Lauzun bestellt hatte, und der sie nach Gravesund bringen sollte, noch nicht an Ort und Stelle war. Während Dufour, Vertrauter des Grafen, fortging, um den säumigen Kutscher anzutreiben, der einige

hundert Schritte entfernt in einer Schenke saß, blieb die Königin eine Viertelstunde hindurch der ganzen Gewalt des Regens ausgesetzt, und die Füße im Kothe. Der französische Kammerdiener trieb die englische Langsamkeit so viel als möglich an; der Wirth, dadurch neugierig gemacht, und irgend ein Geheimniß vermuthend, begab sich mit einer Laterne an das Ufer der Themse. Ein zweiter Diener des Grafen stellte sich, als ob er ausgleite, riß dabei die Laterne mit sich zu Boden, daß sie auslöschte, und so die Hoffnung des neugierigen Engländers betrogen ward. Wüthend forderte dieser den Franzosen zum Boxen heraus, aber man besänftigte ihn durch Artigkeiten; so kam endlich der Kutscher herbei, und man fuhr ab. Ein Freund Lauzuns, Namens Saint-Victor, wartete in einiger Entfernung mit drei wohlberittenen und wohlbewaffneten Reitern; sie begleiteten die Flüchtlinge, welche fast ganz ohne Gefahr, aber nicht ohne Beunruhigung, reisten. Die nächtliche Reise mußte das Ansehen einer Flucht haben, und in dieser Zeit wurden mit Grund alle Fliehenden für Katholiken gehalten. Während der Nacht hörte die Königin mehr als ein Mal Kärner äußern: „Das sind Papisten; man muß sie anhalten!" — Aber auf ein gegebenes Zeichen sprengte die Eskorte heran, und die Drohungen verstummten. So langten die Flüchtlinge gegen 7 Uhr Morgens bei einem Orte an, wo eine Yacht ihrer war-

tete, deren Capitain nicht wußte, wen er an Bord nehmen sollte. Die Königin, welche verschleiert war, und den kleinen Prinzen wie ein Paquet auf ihrem Arme hatte, stieg in das Fahrzeug hinab, und blieb hier ruhig sitzen.

Man sagt, Lauzun, welcher sich alle Commando's des Capitains erklären ließ, hätte den Befehl gehabt, ihn sogleich zu durchbohren, wenn er irgend ein Manöver unternähme, welches dem Plane, in Calais oder irgend einem andern französischen Hafen zu landen, zuwiderlaufe. Aber die Ueberfahrt war in jeder Hinsicht sehr glücklich; um 5 Uhr Abends warf die Yacht in der Nähe der Dünen von Calais die Anker. Durch einen glücklichen Zufall hatte der kleine Prinz, welcher erst sechs Monat alt war, sowohl in dem Wagen als auf dem Schiffe nicht ein einziges Mal geschrieen. In dem Augenblicke, wo der Anker ausgeworfen wurde, schrie der Knabe zum ersten Male, da seine Amme, welche seekrank geworden war, ihn nicht sättigen konnte. Der Capitain, welcher nicht dachte, ein Kind am Bord zu haben, war anfangs überrascht, ahnete aber bald die Wahrheit. „Mein Gott," sagte er zu Lauzun, „ich brenne vor Ungeduld, meinen kleinen Freund an das Land zu schaffen."

Endlich erschien der Augenblick der Landung; indem die Königin das Boot bestieg, fiel ihr Schleier zurück, und der Capitain erkannte sie. „Ich werde

bei meiner Rückkehr gehangen," rief er aus; „aber das thut nichts; ich bin glücklich, etwas zur Rettung Ew. Majestät haben beitragen zu können."

Die Königin dankte dem Seemanne, und belohnte ihn freigebig. Die Gemahlin Jakobs II. wurde in Calais durch Herrn von Chavost empfangen, welcher sie in ein Bürgerhaus brachte, und sich entschuldigte, daß er ihr keine ihrem Range angemessenere Wohnung anbieten könne, da er von ihrer Ankunft nicht unterrichtet gewesen sei. „Ach, mein Herr, „erwiderte die Königin, indem sie sich setzte, „seit drei Monaten habe ich mich weder so wohl befunden, noch bin ich über mein und meines Sohnes Leben so ruhig gewesen."

Eine Stunde nach ihrer Landung schrieb die Königin an Ludwig XIV. Der Graf Lauzun seiner Seits meldete dem Könige Alles, was ich so eben erzählt habe, und fügte noch hinzu, König Jacob habe ihm auf die Seele gebunden, Gemahlin und Sohn in die eigenen Hände des Königs von Frankreich zu übergeben, und er sei sehr unglücklich, diesem Befehle nicht genügen zu dürfen, da er nicht die Erlaubniß habe, am Hofe zu erscheinen.

Herr von Seignelai überbrachte gestern Morgen dem Könige die Briefe der Königin von England und des Grafen Lauzun. Ludwig XIV. las sie noch im Bette; dann schrieb er im Laufe des Morgens einen sehr huldvollen Brief an seinen ehemaligen

Günstling, und ertheilte ihm die Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren. Dann ließ er Mademoiselle sagen, daß er nicht umhin könne, Lauzun bei Hofe zu empfangen. Die Prinzeß nahm dies sehr übel; sie eilte zu dem Könige, und es gab einen sehr heftigen Auftritt zwischen ihr und demselben. Das Ende war jedoch, daß der König auf seinem Willen beharrte, und der Prinzeß zu verstehen gab, wenn sie den Grafen nicht sehen wolle, möge sie zu Hause bleiben.

Zehntes Kapitel.

1689.

Ankunft der Königin von England in St. Germain. — Ihre Einführung in die Gemächer der verstorbenen Königin. — Prachtvolle Geschenke. — Nachmittag Ludwig XIV. — Das Coucher des Königs. — Flucht König Jacobs aus Rochester. — Seine Ankunft in Ambleteuse. — Ankunft Jacobs II. in St. Germain. — Die beiden Könige. — Erste Thaten des Herzogs von Chartres auf dem Gebiete der Liebe. — Besuch Jacobs II. in Versailles. — Gedemüthigter Stolz. — Ceremoniel der beiden Höfe. — Rückkehr Jacobs II. — Der Graf von Solre und seine Beweise. — Die 37 Ritter des goldenen Vließes. — Esther in St. Cyr. — Ludwig XIV. als Portier. — Tod der Königin von Spanien. — Bewaffnung zu Gunsten Jacobs II. — Freigebigkeit Ludwigs XIV. — Expedition nach Irland. — Wilhelm III. wird zum König von England erklärt. — Der Graf von Chateau-Renaud schlägt die englische Flotte. — Die irländische Expedition geht lässig. — Niedergeschlagenheit der Königin von England. — Ludwig XIV. tröstet sie. — Besorgnisse der Frau von

Maintenon. — Kriegserklärung. — Louvois macht den Vorschlag, die Pfalz zu verwüsten. — Der übermüthige Minister. — Stürmischer Auftritt in Versailles. — Der Minister und die Feuerzange. — Befehl und Drohung Ludwigs XIV. — Es ist zu spät. — Ereignisse in Irland. — Kriegerische Ereignisse in Deutschland. — Der Marquis von Uxelles capitulirt in Mainz. — Verstandeszerrüttung des Prinzen von Condé. — Tod der Königin von Schweden, Christine, und des Papstes Innocenz XI. — Der Herzog von Montausier.

Die Königin von England ist in St. Germain angekommen, und hat die Zimmer der verstorbenen Königin angewiesen erhalten. Sie wollte Calais nicht eher verlassen, als sie die Nachricht erhalten hatte, daß es Jacob II. gelungen, seine Flucht glücklich zu bewerkstelligen; dann erst machte sie sich nach St. Germain auf den Weg.

Als der König vernahm, daß sie nur noch wenige Meilen entfernt sei, fuhr er ihr mit Monsieur und dem Dauphin entgegen. Bei Chatou erwartete er die Königin, empfing sie sehr freundlich, nahm ihren kleinen Prinzen in seine Arme und küßte ihn mehrmals. In St. Germain angelangt, führte er sie selbst in ihre Zimmer ein. Als er sich wieder entfernt hatte, um nach Versailles zurückzukehren, sah sich die Königin von England erst genauer in ihrem Kabinette um, und fand für alle ihre Bedürfnisse auf das reichlichste gesorgt. Schmuck, Kleider, Toilettengegenstände, waren in reichlicher Menge

vorhanden, und als sie eine Chatoulle öffnete, welche auf ihrer Toilette stand, fand sie darin 10,000 Louisd'or.

Möge die Königin von England jetzt einige Zeit in ihren Prachtgemächern ruhen; wir wollen wieder einen Blick auf das tägliche Leben Ludwigs XIV. werfen.

Wenn der König von der Tafel kömmt, begiebt er sich in sein Kabinet; auf der Schwelle hält er einige Augenblicke an, um zu vernehmen, was die Höflinge ihm vielleicht zu sagen haben können. Nimmt der König einen der Herren mit, um sich mit ihm zu unterhalten, so spricht er gewöhnlich mit ihm an dem Fenster, welches der Thür zunächst ist, und öffnet dieses selbst nach gepflogner Unterredung. Der erste Arzt aber, welcher jederzeit bei der Mahlzeit gegenwärtig ist, begleitet den König stets in sein Kabinett: Er hat die Pflicht, die Königliche Verdauung zu beobachten. Die erste Sorge Ludwigs XIV., wenn er vom Essen kommt, ist, die Hunde zu füttern, deren er eine große Menge in seinen Zimmern hat; er liebt diese Thiere so sehr, daß fast beständig zwei bis drei Hündinnen in seinem Kabinette sind, welches sie oft so verunreinigen, daß die Herren, die zum Lever kommen, mit der größen Vorsicht gehen müssen. Sind die Hunde abgefertigt, so läßt der König sich seine Kleider bringen. Hat der erste Kammerherr

es für gut befunden, einige Personen einzuführen, so können sie nur mit dem Könige sprechen, während er sich anzieht.

Von der Abendmahlzeit will ich nicht sprechen; es geht dabei alles fast eben so zu, wie bei der Mittagstafel. Nach dem Abendessen besucht der König wieder seine Hunde, und giebt ihnen mit eigenen Händen ihr Futter. In sein Zimmer zurückgekehrt, geht er hinter sein Bett, um dort sein Gebet zu verrichten; die Zeugen dabei benehmen sich eben so, wie bei dem Lever. Hierauf beginnt der König, sich ohne alle fremde Hülfe auszuziehn. Dann sagt er mit einer Kopfneigung allen Denen gute Nacht, welche nur zum **grand Coucher** Zutritt haben. Während sich die Anwesenden nun entfernen, sitzt der König in der Ecke neben dem Camine, das Gesicht der Thüre zugewendet. Der Obriste der Garden, dessen Eintritt den Anfang des **petit Coucher** bezeichnet, empfängt die Befehle des Königs, welche dieser mit sehr leiser Stimme ertheilt. Alle Anwesenden verlassen hierauf das Zimmer in dem Augenblicke, wo der König sich zu Bette legt; will irgend ein Bevorrechteter ihn noch unterhalten, so darf er zwar zurück bleiben, aber nur sehr kurze Zeit.

Nach der Flucht der Königin von England kehrte Jacob **II.** nach Rochester zurück. Wilhelm **III.** schien die Entfernung der Königin kaum zu bemer-

ken; anders war es aber, als auch der König daran dachte, sich nach dem Continent zu begeben. Die Folgen dieser Reise mußten den Usurpator beunruhigen; wenn Ludwig XIV. nichts gethan hatte, den Sturz Jacobs zu verhindern, so konnte er auf dessen persönliche Bitte doch leicht mehr thun, besonders da es galt, sich der Regierung eines persönlichen Feindes zu widersetzen. Das erste Mal, als der König von England aus Rochester zu entfliehen versuchte, wo Wilhelm ihn genau beobachten ließ, mißglückte die Unternehmung; besser gelang ein zweiter Versuch. Am ersten Tage des Januars glückte es dem Könige, zu entfliehen, nur von einem Kammerdiener und einem Weinhändler, seinen letzten Stützen, begleitet. Mit einem Passe nach Holland versehen, den der Kammerdiener geschickt genug gewesen war, sich zu verschaffen, verließen die drei Flüchtlinge Rochester in einer finstern und kalten Nacht. Mühsam legten sie eine weite Strecke über ungeackertes Feld zurück, und kamen vor Anbruch des Tages im Hafen von Charnesse an. Nach Vorzeigung ihres Passes nahm der Capitain einer Yacht sie an Bord, und willigte ein, sie nach Holland zu bringen. Das Fahrzeug war so klein, daß die drei Reisenden nur mit Mühe Platz darin fanden; die ganze Equipage bestand aus zwei Mann, den Capitain selbst mit eingerechnet. Kaum war man auf offnem Meere, als der König und dessen

Gefährten, die gespannten Pistolen in der Hand, den beiden Seeleuten befahlen, nach einem französischen Hafen zu steuern; auf den Fall der Weigerung drohten sie ihnen mit einer gewaltsamen Reise über Bord, auf den Fall der Einwilligung aber verhießen sie ihnen reichlichen Lohn. Die Wahl war den Mündungen von sechs Pistolen gegenüber nicht schwierig, zumal man die Versprechungen für redlich halten mußte. Der Schiffsherr willigte ein, nach Frankreich zu steuern, doch erst nach 48 Stunden langten unsere Abenteurer bei Ambleteuse an. In dem Augenblicke, wo der König in den Hafen einfuhr, warf auf der Rhede eine französische Fregatte die Anker; sie hatte den Herzog von Berwick, natürlichen Sohn Jacobs II., mehrere verkleidete Offiziere des Königs, und funfzig Irländer am Bord.

Als der König von England gelandet war, sandte er den Herzog von Berwick nach Versailles, und blieb selbst einige Tage in Ambleteuse.

Der Herzog von Aumont kam an der Spitze der Edeln des Landes, um den König zu empfangen, und führte ihn nach Boulogne, von wo die Königin am Tage zuvor abgereiset war. Hier zog Jacob II. seinen Schiffscapitän zur Tafel, und empfahl ihn dann sehr dringend dem Herzoge von Aumont. Am folgenden Tage, nachdem er die Messe gehört hatte, steckte der König ein Brödchen und eine Flasche Wein zu sich, und bestieg einen einfa-

chen Wagen, um nach Abbeville zu fahren, wo er die Nacht zubrachte. Dann hielt er nur noch in Luzarge an, wo er frische Pferde und Kleider fand, welche Ludwig XIV. ihm übersandt hatte.

Am 7. Januar schickte Ludwig XIV. an den englischen König einen seiner Kammerherren ab, um ihn bitten zu lassen, sich geraden Weges nach St. Germain zu begeben, wo er selbst Jacob II. bei der Königin von England erwartete, die ihn im Bette empfing. Um 7 Uhr Abends langte der König von England an. Als er aus dem Wagen stieg, erblickte er den Grafen Lauzun. Er umarmte ihn lebhaft, und rief dann aus: „Das ist ein guter Freund, den ich mit Freuden hier sehe."

Ludwig XIV. erwartete den König von England am Eingange zu dem Saale der Wache; Jacob beugte ein Knie, doch Ludwig XIV. zog ihn empor und umarmte ihn. Die Umarmungen der beiden Monarchen vermehrten sich so sehr, daß man deren zehn zählte. Als dieser Ausbruch königlicher Zärtlichkeit sich ein wenig gemildert hatte, nahm Ludwig XIV. den König von England bei der Hand, und sagte: „Lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren; die Königin brennt vor Verlangen, Ew. Majestät zu sehen."

Die beiden Monarchen begaben sich hierauf nach dem Zimmer der Königin, und Ludwig XIV. war hier Zeuge des zärtlichsten Empfanges.

Im Augenblicke, als Ludwig XIV. nach Versailles zurück kehren wollte, sagte er zu Jacob II.: „Ich will nicht, daß Sie mich begleiten; Sie sind heute noch mein Gast. Morgen werden Sie mich in Versailles besuchen, wo ich die Honneurs mache, so wie Sie in St. Germain, wenn ich wieder zu Ihnen komme, späterhin wollen wir ganz ohne alle Umstände mit einander leben."

Ehe Ludwig XIV. den Wagen bestieg, ließ er 10,000 Louisd'or in den Secretair des Zimmers legen, welches Jacob bewohnen sollte.

Die Ankunft des Königs und der Königin von England hat den Lärmen etwas gestört, welchen bei Hofe und in der Stadt ein galantes Abenteuer machte, dessen Held der Herzog von Chartres in einem Alter von 15 Jahren ist. Die ersten Waffenthaten der Prinzen von Geblüt machen jederzeit viel Aufsehn, wenigstens in den Zeitungen, und mit den ersten Liebesthaten ist es nicht viel anders. In Paris und Versailles weiß alle Welt, daß der junge Philipp von Orleans, nachdem er in der galanten Fakultät bei seinem Unterlehrer, dem Abbé Dubois, alle Grade erhalten hatte, sich gegen Leonore, die Tochter eines Castellans im Palais-Royal, einige Freiheiten herausgenommen hatte. Die Sitzungen, in denen diese Art von Baccalaureat ertheilt wird, hält man bei verschlossenen Thüren, aber was

hilft das, wenn die Natur sie neun Monate darauf öffnet? So aber ist es dem Prinzen gegangen. Madame hat gegen den Castellan geäußert, die Sache sei nicht der Mühe des Redens werth; der Castellan aber war anderer Meinung, besonders da seine Tochter erst 13 Jahre zählt. Der König war der Meinung des Castellans, und verbot dem Herzoge von Chartres, bis auf weitern Befehl bei Hofe zu erscheinen.

Wenn der König irgend einen Ritter des heiligen Geistordens begünstigen will, ernennt er ihn aufs Wort, und verschiebt die Proben bis nach der Ernennung. So hat er sich, als er die letzten 74 Ritter machte, auch gegen den Grafen Solre benommen, dessen alter Adel eben so erwiesen scheint, als die Wärme der Sonne. Aber der neue Ritter hat die Sache, welche viele Andere sich zu Nutze machen, ernsthaft genommen. Kaum war er im Besitze des blauen Bandes, als er den augenscheinlichen Beweis liefern wollte, daß er, wo nicht durch eigenes Verdienst, doch wenigstens die Titel seiner Ahnen des Ordens würdig sei. Eines Morgens trat er in das Zimmer des Herrn von Chauvy, Genealogisten des Königs; vier Bediente folgten ihm mit zwei ungeheuren Koffern, welche er niedersetzen ließ, und auf die er mit Stolz zeigte.

„Hier, mein Herr,“ sagte der Graf, „sind

die Papiere und Diplome von 37 Rittern des goldnen Vließes in meiner Familie."

„Mein Herr Graf," sagte der Genealogist, „es bedarf so viel nicht, um die Beweise zu liefern, und Sie sehen mich bereit, dieselben aus Vertrauen zu bestätigen."

„Aus Vertrauen! aus Vertrauen!" rief der Graf. „Herr, Sie beleidigen mich!"

„Das ist keinesweges meine Absicht, aber ich bin so sehr mit Geschäften überhäuft —"

„Thut nichts!" erwiderte der starrköpfige Graf. „Lesen Sie, mein Herr; lesen Sie! — Es ist Ihre Pflicht!"

Der Graf wich und wankte nun nicht, bis der geplagte Genealogist nach vollen sechs Stunden alle die Diplome durchgelesen hatte.

Als der Herzog von Lafeuillade dies Abenteuer gestern bei dem Lever des Königs erzählte, hat das Gelächter sämmtlicher Zuhörer fast eine halbe Stunde lang nicht aufgehört.

Die Fräuleins, welche in der Anstalt zu St. Cyr erzogen werden, entsprechen den Wünschen ihrer Wohlthäterin vollkommen; es sind kleine Wunder der Frömmigkeit, Sanftmuth und Geschicklichkeit; Frau von Maintenon ist entzückt von ihnen. Im vergangenen Jahre kam es der Marquise in den Sinn, zu prüfen, wie die Zöglinge die schönen

Verse Racines fühlen und deklamiren würden. Es wurde daher ein kleines Theater errichtet, und die ältesten der Pensionärinnen spielten die Andromache. Man kennt die Wirkungen des Wassers, welches der Röhrmeister in eiserne Tuben preßt; er drückt es stärker und stärker zusammen, bis es plötzlich einen Ausweg findet, und in hohem Strahle emporfährt. So ist es auch mit einem Mädchen von funfzehn Jahren. Am Tage nach der Vorstellung schrieb Frau von Maintenon an Racine: „Unsere kleinen Mädchen haben Ihre Andromache so gut gespielt, daß sie dieselbe nicht wieder aufführen sollen, und überhaupt keines Ihrer Stücke. Wenn Ihre Beschäftigungen als Geschichtschreiber, so wie Ihre religiösen Pflichten, Ihnen einige Muße übrig lassen, bitte ich Sie, irgend ein moralisches oder historisches Drama zu schreiben, von dem die Liebe gänzlich ausgeschlossen ist.“

Der Dichter-Höfling legte sogleich Hand an das Werk, und legte ihr den Plan zu seiner Esther vor; diese wurde auch nach manchen Abänderungen, Weglassungen und Hinzusetzungen auf dem Theater von St. Cyr aufgeführt, nachdem der König selbst zwei Proben beigewohnt hatte. Zweitausend Personen baten um Zutritt zu der Vorstellung, und der Saal vermochte nur zweihundert zu fassen. Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, der König und die Königin von England, die Großofficiere

der Krone, und einige wenige Bevorrechtete reichten hin, sämmtliche Plätze zu füllen. Keine Staatsangelegenheiten hat je die Minister und den König selbst so ernsthaft beschäftigt, als die Aufführung dieses Schauspieles; in Ungnade gefallene Höflinge sind wieder zu Gnaden aufgenommen worden, weil sie es gelobt hatten; Männer, die großer Gunst genossen, sind in Ungnade gerathen, weil sie einige Verse tadelten; der Marschall d'Estrées, welcher über das ganze Werk ein strenges Stillschweigen beobachtete, mußte sich darüber rechtfertigen, als hätte er ein Verbrechen begangen. Ludwig XIV. entwarf mit eigener Hand die Liste derjenigen Personen, welche Zutritt zu der Vorstellung erhalten sollten; ich sah ihn an der Thüre, die Liste in der Hand, die Eingeladenen bei Namen aufrufend, und die Thüre mit seinem Stocke sperrend, wenn eine gewisse Anzahl eingetreten war. Der König hat diesen Portierposten erst verlassen, als ein Jeder den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte.

Eine traurige Neuigkeit, von Spanien angelangt, unterbrach die brillanten Darstellungen von Esther, und verbreitete Trauer am ganzen Hofe. Die Königin von Spanien, Nichte des Königs, ist nach zweitägiger Krankheit gestorben. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die unglückliche Prinzeß vergiftet wurde, und dies Verbrechen erklärt sich durch

das Interesse, welches Alles erklärt. Marie Louise liebte Frankreich, und dies war natürlich; aber sie äußerte dies laut, und handelte darin sehr unbedachtsam, denn außer ihr hing ganz Spanien an Oestreich. Der König betete seine Gemahlin an, aber er wurde durch seine Mutter beherrscht, und diese konnte Marie Louise nicht ausstehen; er ließ sich durch den östreichischen Gesandten tyrannisiren, und man behauptet, dieser hätte endlich noch mehr gefordert. Während der letzten Jahre ihres Lebens wurde die Königin so genau bewacht, daß sie sich nur sehr selten gegen Ludwig XIV. über die Behandlung, die ihr zu Theil wurde, beklagen konnte. Einige Briefe, welche dessen ungeachtet nach Versailles gelangten, gaben einen schwachen Begriff ihrer Lage, obgleich darin fast nur von dem Unvermögen Karls II. die Rede war. Marie Louise ward ihrem Familienkreise kurze Zeit darauf entrissen, daß sie ihren Gemahl zu überreden gesucht, der Ligue von Augsburg nicht beizutreten. Die Königin soll, wie man sagt, mit zwei Damen ihres Hauses durch eine Aalpastete vergiftet worden sein. Als der französische Gesandte von der Krankheit der Königin hörte, verlangte er sie zu sprechen, allein man verweigerte ihm den Zutritt unter dem lächerlichen Vorwande, der Gebrauch in Spanien gestatte nicht, daß Gesandte die Königinnen sprechen dürften, wenn diese sich im Bette befänden.

Als Ludwig XIV. die Nachricht von dem gewaltsamen Tode seiner Nichte erfuhr, sagte er achselzuckend: „Die unvermögenden Fürsten sind doch zu nichts gut; nicht einmal dazu, sich dem Verbrechen zu widersetzen.“

Die Zeit ist erschienen, wo Ludwig XIV., ohne die Politik zu verletzen, die seit Richelieus Zeiten in Frankreich eingeführt ist, Jacob II. offen seinen Schutz kann angedeihen lassen. Es handelt sich jetzt darum, Wilhelm anzugreifen, und ihn von einem usurpirten Throne zu stoßen, auf dem dieser kühne Prinz den Staaten Ludwigs XIV. schon jetzt gefährlicher ist, als der frömmelnde Jacob dies je hätte werden können, und der, schon seiner Usurpation wegen, nicht unterlassen würde, den gegen Frankreich verbündeten Mächten beizutreten. Wir müssen aber jetzt mehr als je zu verhindern suchen, daß die Rivalität der Seefarth und des Handels der Engländer zurückkehre, eine Nebenbuhlerschaft, welche unter dem gewandten Prinzen von Oranien weit mehr zu fürchten ist, als unter der schlaffen Regierung Jacobs. Einmal im ruhigen Besitze des Thrones wird der Usurpator gewiß dahin streben, seine Eroberung durch alle diejenigen Mittel zu rechtfertigen, welche ihn in der Neigung seiner Unterthanen befestigen können. Er wird alle Hülfsquellen des Glückes springen lassen, so wie er trachten

wird, den Ruhm der Nation neu zu beleben. Ludwig XIV. wird also an ihm einen mächtigen Gegner von außen, einen thätigen Nebenbuhler von innen, und einen erbitterten Feind überall haben. Die Sache Jacobs II. ist daher die seinige, sein eigner Vortheil verlangt, ihn zu unterstützen, und darneben wird er noch den großen Haufen durch scheinbare Großmuth blenden. Eine Expedition nach Irland ist beschlossen. Jacob setzt sich an die Spitze der Landungstruppen, und Ludwig XIV. versieht ihn mit den Mitteln, diesen Feldzug nicht nur mit Erfolg, sondern auch mit Ehre zu machen. Dreizehn große Schiffe, sechs Fregatten und mehrere kleine Fahrzeuge sind in Brest ausgerüstet, um den entthronten Monarchen, und die Truppen, welche Frankreich ihm giebt, nach Irland überzuschiffen. Außer diesen Corps nimmt Jacob II. auch noch 20 Capitaine, 20 Lieutenants und 20 Cadetten mit sich, welche in den irländischen Truppen dienen sollen, die sich zu den Fahnen dieses katholischen Fürsten sammeln werden. Sattel und Zäume werden mit eingeschifft, um einige Cavallerie auszurüsten, wenn man sich Pferde verschaffen kann. Außerdem befinden sich auch noch Montirungen und Waffen für 12,000 Mann Infanterie am Bord. Auch das hat man nicht vergessen, was der persönlichen Annehmlichkeit des Königs dienen und sogar ihn mit einer Art von Luxus umgeben kann. Auf dem

Schiffe, welches der König besteigen wird, und welches seine Flagge tragen soll, befindet sich ein goldenes und silbernes Tafelservice, prachtvolle Kleider, ein Ueberfluß von Leibwäsche, Wagen, Geschirr, Handpferden, und Allem, was ein Lager bequem machen kann, wie z. B. Feldbetten, Stühlen und sogar Thüren. Der Graf von Alvaux begleitet den Prinzen als außerordentlicher Gesandter; er soll rathen, die Armee verwalten, und die Finanzen unter seiner Aufsicht haben. Der Graf Lauzun sollte als Generalcapitain den Befehl über die dazu bestimmten Truppen erhalten; aber das Unglück hat ihn noch nicht gebessert: Er bestand darauf, zum Herzoge ernannt zu werden, und dieser unvernünftige Ehrgeiz hat den Unwillen Ludwigs XIV. neu belebt; Lauzun erhält den Oberbefehl nun nicht. Jacob II. hat ihn dafür entschädigt, so viel er es vermochte, indem er ihm nämlich den Hosenbandorden verlieh.

Während dieser Vorbereitungen besucht Jacob die Jesuiten von Paris, und läßt sich als einen der Ihrigen anerkennen. Treu seiner Neigung, wählte er zu seinem Staatssecretair den schottischen Jesuiten Ines.

Als alles zur Abfahrt bereit war, besuchte Ludwig XIV. Jacob II. in St. Germain, und beschenkte ihn mit dem Küraß und den Waffen, welche er selbst in allen Feldzügen getragen hat, und

sprach dabei den Wunsch aus, daß sie ihm Glück bringen möchten. Dann umarmte er den englischen Monarchen, und sagte: „Leben Sie wohl, mein Herr Bruder; ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ergriffen ich bin, Sie abreisen zu sehen. Dennoch möge es Gott gefallen, daß ich Sie nicht wiedersehe. Sollte indessen das Unglück wollen, daß Sie zurückkehren müßten, so werden Sie mich jederzeit so wieder finden, wie Sie mich jetzt sehen."

Jacob **II.** ist am 28. Februar von St. Germain abgegangen, um sich nach Brest zu begeben, wo er am vierten Tage anlangte. Die Königin von England bringt mit ihrem Sohne die Zeit seiner Abwesenheit in dem Kloster von Poissy zu. Während Jacob **II.** sich vorbereitet, mit bewaffneter Macht an den Küsten Irlands zu landen, erklärte das Parlament von England den Thron für erledigt, und die Stände, unter dem Namen eines Convents versammelt, übertrugen die Krone dem Prinzen und der Prinzeß von Oranien, welche bereits in dem Palaste der Könige von Großbrittanien ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Nicht viel später, das heißt, in dem Augenblicke, wo Stuart die Huldigungen des Grafen Tirconel, Vicekönigs von Irland, empfing, der ihm treu geblieben war, wurde Wilhelm **III.** in London gekrönt, und die Schotten riefen ihn in Edimburg als König aus. Nach dieser Feierlichkeit, welche Stuart bewies, daß er höchstens noch auf

ein Viertheil seiner ehemaligen Unterthanen zählen dürfe, traf der Prinz von Oranien Anstalt, Jacob II. entgegen zu marschiren, erklärte aber noch zuvor den Krieg an Frankreich. Der holländische Prinz vernachlässigte nicht, zu gleicher Zeit die Republik zu bewegen, daß sie sich an den Kaiser anschließe, der mächtig genug war, ihr Schutz zu verleihen, da sie allein keinen Kampf mit Frankreich auszuhalten vermochte. Leopold versprach gern, Holland zu unterstützen, unter der Bedingung, daß dieses sich aus allen Kräften widersetze, wenn nach dem Tode Karls II. zum Nachtheile des Hauses Oestreich ein französischer Prinz auf den spanischen Thron erhoben werden sollte.

Kaum hatte Jacob II. den Fuß an die Küsten des ihm treu gebliebenen Theiles seines Königreichs gesetzt, als auch schon Ludwig XIV. ihm neue Unterstützung an Mannschaft und Geld zusandte. Diesmal hat Graf Lauzun ein Kommando erhalten, indem er bescheidener gewesen war, und beschlossen hatte, die Gunst zu verdienen, die er früher zum Voraus forderte. Der Graf von Chateau-Renaud hatte den Auftrag erhalten, die neuen Truppen mit 23 Linienschiffen überzusetzen; eine englische Flotte unter dem Viceadmiral Herbert widersetzte sich ihm; doch er schlug und zerstreute sie, und gelangte glücklich an das Ziel seiner Bestimmung. Auf

seiner Rückfarht hat er sieben reichbeladene holländische Schiffe genommen, mit denen er in den Hafen von Brest einlief.

Die Nachrichten aus Irland verrathen wenig Thätigkeit von Seiten der Expeditionstruppen. Jacob II. hat sich bisher darauf beschränkt, seinen kleinen Schatz um 100,000 Livres zu verringern, damit die Treue des Grafen von Tirconel zu belohnen, ihm von Seiten Ludwigs XIV. einen mit Edelsteinen besetzten Degen zu überreichen, und ihm den Titel als Herzog zu verleihen. Einige Städte, welche sich dem Prinzen von Oranien unterworfen hatten, öffneten Jacob II. ihre Thore, aber Londondery leistete ihm Widerstand; er belagerte diese Stadt, in welcher ein presbiterianischer Priester, Namens Walker, kommandirt, der keine andere Garnison, als eine Bürgermiliz, unter seinen Befehlen hat. Der Marschall von Schomberg, welchen Wilhelm III. an die Spitze der englischen Truppen stellte, die er nach Irland sandte, hat noch keine Bewegung von Wichtigkeit unternommen; er beschränkt sich klüglich darauf, die königliche Armee zu beobachten, und diese enthält sich jedes Angriffes. Der König vertreibt sich die Zeit damit, in Dublin ein Parlament zusammenzuberufen; das heißt die Sachen von hinten anfangen. Das erste Gesetz sollte er mit dem Degen geben.

Die Königin Marie ist auf die wiederholten

Bitten Ludwigs XIV., jedoch gegen ihre Neigung, nach St. Germain zurückgekehrt. Ludwig XIV. sucht sie auf alle mögliche Weise zu erheitern; fast zu jeder Reise nach Marly, zu jedem Feste in Trianon, wird sie nicht nur eingeladen, sondern der König holt sie dazu jederzeit in seinem eignen Wagen ab. Sie ist der Gegenstand fortwährender Sorgfalt und Huldigungen für den König. Die Welt glaubt hier nicht an eine ganz uneigennützige Freundschaft bei einem Manne, der früher in Hinsicht der Galanterie so ausgezeichnet war, und man spricht schon ohne viel Zurückhaltung davon, daß die Frömmigkeit Sr. Majestät nachlasse, daß Liebe im Spiele sei. Frau von Maintenon scheint diese Ansicht, die für sie etwas schreckliches ist, zu theilen. Alle Beichtväter und Gewissensräthe, welche sich dem Könige nahen, Bossuet, der Pater Lachaise, Goldin, der Pfarrer von Versailles, haben Befehl erhalten, das Feuer der Hölle vor den Augen des Königs neu anzufachen, um ihn abzuhalten, daß er der Verdammniß abermals entgegengehe.

Das Kriegsgetöse erschallt von einem Ende Europas bis zum andern. Während Ludwig XIV. den Krieg an England und den Prinzen von Oranien, den Usurpator, erklärt, wie er in dem Manifeste genannt wird, erklärt der Reichstag zu Regensburg Frankreich zum Feinde des Reichs, und der

Kurfürst von Brandenburg bemächtigt sich Kaiserswerths. Zu einer Zeit, wo alle Mächte Deutschlands zugleich gegen unsere Grenzen vorrücken können, hat Louvois in dem Ministerrathe den Vorschlag zu machen gewagt, die Pfalz abermals zu verwüsten, um eine Einöde zwischen Frankreich und dessen Feinde zu legen. Der König, der noch nicht vergessen, welchen Flecken die erste Verheerung jenes Landes auf seinen militairischen Ruf geworfen, hat den Rath seines Kriegsministers mit Abscheu verworfen; doch Louvois, dessen Verwegenheit schon seit lange alle Grenzen überschreitet, hat beschlossen, selbst gegen den Willen seines Gebieters, die Pfalz zu verwüsten. Wenige Tage nachdem der König eine so abscheuliche Maaßregel verboten hatte, ging, durch Louvois abgefertigt, heimlich ein Courier von Versailles ab, den Befehl zur Vollstreckung jener Maaßregel überbringend. Frau von Maintenon wurde durch ihre Spione sogleich davon unterrichtet, und beschloß, den König davon in Kenntniß zu setzen. War es ein Gefühl der Menschlichkeit, welches diese Frau so handeln ließ? Ihr früheres Benehmen bestätigt diese Meinung nicht. 120,000 Protestanten sind umgekommen, 500,000 haben ihr Vaterland verlassen müssen, und nicht ein einziges Mal hat die ehemalige Protestantin die königliche Gnade oder vielmehr Gerechtigkeit für diese Unglücklichen erbeten.

Diese eisige Kälte bei dem Unglücke ihrer

Landsleute macht es nicht sehr wahrscheinlich, daß Frau von Maintenon die Absicht gehegt habe, einem deutschen Staate aus Mitleid zu helfen. Sie hat vielmehr die Gelegenheit ergriffen, sich an ihrem persönlichen Feinde zu rächen. Man weiß, daß auch Fromme die Rachsucht nicht verschmähen; die Gefährtin des Königs konnte sich bisher nur noch durch Worte an Louvois dafür rächen, daß er sich ihrer geheimen Vermählung mit dem Könige zu widersetzen gestrebt, doch diese Art der Rache genügte ihr nicht.

Gestern trat der Kriegsminister zu der Frau von Maintenon ein, wo außer dieser und dem Könige noch Niemand zugegen war.

„Sie werden vielleicht über mich spotten," sagte die Marquise lächelnd, „wenn ich den Träumen einigen Glauben schenke; allein mir träumte diese Nacht, die Pfalz stehe, ungeachtet des königlichen Verbotes, in Flammen."

„Die Träume lügen nicht immer, Madame," erwiderte der Marquis; „ich weiß dem Könige wider seinen Willen zu dienen."

„Sollten Sie im Ernste sprechen?" rief der König mit donnernder Stimme.

„Im vollen Ernste, Sire," erwiderte Louvois ruhig. „Diese äußerste Maaßregel ist unerläßlich, und ich habe diesen Morgen einen Courier zur Vollstreckung derselben abgesandt."

„Unverschämter!“ rief der König, und ergriff die Feuerzange.

„Sire!“ rief Frau von Maintenon, indem sie sich zwischen den König und seinen Minister warf, „was machen Sie?“

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich, Madame, diesen unverschämten Knecht züchtigen.“

„Sire!“ rief nun Louvois, dessen Blicke Wuth funkelten, „achten Sie Sich selbst, wenn Sie von Andern geachtet sein wollen. Dies ist kein Comödienspiel mehr. Wenn Ew. Majestät auf das Verlangen eines ehrgeizigen Weibes, welches unzufrieden ist, nicht herrschen zu können, die Dienste zu vergessen vermögen, die ich Ihnen seit 25 Jahren unablässig geleistet habe; wenn Sie an der Rache einer gewandten Favorite so viel Theil nehmen, daß Sie mich wie auf einem Theater insultiren, so hoffe ich doch wenigstens, das Vergessen Ihrer eigenen Würde wird nicht bis dahin gehen, Sich persönlich an mir zu vergreifen.“

„Nun wohl, Unwürdiger!“ rief der König, „so gehe auf der Stelle ein Courier mit einem Gegenbefehle ab. Bei Deinem Kopfe mache ich Dich verantwortlich. Ein einziges niedergebranntes Haus ist Dein Verhaftsbefehl.“

Der Gegenbefehl ging ab, aber zu spät; die Pfalz lag bereits in Asche. Der Abscheu von ganz Europa trifft dafür den König, doch Louvois ver=

liert dabei nichts, als dessen Gunst. Zwar dachte Ludwig XIV. einen Augenblick daran, den Minister auf dem Blutgerüste enden zu lassen, aber er ist zu unentbehrlich.

Die irländischen Royalisten sind gezwungen worden, die Belagerung von Londondery aufzugeben, nachdem die Belagerten aus Noth ihre Pferde, Hunde und Katzen hatten aufessen müssen. Das Ereigniß ist an und für sich nicht von Wichtigkeit, allein das geringste Mißlingen ist jederzeit nachtheilig für Waffen, welche noch keine Vortheile erkämpft haben.

Ludwig XIV. hat lange durch seinen Gesandten in Madrid daran gearbeitet, Carl II. für die Sache der Stuarts zu gewinnen, allein der Einfluß des Kaisers hat den Sieg davon getragen, und so ist denn an Spanien der Krieg erklärt worden.

An der Mosel und dem Rheine schwankt das Glück unserer Waffen seit einiger Zeit; der Marquis Boufflers hat sich des unbedeutenden Ortes Kochheim bemächtigt, doch zu gleicher Zeit ist der Marschall von Hümieres bei Valcourt durch den Prinzen von Waldeck geschlagen worden. Im Ganzen scheint sich der Vortheil auf die Seite unserer Feinde neigen zu wollen. Mainz, welches der Marquis von Uxelles vertheidigte, hat sich 50 Tage nach eröffneten Laufgräben an den Prinzen von Lothrin-

gen ergeben. Die Bedingungen der Capitulation waren sehr ehrenvoll, und Ludwig XIV. hat den Marquis deshalb belobt. Mainz ist besonders deshalb übergegangen, weil der Kriegsminister versäumt hatte, für hinlänglichen Proviant zu sorgen. Uxelles hatte die Delicatesse, dies zu verschweigen, obgleich er sich dadurch vollkommen zu rechtfertigen vermocht hätte; Louvois, den jetzt ein Nichts verderben kann, muß es ihm aufrichtig Dank wissen.

Der Sohn des großen Condé befindet sich in der traurigsten Verstandesverfassung. Zwar bleiben ihm helle Zwischenräume, doch sind diese nur selten. Während seiner Verstandeszerrüttung mißhandelt er seine Gemahlin oft thätlich, so daß das laute Geschrei der Prinzeß die Dienerschaft herbeiruft; wollte aber irgend ein mitleidsvoller Diener es wagen, der Prinzeß zu Hülfe zu kommen, so würde es unfehlbar sein Tod sein.

Zuweilen glaubt der Prinz sich in verschiedene Thiere verwandelt, am häufigsten in einen Hund. Eines Abends, während des Gebetes, dem der Prinz beiwohnte, warf er den Kopf hinten über und öffnete den Mund, als wollte er nach Art der Hunde ein lautes Geheul ausstoßen, doch unterdrückte er dies noch. Ein anderes Mal hingegen, bei dem Lever des Königs, vermochte er dies Ge-

lüst nicht eben so zu unterdrücken, sondern trat an ein Fenster, öffnete es, und bellte hinaus.

Eines Morgens wurde der Prinz von einer neuen, beunruhigendern Manier befallen. Er erklärte, daß er todt sei, und daß man ihm daher auch nichts mehr zu essen zu bringen brauche, da Todte nicht äßen. Vergebens suchte sein Arzt ihn zu überzeugen, daß er lebe, und folglich Nahrung zu sich nehmen müsse; der Kranke blieb bei seiner fixen Idee, und wies hartnäckig Speise und Trank zurück. Der Arzt verfiel endlich auf ein Auskunftsmittel; er sagte dem Prinzen, er sei allerdings todt, indessen wolle er ihm andere Todte zeigen, welche mit vollkommen gutem Appetite äßen. Der Prinz war es zufrieden, ihrem Beispiele zu folgen, wenn man ihn überzeugte. Man führte ihn nun in ein Gemach, wo eine Menge angeblich längst verstorbener Personen sich bei einem reichlichen Mahle es trefflich schmecken ließen. Der eingebildete Todte ließ sich durch das Beispiel bewegen, Theil an dem Mahle zu nehmen; es schmeckte ihm ganz vortrefflich, und er befand sich sehr wohl dabei, doch wollte er einen ganzen Monat lang nur in der Gesellschaft von Todten essen, und der Arzt hatte alle mögliche Mühe, immer so viel Verstorbene herbeizuschaffen.

Zwei erlauchte Personen sind dies Jahr in Rom gestorben: Christine, Königin von Schweden, und

Papst Innocenz XI. Die erstere war eine Prinzeß, welche die Natur mit scharfem Verstande und fruchtbarem Talente ausgestattet hatte; allein diese dienten nur dazu, ihre Leidenschaften zu befriedigen und ihr Schande zu bringen. Sie starb, wie sie lebte.

Odescalchi hinterläßt als Papst den Ruf eines Ehrenmannes: von wenigen Päpsten kann man dies rühmen. Es ist traurig, daß die Statthalter Christi einen solchen Titel nicht öfter zu verdienen wissen. Gegenwärtig herrscht auf dem Vatican der Venetianer Ottoboni unter dem Namen Alexanders VIII. Er verdankt seine Ernennung dem französischen Einflusse, und Frankreich kann daher überzeugt sein, an dem päpstlichen Hofe immer Recht zu erhalten.

Auch der Herzog von Montausier hat dies Jahr seine ehrenvolle Laufbahn geschlossen. Niemand eignete sich weniger zum Höflinge, als er. Seine strenge Tugend nahm an allem Anstoß, was nicht redlich und offen war. Er stand daher auch nur in halber Gunst, denn Freimüthigkeit verleiht bei Hofe keinen festen Stand. Einige Züge werden genügen, das Bild des Herzogs zu vollenden. In einer Unterhaltung mit dem Dauphin, dessen Gouverneur er war, berührte er zufällig den Arm des Prinzen, so daß dieser sich einbildete, geschlagen zu sein. „Wie,“ rief er aus, „Sie schlagen mich? Man bringe mir meine Pistolen!“

„Bringen Sie Monseigneur seine Pistolen,“ wiederholte der Herzog gelassen dem Bedienten.

Die Waffen wurden gebracht, der Herzog übergab sie seinem Zöglinge und sagte: „Hier, Monseigneur; ich will doch sehen, was Sie damit machen werden.“

Der Prinz fiel seinem tugendhaften Gouverneur zu Füßen.

Als der Herzog von Montausier die Erziehung des Dauphin vollendet hatte, sagte er ihm: „Monseigneur, wenn Sie ein edler Mann sind, werden Sie mich lieben; sind Sie es nicht, mich hassen, und ich mich darüber zu trösten wissen.“

Wahrlich, der Herzog von Montausier wär kein Mann für unsere Zeit.

Eilftes Kapitel.

1690 und 1691.

Jagden und Promenaden des Königs. — Oeffentliches Elend und reiche Neujahrsgeschenke. — Brand im Schlosse von Versailles. — Die Damen im Negligée, und die Musketaire. — Tod des Herzogs van Lothringen. — Tod der Dauphine. — Der Dauphin, und Frau von Route. — Frau von Maintenon und die Diamanten des Dauphins. — Rache einer Betschwester. — Sieg bei Fleurus. — Erster Sieg zur See. — Die Franzosen herrschen auf dem Meere. — Die Truppen Jacobs II. verlieren die Schlacht bei Boina. — Tod des Marschalls von Schomberg. —

Verwundung des Prinzen von Oranien. — Unanständige Freude der Pariser. — Krieg in Savoyen; Catinat. — Pariser Sitten und Gebräuche im Jahre 1690. — Das Tollhaus in London, nach dem Plane des Louvre erbaut. — Die Abtritte in Marly nach dem Plane von Saint-James. — Tod des Herrn von Seignelai. — Herr von Pontchartrain erhält das Marineministerium. — Portrait desselben. — Die eiserne Maske in der Bastille. — Frau von Montespan zieht sich nach St. Joseph zurück. — Buße und Eitelkeit. — Inneres Hauswesen der Frau von Maintenon. — Tod Louvois. — Details über dies Ereigniß. — Wirkung desselben auf Ludwig XIV. und auf Frau von Maintenon. — Ein Blick auf die militairische Lage Frankreichs. — Herr von Barbezieux mit zwanzig Jahren Minister. — Anfang der hohen Gewalt der Frau von Maintenon. — Treffende Bemerkung des Herrn von Valincourt. — Freimüthige Aeußerung des Herrn von Catinat.

Heute, am Sonntage, einem der schönsten Wintertage, welche wir seit langer Zeit hatten, beschloß der König gleich bei seinem Lever, eine Hirschjagd in dem Walde bei St. Germain. Sogleich wurden die Jagdwagen besorgt, und alle Höflinge, welche der Ehre der Casaque genießen, legten diese Kleidung an, die in einem blauen Rocke besteht, welcher mit Gold und Silber besetzt, und roth gefüttert ist. Bei dieser Gelegenheit will ich einige Worte von den Jagden und den Promenaden des Königs sagen. Ludwig XIV. jagd wenigstens alle Wochen einmal in Marly, St. Germain oder Fontainebleau. Der Hirsch ist das Thier, welches der König vorzugsweise gern jagd; alle Höflinge haben die Erlaubniß,

der Parforcejagd beizuwohnen, doch da man weiß, daß eine zu große Anzahl von Jägern den König belästigt, ist dieser gewöhnlich nur von den Herren umringt, welche des Vorrechtes der Casaque genießen. Der König will nicht, daß man ihm aus Pflicht, sondern nur aus Geschmack, folge. Ludwig XIV. jagd wieder gewöhnlich zu Pferde, was er eine Zeitlang unterlassen, als er mit dem Pferde gestürzt war, und sich den Arm ausgefallen hatte. Eine mit vier Pferden bespannte Jagdkalesche muß indessen stets in der Nähe sein, und der König bedient sich zuweilen derselben, wenn die Jagd lange währt. Vier Pagen folgen dem Könige zu Pferde, und tragen auf Kissen diejenigen Hunde, deren er sich am liebsten bedient.

Ein oder zwei Mal wöchentlich jagd der König mit Suche in dem Walde von Versailles, besonders an Sonn- und Feiertagen. Diese Erholung währt nicht über drei bis vier Stunden, und der König kehrt jederzeit zur Tafel in das Schloß zurück, es sei denn, daß er das Mittagsmahl in Trianon bestellt habe.

An den Tagen, wo der König nicht jagd, unternimmt er jedesmal eine größere oder kürzere Promenade. Er muß viel frische Luft genießen, denn wollte er sich derselben entziehen, würde seine Gesundheit sogleich darunter leiden. Auch ist in dem Zimmer, wo der König sich aufhält, fast beständig

ein Fenster geöffnet; Frau von Maintenon ist in ihrem eigenen Gemache fast beständig der Zugluft ausgesetzt, und die Damen, denen der König die Ehre erweist, sie in seinen Wagen zu nehmen, müssen sich im Winter darauf gefaßt machen, tüchtig zu frieren, da beständig zu beiden Seiten die Fenster herabgelassen sind. Ludwig XIV. geht aus, das Wetter mag sein, wie es will. Die Promenaden des Königs haben entweder den Zweck, die Arbeiter zu besuchen, die bei dem Bau der Schlösser und den Anlagen der Gärten fortwährend beschäftigt sind, oder sich mit einigen Damen zu einer kleinen Collation zu begeben, welche er im Parke von Versailles, oder in dem von Marly oder auf den Reisen nach Fontainebleau in dem schönen Walde, welcher an das Schloß stößt, hat auftragen lassen. Gewöhnlich folgen dem Könige bei diesen Spaziergängen nur die vertrautesten der Höflinge, und er allein ist dabei mit bedecktem Haupte. Auf der Reise haben jedoch Alle, die ihn dabei begleiten, das Recht, ihm in die Gärten zu folgen. Marly hat noch ein eigenes Vorrecht; sobald nämlich der König das Schloß verläßt, sagt er: „Meine Herren der Hut!" Dies ist eine Art von Befehl, auf welchen Jedermann sich bedeckt.

Zum Neujahrstage hat der König dem Dauphin 5000 Louisd'or geschenkt; dies ist etwas viel

in einem Augenblicke, in welchem den Einwohnern von Paris der Befehl ertheilt worden ist, ihr Silberzeug auf die Münze zu tragen. Eine gleiche Summe hat der König an die Herzogin von Roch-sur-Yon geschickt, doch sehr heimlich, um nicht die Eifersucht der Prinzeß von Conti zu erregen; diese hat kein ähnliches Geschenk erhalten, da der König, wie man behauptet, finden soll, daß sie die Freiheit ihres Wittwenstandes etwas zu weit treibe.

Ein Ereigniß, dessen Folgen sehr ernst sein konnten, hat die vergangene Nacht die sämmtlichen Bewohner des Schlosses zu Versailles auf die Beine gebracht. Eine Viertelstunde lang vermischte sich der Wirbel der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Geläute der Glocken, mit dem Lärmen der Waffen in den Höfen, Gängen und Zimmern des Schlosses. Nach tausendfältigen Fragen erfuhr man endlich, daß in dem Zimmer der Frau von Harcourt Feuer ausgebrochen sei. Man war zwar der Flamme Meister geworden, aber die Furcht ließ sich nicht so schnell beschwichtigen. Das tausendfach wiederholte Geschrei: Feuer! Feuer! brachte allgemeine Verwirrung hervor, und eine Menge halbnackter Damen flüchtete sich in den Wachtsaal, und gab hier den Blicken der Musquetairs eine Menge geheimer Reize Preis. Auch der König und der Dauphin, welche bereits schliefen, sind aufgeschreckt

worden, allein man hat sie sogleich über das Feuer beruhigt.

Am 17. April entriß der Tod unsern Generalen einen der gefährlichsten Gegner, dem Frankreich jetzt nur den einzigen Marschall von Luxemburg entgegen zu stellen hat. Karl V., Herzog von Lothringen, endete seine abenteuerliche doch nicht ruhmlose Laufbahn zu Walz bei Linz in Oestreich. Auf seinem Todbette schrieb er an den Kaiser: „Auf Ew. Majestät Befehl verließ ich Inspruck, um mich nach Wien zu begeben, aber ein Mächtigerer hält mich auf. Ich gehe, um Rechenschaft von meinem Leben zu geben, welches ich ganz Ihnen weihete. Erinnern Sie sich, daß ich eine Gattin hinterlasse, welche mit Ihnen verwandt ist, Kinder, deren ganze Erbschaft in meinem Degen besteht, und Unterthanen, welche in Unterdrückung leben." Der Herzog ist kaum 48 Jahre alt geworden.

Auch die Dauphine hat der Tod dahin gerafft! Sie starb am 28. April an einem Brustübel, welches durch drei schnell auf einander folgende Wochenbetten verschlimmert worden war.

Die Dauphine ward von ihrem Gatten, dem königlichen Hause und dem Hofe kaum beweint; die Frommen beklagen ihren Verlust gar nicht, die Armen wenig. Dennoch ehrte Victorine von Baiern den König, achtete Frau von Maintenon, liebte

den Dauphin, zeigte sich wohlwollend gegen die Höflinge, war fromm und vertheilte reichliche Almosen; aber man machte es ihr zum Vorwurfe, weder französisches Herz noch französischen Geist zu haben. Doch noch mehr erklärt sich die Gleichgültigkeit über den Tod einer Prinzeß, welche Frankreich drei Prinzen geschenkt hat, dadurch, daß man sie mit mehrern deutschen Höfen verbündet wähnte, dem Lande zu schaden, über welches einst zu herrschen sie auserseben war. Eine solche Annahme verdient durchaus keinen Glauben, und findet ihn auch bei den Verständigern nicht.

Unter den zahlreichen Intriguen, welche der Dauphin seit seiner Verheirathung unterhielt, hat besonders die mit Frau von Route sehr zärtliche Erinnerungen hinterlassen, welche durch den Tod der Dauphine neu belebt wurden, so daß der Dauphin ganz insgeheim zu ihr zurückgekehrt ist. Um aufgelöste Liebschaften wieder anzuknüpfen, ist Geld das beste Mittel; der Dauphin wollte daher der Frau von Route eine bedeutende Summe überschicken, allein ich habe es bereits erwähnt, daß in Frankreich fast Niemand weniger Kredit besitzt, als der muthmaßliche Thronerbe. Der Dauphin mußte mehrere Diamanten zum Juwelier schicken, um die benöthigte Summe zu erhalten. Frau von Maintenon erfuhr dies, suchte den Vertrauten auf, wel-

cher mit dem Verkaufe der Steine beauftragt war, kaufte sie viel theurer, als der Dauphin es beabsichtigt hatte, und begab sich am folgenden Tage zu demselben. „Monseigneur," sagte sie, ihm die gekauften Steine überreichend, „hier sind Ihre Diamanten; erlauben Sie mir, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, indem ich Sie bitte, dieselben zu behalten. Ich bin reich, reich durch die Geschenke des Königs, und dies heißt daher nur die Dinge zu ihrer ursprünglichen Quelle zurückführen."

Der Dauphin weigerte sich anfangs, das Geschenk anzunehmen, verharrte sogar längere Zeit auf seiner Weigerung, allein die Marquise bat so dringend und mit so viel Anmuth, daß der Dauphin sich zuletzt zur Annahme verpflichtet hielt.

Während die Favorite so mit Zartsinn den Erben der Krone verpflichtete, wünschte die fromme Frau von Maintenon sich Glück dazu, endlich Gelegenheit zur Rache an einem Prinzen gefunden zu haben, der sie verachtete. Mit den lebhaftesten Farben schilderte sie dem Könige das Aergerniß, welches die Liebschaft des Dauphins mit der Frau von Route gäbe, da die Leiche der Dauphine kaum erkaltet sei. Frau von Maintenon vergaß in diesem Augenblicke das Rendezvous, welches sie selbst sich am Tage nach dem Tode Maria Theresia's in St. Cloud gegeben hatte. Der König dachte gleichfalls nicht mehr daran, und so wurde Frau von Route

exilirt, weil sie die Ausschweifungen des Dauphin begünstigt hatte. Der Prinz hatte kaum die Verbannung seiner Geliebten erfahren, als er von dem Könige den Befehl erhielt, sogleich zu der Armee in Deutschland abzugehen, um das Commando derselben zu übernehmen. Der Dauphin nahm sich indessen noch so viel Zeit zu einem zärtlichen Abschied von Frau von Route, und setzte dieselbe, Dank sei es der Freigebigkeit der Frau von Maintenon, in eine Lage, in welcher sie die Verfolgungen allenfalls verschmerzen konnte.

Der Marschall von Luxemburg, der Zögling des großen Condé, hat am 1. Juli in der Ebene von Fleurus einen bedeutenden Sieg über den Prinzen von Waldeck davon getragen. Ein kühnes Kavallerie-Maneuvre war es besonders, welches den Gewinn der Schlacht entschied.

Mit heute beginnt eine neue Aera des Ruhmes für Ludwig XIV.; darf Colbert noch Theil an den Freuden der Erde nehmen, so muß er mit Entzücken die Frucht erblicken, welche das Ergebniß seines Eifers ist. Unsere Marine, die er aus dem Nichts hervorzog, hat über die ersten Seefahrer in der Welt, die Engländer und Holländer, einen Triumph errungen. Die Herren von Tourville, Chateau-Renaud und Estrées haben auf der Höhe von Dieppe

am 10. Juli mit 72 Linienschiffen, die nicht schwächere verbündete englisch-holländische Flotte geschlagen. Die stolzen Herrscher des Ozeans haben nach zehnstündigem Kampfe ihre Linien durchbrochen, und ihre Schiffe zerstreut gesehen; 17 derselben sind entmastet und von Kugeln durchbohrt an die Küsten Englands oder Hollands geworfen worden, und die übrigen, durch die Sieger gedrängt, flüchteten sich in die Themse. Mit Stolz kann ich es hier niederschreiben, daß Frankreich schon seit sechs Monaten auf dem Meere herrscht; dieser neue Ruhm, welcher dem Könige bisher noch mangelte, ist das Werk des Herrn von Seignelais.

Aber König Jacob II. hat aus diesem Triumphe keinen Vortheil ziehen können; während die Kanonen Tourvilles seinem Gebieter ein neues Reich eroberten, sah Stuart den letzten Stern seines Glückes vor dem Wilhelms III. erlöschen. Er überließ den Fahnen dieses Eroberers den Sieg, welchen die Irländer ihm bei Boina nur schwach streitig machten, und welchen nur die französische Tapferkeit verzögerte.

Der König selbst hat aus Mangel an persönlichem Muthe das Schlachtfeld zuerst verlassen, um im Gebete den glücklichen Erfolg seiner Waffen zu erflehen. Diese letzte Anstrengung Jacobs II., oder vielmehr der Franzosen für ihn, hat weiter keinen Erfolg gehabt, als daß in den Reihen Wilhelms III.

einer der besten Offiziere getödtet wurde: der Marschall von Schomberg. Der Prinz von Oranien selbst wurde in der Schulter verwundet, und in Paris sagte man ihn sogar todt. Die Geschichte wird an den Parisern die unanständige Freude rächen, die sie bei dieser falschen Botschaft äußerten.

Seit sechs Monaten unterhandelt der Herzog von Savoyen zu gleicher Zeit mit Ludwig XIV. und mit dem Kaiser; dies war vollkommen im Charakter jenes Fürsten, dessen ganzes Leben von politischer Doppelzüngigkeit zeigt; dennoch verweigerte der König einer solchen Schändlichkeit lange Zeit den Glauben, bis seine Minister ihm endlich die Beweise vorlegten. Er erklärte hierauf dem Herzoge von Savoyen den Krieg, und sandte den Herrn von Catinat gegen ihn, einen ausgezeichneten, unterrichteten und verdienten Offizier. Catinat griff den Herzog von Savoyen bei Stoffarte an, schlug ihn, eroberte Saluces, zog in Suzo ein, und Herr von St. Routh vollendete unterdessen die Eroberung von ganz Savoyen; so endigte der Feldzug von 1690, an welchem die Pariser jedoch, unter den Kriegen Frankreichs aufgewachsen, nur wenig Theil nahmen.

Es sei mir erlaubt, hier noch einige Züge zu dem Bilde zu liefern, welches Paris am Ende des Jahres 1690 darstellte. Die Schneider arbeiteten nur mit der Hand; der fast gänzlich unveränderte Schnitt

der Kleider ließ die Einbildungskraft dieser Künstler in völliger Ruhe. Das Scharlachroth und die Federn sind Lakaien und Kutschern zu Theil worden; bald wird es mit dem Golde und Silber eben so sein, denn die Vornehmen fangen schon an, darauf Verzicht zu leisten, es sei denn, daß die Kunst des Stickers den Werth des Goldes erhöhe. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß die Vornehmen geneigt sind, auf den Luxus Verzicht zu leisten, wenn dieser sich über die niederen Stände ausbreitet; sie wollen mit dem Pöbel nichts gemein haben. Wenn Tressen dem gemeinen Haufen anheim fallen, so sind dagegen Bänder und Spitzen noch immer vom feinsten Geschmacke; die vornehmsten Herren und Damen sind damit bedeckt. Alle Welt trägt einen Degen, doch nicht mehr jenen kleinen leichten, welcher vor zehn Jahren unter den Schößen des Rockes fast verschwand, sondern ein langes, schweres Schlachtschwert. Vor einigen Jahren waren die Perücken blond, jetzt müssen sie braun sein. Die Frauen, welche das andere Geschlecht als Muster der Unbeständigkeit und des Wechsels darstellen möchten, strafen jetzt eine solche Behauptung Lügen; sie tragen fortwährend ihr eigenes Haar, und ändern den Schnitt ihrer Kleider nur wenig. Wir bleiben doch wenigstens bei der Kleidung unsers Geschlechtes, die Männer aber überladen sich so sehr mit Bändern, Spitzen und Edelsteinen, daß ihr Anzug bald nicht mehr

von dem der Frauen zu unterscheiden sein wird, mit Ausnahme der Beinkleider, welche sie als Vorrecht ihres Geschlechtes schwerlich ablegen würden. Vor einigen Jahren trug man noch sehr kleine Uhren, jetzt muß man große, sehr große haben. Die Frauen befestigen sie an der linken Hüfte über ihren Kleidern. Diese Mode wird der Schönheit manches beschämende Geständniß ersparen; der Mund braucht nicht mehr das Schlagen der Schäferstunde zu verkünden, sondern es genügt, daß der Finger auf dem Zifferblatte dieselbe andeute. Die Männer, die Muster der feinen Sitten, kämmen sich auf öffentlicher Straße die Haare, und diese Kämme dienen ihnen zugleich dazu, an die Thüren anzupochen, wo sie Besuche machen wollen. Einer Frau, welche nicht einen kleinen Spiegel bei sich trägt, wird blos deshalb jeder gute Geschmack abgesprochen.

Kleine Hunde sind eine große Liebhaberei bei Hofe und in der Stadt. Eine Dame, welche nur etwas auf sich hält, muß wenigstens drei bis vier auf ihrer Toilette, in ihrer Kutsche, bei Tische, und selbst im Bette haben. Vorgestern machte ich einen Besuch bei Frau von Chaulnes; sie empfing mich im Bette. Ich sprach ganz ernsthaft mit ihr, da kam plötzlich am Fußende ein Hundekopf zum Vorschein, dann ein zweiter beim Kopfkissen, dann ein dritter, dann ein vierter. „Geht es bis zum Du-

tzend?" fragte ich. „Nein," erwiderte sie mir, „mein Gemahl will mir nur die Hälfte gestatten."

Kaffee, Thee und Chokolade werden in allen vornehmen Häusern zum Frühstück gegeben, aber der Kaffee trägt über seine Nebenbuhler den Sieg davon. Die Liebhaber dieses Getränkes behaupten, es sei ein sicheres Mittel gegen Melancholie, Trübsinn und Schmerz. Eine Dame des Hofes empfing kürzlich die Nachricht, daß ihr Mann in Irland geblieben sei: „Ach ich Unglückliche!" rief sie aus; „man bringe mir schnell meinen Kaffee!" Sie trank ihn, und — war getröstet. Ein schlagender Beweis, gegen den sich nichts einwenden läßt.

Die Großen, der Adel, der Bürgerstand, welcher demselben nachzuahmen liebt, und selbst die Krämer, bringen ihren Morgen in den Kirchen zu; dies ist in unserer Zeit die Nothwendigkeit des Ehrgeizes, der Politik, des Interesses. Was man in dem Tempel Gottes vornimmt, darum bekümmern sich die Leute nicht, die den Besuch desselben gebieten. Das Decorum wird vorgeschoben, jederzeit das Decorum; das Uebrige mag gehen, wie es will. Die Gebräuche liegen in Fesseln, aber das Gewissen hat einen weiten Spielraum; es handelt sich nur darum, zu *scheinen*, keineswegs aber zu *sein*. Die Mehrzahl der Gläubigen begiebt sich daher in die Kirchen, dort zu plaudern, zu klatschen, zu medisiren, Liebschaften anzuspinnen, oder in obscönen Bü-

chern zu lesen, statt wahrhaft fromm und gottesfürchtig zu sein.

Das Rendez-vous à la mode ist die Messe von Saint-Germain, ein offener Markt alles dessen, was den Launen, dem Luxus, der Verschwendung, schmeicheln kann. Möbel, Zeuge, Edelsteine, Weine, Liqueure, Pastetenbäckereien und Confituren, — Alles findet sich hier vereinigt. Ganz Paris versammelt sich hier, weit mehr, um sich zu unterhalten, als um zu kaufen. Was hier noch am Meisten erhandelt wird, sind die Gunstbezeugungen leichtfertiger Schönen, oder die Erstlinge solcher Tugenden, die noch nicht verkauft oder verschenkt wurden. Auch der Tummelplatz der Spitzbuben ist die Messe von Saint-Germain. Sonst pflegte auch der König die Messe zu besuchen, deren buntes Treiben ihm viel Unterhaltung gewährte. Seit seiner Vermählung mit der Frau von Maintenon ist er nicht wieder dort gewesen.

Der König ist wüthender als je auf Wilhelm III. Die Herzogin von Roche-sur-Yong, welche ihrer Zunge in Gegenwart des Königs immer weniger Zwang anlegt, und ihn durch ihre heitere Laune und ihre Scherzreden angenehm unterhält, hat diesen Zweck keinesweges erreicht, als sie gestern ganz naiv erklärte, der Prinz von Oranien betrachte die großen Handlungen Ludwigs XIV. nur für eben so

viele große Thorheiten, und lasse jetzt sogar in London ein Tollhaus nach dem Plane des Louvre erbauen.

„Der Unverschämte!“ rief Ludwig XIV. aus. „Nun wohl; gleich morgen lasse ich in Marly Abtritte nach dem Plane von St. James erbauen.“

Die Lorbeeren, welche unsere Marine am 10. Juli errang, gebührten zum Theil dem Herrn von Seignelais; sie können nur noch sein Grab schmücken. Dieser zweite Colbert hat sich in der Ewigkeit mit seinem großen Vater vereinigt, dessen weitaussehende Pläne er verfolgte und zur Reife brachte. Seignelais stirbt in dem Alter von 39 Jahren an der Schwindsucht; der Herr von Pontchartrin erhält seinen Posten. Dieser Minister ist ein strenger Mann, umringt sich aus Lust mit Schwierigkeiten, und findet ein Vergnügen daran, erbetene Gunstbezeigungen abzuschlagen. In seinem Kabinette war noch nie ein Minister so rüde, als er; selbst die Generale empfangen mannichfache Beweise seiner Rohheit; er ist ein zweiter Louvois. Pontchartrin hat ein langes Gesicht, breite aufgeworfene Lippen, und seine Züge sind durch die Pocken, welche ihm auch ein Auge geraubt haben, auf das höchste entstellt; das Glasauge, welches er trägt, vollendet das Widerwärtige seiner Physiognomie.

In meinem Tagebuche finde ich, daß ich im Jahre 1661 der eisernen Maske flüchtig Erwähnung that; dieser so geheimnißvolle Mensch ist bis jetzt auf der Insel St. Margaretha gefangen gehalten worden. Als aber Herr von St. Marx, Gouverneur von Pignerol, jetzt das Gouvernement der Bastille erhielt, mußte er die eiserne Maske unter seiner Obhuth mit in das neue Gefängniß bringen. Auch hier wieder ist der unbekannte Gefangene, der Gegenstand der Verehrung; der Gouverneur, selbst die Minister, sprechen nur stehend mit ihm; seine Tafel wird prachtvoll servirt; er verlangt und erhält Leibwäsche von der größten Feinheit, Spitzen von sehr hohem Preise. Nie hört man ihn klagen, aber seine Stimme hat einen Anklang der Traurigkeit und Melancholie, welche die Seele mit einem sonderbaren Mitleid durchdringt, und unwillkürlich den Gedanken an ein großes Unglück erweckt, dem ein glänzendes Geschick erliegt. Die eiserne Maske singt zur Begleitung der Laute, und dann besonders bringt seine Stimme den rührendsten Eindruck hervor.

Frau von Montespan, welche sich seit einigen Tagen nach St. Joseph begeben hatte, ließ dem Könige sagen, daß sie sich für immer zurückziehe; sie wird sechs Monate in dem erwähnten Hause und sechs Monate in Fontevrault zubringen: Die

Marquise ist wirklich fromm geworden; sei es nun wahrer religiöser Eifer, sei es Nachahmung der Herzogin von La Vallière, genug, diese neue Magdalena trägt Hemden von grober Leinwand, Strumpfbänder von Pferdehaar, und auf dem bloßen Leibe einen Gürtel mit Stahlknöpfen; sie schläft auf einer Matratze, welche mit Asche gestopft ist. Aber über eine Eitelkeit kann die Frau von Montespan noch nicht gebieten; selbst in ihrer Zelle behält sie jenes herrische Wesen bei, welches sie sich zur Zeit ihrer Gunst, oder vielmehr ihrer Regierung, angeeignet hatte. In ihrer Zelle ist nur ein einziger Stuhl, und zwar für sie. Wenn ihre Kinder sie besuchen, bleiben diese stehen, und sie empfängt sie nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Herrscherin, welche hier Hof hält.

Catinat ist fortwährend erfolgreich in Savoien; er hat Villafranca erobert, und bedrohet Nizza, Carmagnole und Montemeliano.

Ludwig XIV. ist nach Versailles zurückgekehrt, nachdem er in Flandern einen Monat zugebracht, und Mons erobert hatte. Die Marschälle von Luxemburg und Lafeulliade, so wie Vauban, die Seele unserer Belagerungsheere, begleiteten den König; der Herzog von Chartres hat in der Belagerung von Mons seinen ersten Feldzug gemacht. Die Belagerung ist sehr rühmlich gewesen, und die Stadt am sechzehn=

ten Tage nach Eröffnung der Laufgräben erobert worden.

Während der Belagerung von Mons trug sich ein Ereigniß zu, welches dem ohnehin schon wankenden Einflusse Louvois den Gnadenstoß versetzte. Ludwig XIV. hatte ein Detaschement Cavallerie an einen Posten gestellt, den er sehr vortheilhaft für dasselbe hielt. Der König, welcher sich besser als irgend Jemand auf das Kriegshandwerk zu verstehen glaubt, war noch ganz erfreut über dies geschickte Maneuvre der Taktik, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß der Kriegsminister jenem Detaschement einen andern Posten angewiesen hätte. Diese Anmaßung von Seiten eines Mannes, mit dem der König ohnehin schon unzufrieden war, steigerte dessen Wuth auf den höchsten Gipfel. Er schwieg zwar, aber heimlich schwur er, sich zu rächen. Dies war übrigens das einzige Hinderniß, auf welches Ludwig XIV. in diesem Feldzuge stieß; er belobte sämmtliche Generale und Prinzen, und sogar den Herzog von Chartres, den er zwar nicht liebt, dessen bewiesener Muth aber wahrhaft Lob verdiente. Der König schenkte Vauban 100,000 Livres, aber der Marschallsstab wurde auch hier wieder vergessen. Sollte es wahr sein, daß Vauban durch die Härte seines Charakters und seiner Züge einen Lohn zurückstößt, der ihm für seine Verdienste schon längst hätte zu Theil werden müssen? Es ist wahr, Vau-

bans Augen sprechen die größte Härte aus, aber es kann kein trügerischeres Zeichen geben, als dieses, denn er ist die Sanftmuth selbst. Sein Mund verräth indessen seine schönen Eigenschaften nicht sogleich; seine Rede ist kurz, kalt und trocken. Spricht man mit diesem ausgezeichneten Manne von seinen Talenten und von seinen Verdiensten, so ist er bescheiden, schüchtern sogar, und erröthet wie ein Kind. Mit dergleichen Eigenschaften kann man sich zwar sehr achtungswerth machen; auch achtet der König Vauban in der That hoch, aber es sind keine Eigenschaften, um Marschall von Frankreich zu werden, denn nach der Meinung Ludwigs XIV. ist dazu vor allen Dingen Würde und Repräsentation erforderlich.

Nach der Einnahme von Mons wollte der König den Kapitains der französischen und der Schweizergarde einen neuen Beweis seiner Zufriedenheit geben, und verlieh ihnen daher den Rang von Obristen.

Ueber das innere Hauswesen der Frau von Maintenon habe ich bisher noch nichts gesagt; hier die Beschreibung desselben.

Ihre Bedienten sind nicht sehr zahlreich; ihre Frauen haben einen wenig anstrengenden, aber traurigen, langweiligen Dienst. Sie dürfen nicht nur niemals ausgehen, sondern es ist ihnen auch verbo-

ten, Jemand bei sich zu empfangen. Unter ihren Dienerinnen muß besonders Nanon erwähnt werden, welche mit der Wittwe Scarron ein ärmliches Zimmer gemeinschaftlich bewohnte, als Madame Balbien aber eine Person von Wichtigkeit geworden ist; sie versieht den Posten einer Haushofmeisterin. Betschwester gleich ihrer Gebieterin, der sie stets in allem nachgeäfft hat, übt sie eine Art von Aufsicht über die Damen von St. Cyr aus, welche nach und nach bei der Stifterin dieser Anstalt sich aufhalten; auch über die Nichten der Frau von Maintenon führt Nanon die Aufsicht, und dieser Theil ihrer Pflicht macht ihr nicht wenig Beschäftigung.

Frau von Maintenon macht und empfängt keine Besuche; indessen sieht sie bisweilen die Königin von England bei sich, so wie sie dieselbe dann und wann in St. Germain besucht. Unter den Höflingen haben der Herzog von Richelieu, so wie der Herzog von Montchevreuil und dessen Gemahlin, Zutritt zu den innern Gemächern der Marquise; seltener Frau von Haudicourt und Herr von Villeroi.

Frau von Maintenon kleidet sich in Gegenwart des Königs an und aus, und wird von diesem Madame genannt, wie die verstorbene Königin. Sie sitzt in Gegenwart des Königs, wo es ihr am bequemsten dünkt, auf einem Lehnstuhle; die Anwesenheit der königlichen Familie, und selbst die der Königin von England, ändert hierin nichts. Frau

von Maintenon erhebt sich gegen den Dauphin und Monsieur, weil diese nur selten zu ihr kommen; aber bei Eintritt von andern Personen bleibt sie jederzeit sitzen. Will die Marquise mit den Töchtern des Königs sprechen, so läßt sie dieselben in ihr Zimmer berufen, wohin sie sich zitternd begeben, da sie fast nur hierher beschieden werden, um eine Strafpredigt zu empfangen; nicht selten kommen die Prinzessinnen dann mit verweinten Augen aus dem Zimmer der Marquise. Gehen die Generale zur Armee, oder in ihre Gouvernements ab, so versäumen sie nie, sich bei der Frau von Maintenon zu beurlauben, wie sonst bei der Königin. Alles dieses beweist, daß der König und die Marquise das Geheimniß ihrer Vermählung mit einem immer leichtern Schleier verhüllen; die folgende Thatsache giebt dafür einen noch bündigern Beleg. Frau von Maintenon wollte kürzlich das Kloster der großen Carmeliterinnen besuchen, in welchem der Königin allein das Recht des Zutrittes frei steht. „Sie kennen unsern Gebrauch, Madame," sagte die Oberin, indem sie sich vor die Thüre stellte; „an Ihnen ist jetzt die Entscheidung."

„Oeffnen Sie immer, meine Mutter!" sagte die Marquise.

Nach dem Mittags- und Abendessen begiebt sich der König jederzeit zu der Marquise; er bleibt gewöhnlich bis Mitternacht bei ihr.

Obgleich Frau von Maintenon an den Staatsgeschäften lebhaften Antheil nimmt, stellt sie sich doch, als beschäftige sie sich gar nicht damit. Wenn der Ministerrath in ihrem Zimmer gehalten wird, wie dies sehr häufig geschieht, sitzen der König und sie auf Lehnstühlen, und ein Tisch wird vor sie gestellt, daneben zwei Tabourets, eines für den Minister, eines für dessen Sack.*)

Während der Staatssecretair mit dem Könige arbeitet, liest die Marquise oder beschäftigt sich mit weiblicher Arbeit. Obgleich die Unterhaltung zwischen dem Könige und dem Minister mit lauter Stimme geführt wird, mischt sie sich doch nie hinein, als wenn sie gefragt wird; dies geschieht aber größtentheils, und durch die Anrede: „Was meinen Sie dazu?" Dann spricht sie ihre Meinung aus, mit Bescheidenheit und Zurückhaltung, aber fast jederzeit wird ihr Rath befolgt.

Der König findet sehr viel Gefallen an der Lotterie; selten vergeht ein Nachmittag, an welchem er nicht eine bei sich hält; es ist ein Bedürfniß für ihn, Geschenke zu machen. Die Gewinne bestehen in kostbaren Stoffen, Edelsteinen, Silberzeug, und

---

*) Damals hatten die Minister nicht wie jetzt ein Portefeuille zu ihren Papieren, sondern einen Sack von schwarzem Sammet.

zuweilen in baarem Gelde; da bei diesem Spiele Jedermann gewinnt, der Banquier allein ausgenommen, kömmt es diesem etwas theuer zu stehen. Im Allgemeinen liebt der König das Spiel und begünstigt die Spieler; so liefert er selbst die ergiebigste Hülfsquelle der Immoralität. Dies ist aber nicht alles; man betrügt bei Hofe in Partien, wo es sich um 12—15,000 Louisd'or handelt.

In der That, wenn man alles das denkt, was man bei Hofe sich erlauben darf, was man daselbst sagen muß, was dort geschehen soll, und wessen man sich enthalten muß, so bedauert man, keinen eigenen Codex der Etiquette zu haben.

Louvois ist todt; diese Neuigkeit wird in Paris und Versailles allgemein wiederholt, und erregt bei Jedem, der sie zum ersten Male vernimmt, die höchste Ueberraschung. Alle Welt erinnert sich, den Minister noch gestern Morgen in voller Gesundheit gesehen zu haben. Man weiß, daß vorgestern wieder ein sehr heftiger Auftritt zwischen dem Könige und dem Kriegsminister Statt fand. Ludwig XIV., welcher sich noch immer mit Unwillen der Verheerung der Pfalz, und besonders des veränderten Cavalleriepostens vor Mons, erinnerte, war während der ganzen Conferenz sehr übler Laune. Als er endlich dieser mehr nachgab, wie er augenblicklich wohl Ursache haben mochte, warf der Minister

voll Aerger ein Pack Papiere auf den Tisch, und entfernte sich, indem er sagte: „Man weiß nicht mehr, wie man Ihnen dienen soll.“

Louvois langte in der heftigsten Verzweiflung in seiner Wohnung an; der Gegenstand seines beständigen Ringens war sein Einfluß; sein Vergnügen bestand darin, daß sein Posten ihm erlaubte, den andern Höflingen seine Macht fühlen zu lassen; verlor er sein Ministerium, so gab es für ihn kein Glück mehr. Während des Tages hörte man ihn mehrmals wiederholen: „Es ist geschehn, ich bin verloren!“ Dies wiederholte er noch, als er gegen eilf Uhr Abends einen Brief von der Frau von Maintenon erhielt, in welchem diese ihm anzeigte, daß das Gewitter vorübergegangen sei, und er am folgenden Morgen im Ministerrathe erscheinen könne. Er verfügte sich in denselben; Ludwig XIV. zeigte keinen Zorn mehr; er sprach sehr ruhig mit ihm, und es schwebte dabei sogar eine Art von Lächeln um seine Lippen. Aber Louvois ließ sich dadurch nicht irre machen; seit 25 Jahren hatte er sich daran gewöhnt, die geheimsten Gedanken seines Gebieters zu errathen; der Minister sahe, daß seine Herrschaft, sein Einfluß, das Vertrauen des Königs, mit einem Worte, alle Elemente seines Lebens, ohne Wiederkehr vernichtet seien. Es ist nicht wahr, daß Louvois sich zu den Füßen Ludwigs XIV. geworfen hätte, um ihn zu beschwören, ihm entweder seine

Gnade wieder zu verleihen, oder ihm sein Ministerium zu nehmen, daß der König aber sich sowohl des einen, als des andern geweigert, indem er Louvois nicht undeutlich zu verstehen gegeben, er fürchte dessen Verrath, wenn er ihn von den Geschäften entferne. In einer solchen Bitte erkennt man den Charakter Louvois nicht, und eine so ängstlich gemäßigte Antwort liegt auch in dem Charakter des Königs nicht. Der Marquis entfernte sich schweigend, die Gewißheit seiner Ungnade und dadurch den Todesstreich im Herzen mit sich hinwegnehmend. Bei sich zu Hause angekommen, trank er mit großer Hastigkeit ein ganzes Glas Schwefelwasser von Balaruc aus, und plötzlich sank er auf seinen Lehnstuhl zurück; einige Minuten darauf trat man zu ihm ein — Louvois war nicht mehr. Man fand ihn sitzend, die Beine weit auseinander gestreckt, den Kopf auf die Lehne eines Armstuhles gelegt, die Arme schlaff an den Seiten herabhangend.

Dieser berühmte Mann hat den letzten Seufzer ohne den geringsten Kampf ausgehaucht, und ohne daß der Tod irgend eine Spur auf seinem Gesichte zurückgelassen hätte. In dem benachbarten Zimmer, wo sich mehr als zwanzig Personen befanden, hatte man nicht das leiseste Geräusch vernommen.

Soll man nun den plötzlichen Tod Louvois dem Kummer, oder dem Wasser von Balaruc zu-

schreiben? Sowohl das eine als das andere kann dazu beigetragen haben, doch hat man allen Grund, zu glauben, daß das Wasser nur seiner ungemeinen Kälte wegen so verderblich wirkte. Daß die Flasche, aus der das Wasser gegossen wurde, vergiftet gewesen sei; die Mittheilung, welche Louvois dem Herrn von Barbezieux gemacht haben sollte; die von dem sterbenden Louvois in der Mitte des Zimmers zusammengeworfenen und verbrannten Papiere, und tausend ähnliche Umstände, welche die Fama in Umlauf gesetzt hat, müssen als eben so viel Fabeln betrachtet werden. Der Müßigang und die Liebe zum Wunderbaren schreiben den plötzlichen Tod ausgezeichneter Männer jederzeit unnatürlichen Ursachen zu. Der Körper des Ministers wurde geöffnet, und es verbreitete sich das Gerücht, daß die Aerzte Spuren von Vergiftung entdeckt hätten. Es wurde hierauf ein Mensch verhaftet, der, um das Zimmer zu bohnen, einige Augenblicke vor Louvois eingetreten war; aber er wurde unverzüglich wieder in Freiheit gesetzt.

Als man Ludwig XIV. den Tod Louvois meldete, lief er hastig im Zimmer auf und nieder, und stieß einige abgebrochene, unverständliche Worte aus. Herr von Beauvilliers will indessen verstanden haben: „Der Unglückliche! er hat das Geschick Fouqués gefürchtet.“ Dann zog er ein Papier aus dem Busen, und zerriß es in tausend Stücke. Einige

derselben, welche späterhin von der Neugierde wieder zusammengesetzt wurden, ließen erkennen, daß es ein Lettre de cachet gegen Louvois gewesen war

Traurig, nachdenkend, mit bleichem Gesichte und kurzem Athen wollte der König sich in die Gärten verfügen, als an der Treppe ein Offizier Jacobs II. auf ihn traf, der seit einigen Tagen wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, und dem Könige über den Tod seines Kriegsministers sein Beileid bezeigen ließ.

„Sagen Sie dem Könige, meinem Bruder," erwiderte Ludwig XIV., „der Verlust würde zu ersetzen sein, und weder seine noch meine Angelegenheiten sollten deshalb schlechter gehen." Nach dieser Versicherung, welche nicht so viel Ueberzeugung ausdrückte, als sie sollte, forderte der König den Gardencapitain Lauzun, welcher eben vorüberging, auf, ihn in den Garten zu begleiten. Sichtbar in Gedanken vertieft, ging Ludwig XIV. die Terasse der Orangerie entlang, und richtete die Augen auf das Intendanturgebäude, in welchem Louvois so eben gestorben war. Das Fenster des Sterbenden stand offen; mit einem sonderbaren Ausdrucke hafteten die Blicke des Königs an demselben, dann neigte er sich zu Lauzuns, und sagte mit erzwungenem Lachen. „Was doch die Einbildung thut; ich glaubte jetzt eben, die Gestalt Louvois dort an dem Fenster zu sehen."

Am Abend schien er etwas ruhiger; er fühlte, daß sein Ruf es forderte, nicht zu viel Schmerz über den Verlust eines Mannes zu zeigen, dessen Ruhm in gewisser Hinsicht nur auf Kosten des seinigen bestehen konnte. Dieser Gedanke beherrschte ihn schon gänzlich, als Monsieur den Tod des Ministers gegen ihn beklagte. „Ach, Sire," rief der Prinz aus; welch einen Verlust haben Sie erlitten!"

„Ich?" entgegnete der König. „Keineswegs! Wenn Louvois nicht so plötzlich gestorben wäre, würden Sie ihn nach Verlauf von zwei Tagen in der Bastille gesehen haben."

Frau von Maintenon zeigte eine empörende Kälte, welche einem unterdrückten Triumphe nur zu sehr glich. „Werden Sie für die Seele des Verstorbenen beten?" fragte eine Dame des Hofes sie.

„Ich habe für genug eigene Sünden um Verzeihung zu bitten," erwiderte sie.

Man ist nicht leicht gerecht, wenn man sich bemüht, die Personen zu zeichnen, welche auf dem Theater der Welt eine große Rolle gespielt haben, sobald man dies unternimmt, wenn kaum ihr Grab geschlossen ist. Aber man wagt wenig, wenn man der Stimme des Volkes, welches eine Stimme Gottes sein soll, als Echo dient. Oft genug habe ich der harten Physiognomie Louvois erwähnt, der Rauhigkeit und selbst Bosheit seines Charakters, seiner giftigen Feindschaft, so wie der Verschwendung, mit

welcher er aus den Trümmern des Volksglückes den Ruhm seines Gebieters erbaute. Jetzt muß ich ihn als Kriegsminister in Betracht ziehen, und hier zeigt sich der große Mann. Vor ihm herrschte keine Disciplin, keine Ordnung in der Armee, keine Taktik vor dem Feinde, kein gleichförmiges Exercitium in den verschiedenen Corps; keine Ordnung des Avancements, um die Tapferkeit zu belohnen, kein Asyl für die in den Lagern ergrauten Krieger. Louvois erschuf dies Alles; und nicht weniger General als Verwalter, ging er jederzeit in die Pläne des Feldzuges ein, um sie zu vergrößern, zu ordnen, und ihre Ausführung zu beschleunigen. Stets kann man als einen Beweis seiner großen Einsicht die Instruction betrachten, welche der Marschall Villiers für die Belagerung von Gent empfing. Mit einem Worte, sowohl in unserer militärischen Gesetzgebung, als in dem Rufe unserer Waffen, bezeugt alles das Genie Louvois; es steht zu fürchten, daß das schnelle Abnehmen unseres Waffenglückes auch den Beweis von dem Absterben dieses Genies liefern werde.

Während Louvois zu Paris starb, versetzte die Schlacht von Tirconnel, welche in Irland verloren wurde, der Sache Jacobs II. den Todesstreich; der König selbst hatte den Schauplatz des Krieges bereits verlassen. Eine Capitulation, welche zu Limare abgeschlossen wurde, gestattete jedoch sämmt-

lichen Franzosen, welche in Irland gekämpft hatten, sich einzuschiffen; Chateau-Renaud führte hierauf 15,000 Irländer nach Frankreich, und es blieb Stuart nichts, als der leere Königstitel.

Einige in Flandern von dem Marschall von Luxemburg errungene Vortheile; die durch Herrn von Catinat in Savoyen erfolgte Einnahme Nizza's, Carmagnoles und Montemelianos; das Bombardement Barcelona's und Alicantes in Spanien durch den Marschall d'Estrées; die Eroberung einiger festen Plätze am Rheine; dies sind die Ereignisse, welche den Feldzug von 1691 mit einigem Glanze beendigen. Der König arbeitet viel mit dem Herrn von Barbezieux, dem Sohne Louvois, der in dem Alter von zwanzig Jahren zu dem Posten seines berühmten Vaters berufen ist. Seine Erziehung muß noch vollendet werden, aber man weiß, daß Ludwig XIV. es liebt, seine Minister zu bilden. Sollte aber für diesen die Erfahrung eines Königs genügen? Als die Fremden die Ernennung Barbezieux erfuhren, haben sie ausgerufen: „Wahrlich, man kann nicht genug über diesen König staunen, der junge Minister und alte Maitressen erwählt."

Kaum sind einige Monate seit dem Tode Louvois verflossen, und schon ist in der ganzen Verwaltung des Staates der auffallendste Wechsel eingetreten; Frau von Maintenon, welche im Anfange dieses Jahres auf keine Angelegenheit Einfluß aus=

üben wollte, welche keinen Menschen empfahl, kaum ihre Meinung sagte, wenn sie darum befragt wurde, und nur eine sehr kleine Zahl von Höflingen bei sich empfing, ist gegenwärtig der Mittelpunkt aller Gunstbezeugungen. „Ich werde erst gut bedient," sagte ihr kürzlich der Herr von Vallaincour, „seit meine Leute mich von Ihnen kommen sehen." Ein treffendes Wort; noch mehr bezeichnet Folgendes unsere Zukunft: Herr von Catinat, der freimüthigste Mensch, den es geben kann, und folglich auch der, welcher am wenigsten auf Protection bei Hofe zu rechnen hat, brachte kürzlich vierzehn Tage seiner Winterquartiere in Paris zu.

Ich traf ihn gestern bei Frau von Chaulnes. Nach einigen Betrachtungen über die Angelegenheiten der Zeit, sagte er mir: „Ich weiß, daß Sie über dies alles ein Tagebuch führen." — Ich gab dies zu. „Nun wohl, sagte er, so schreiben Sie unter den Tod Louvois:

Ende der Regierung Ludwigs des Großen

und etwas tiefer:

Regierung Franziska d'Aubignés.

Ende des zweiten Bandes.

Schluß der ersten Abtheilung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Touchard-Lafosse, Georges,

Chronik des Oeil de Boeuf der innern Gemächer des Schlosses und der Gesellschaftssäle zu Paris Eine Schilderung der Sitten u. ihres Verfalles unter den Regierungen Ludwig XIV., der Regentschaft Ludwigs XV. und Ludwigs XVI
Bd.: 2. (1832)

Leipzig 1832

Gall.com. 368 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10415564-7